



zur debatte

3/2013

Themen der Katholischen Akademie in Bayern



14

Prof. P. Dr. Elmar Salmann OSB findet Spuren des dreifaltigen Gottes mitten im Leben

15

Prof. Dr. Roland Kany schildert das Ringen um den trinitarischen Gottesbegriff im antiken Christentum

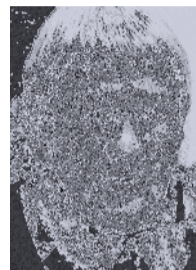


29

Rechtliche Konsequenzen des Fehlverhaltens bei der Organtransplantation skizziert Prof. Dr. Ruth Rissing-van Saan

30

Prof. Dr. Alexandra Manzei sieht den Organmangel als strukturelles Problem der Transplantationsmedizin



36

Die organisierte Verantwortungslosigkeit sieht Prof. Dr. Niko Paech als Ursache von Lebensmittelskandalen

37

Die passende Qualität ist das Ziel eines vernünftigen Umgangs mit Lebensmitteln, meint Hanni Rützler

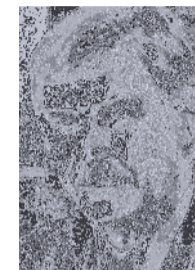
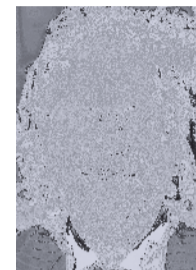


39

Prof. Dr. Hartmut Graßl erläutert den Zusammenhang zwischen Klimaveränderungen und Gletscherschmelze

41

Auf die Anpassungsfähigkeit der lebendigen Natur verweist Prof. Dr. Josef H. Reichholf



Reihe „Wissenschaft für jedermann“

„Fracking“

Unkonventionelle Erdgasgewinnung auf dem Prüfstand



Foto: dpa

In Deutschland ist der Widerstand gegen das „Fracking“ sehr stark. Bürgerinitiativen bilden sich und bekunden

ihre Sorgen immer wieder auch in Demonstrationen.

Im vollbesetzten Ehrensaal des Deutschen Museums ging es am 6. Februar 2013 um eine der zurzeit am meisten diskutierten neuen Technologien: „Fracking“. Von den einen gelobt als die Sicherung der zukünftigen Energieversorgung, warnen andere vor unkalkulierbaren Schäden für die Umwelt und großen Gesundheitsbelastungen für die Menschen. In der Reihe „Wissenschaft für jedermann“, die die Katholische Akademie Bayern in Zusammenarbeit mit dem Deutschen Museum organisiert, referierte Prof.

Dr. Fritz H. Frimmel über das hydraulische Frakturieren. Sein Hauptaugenmerk bei der Veranstaltung „Fracking. Unkonventionelle Erdgasgewinnung auf dem Prüfstand“ legte Professor Frimmel auf die kritische Bewertung der physikalischen, chemischen und toxikologischen Fakten dieser Form der Energiegewinnung. Prof. Dr. Markus Vogt führte ausführlich in die Thematik ein, diskutierte im Anschluss an den Vortrag mit dem Referenten und moderierte die Frageunde mit dem Publikum.

Fracking aus ethischer Sicht

Markus Vogt

Eine unerwartete Renaissance der fossilen Ära

Wir erleben derzeit eine Renaissance des fossilen Zeitalters. Es war voreilig, angesichts von „Peak Oil“, dem vermeintlichen Überschreiten des Förderhöhepunktes von Öl (und Gas) die „Postfossile Ära“ auszurufen. Durch die Methode des Frackings scheint die Epoche der billigen fossilen Energie unverhofft verlängerbar. Beim „hydraulic fracturing“ (wie es im Fachterminus heißt) wird ein Gemisch aus Wasser, Sand und Chemikalien unter hohem Druck in tiefliegendes Gestein gepresst, so dass feine Risse entstehen, durch die das dort in kleinen Blasen vorkommende Erdgas oder Erdöl gewonnen werden kann. Man spricht auch von Schiefergas, da beim Fracking sehr häufig Schiefergestein verwendet wird.

Seit Monaten finden sich fast täglich Berichte und Meinungsäußerungen zum Fracking in den Medien. Große ökonomische Versprechen und Investitionen stehen tiefen Ängsten und ökologischen Risiken gegenüber. Was steckt hinter dem neuen Zauberwort „Fracking“, das vielfältige Imaginationen weckt und gegenwärtig die energiepolitische Weltkarte weitreichend verändert?

Die unkonventionelle Förderung von Öl und Gas aus schwer zugänglichen Lagerstätten ermöglicht einen Ausweg aus den drohenden Engpässen der Energieversorgung. Experten sagen einen neuen globalen Öl-, Gas- und Kohleboom voraus. Angesichts des rasant wachsenden Energiehungers wird danach dringend gesucht. Weltweit wird



Prof. Dr. Markus Vogt, Professor für Christliche Sozialethik an der LMU München

eine Verdopplung des Energiebedarfs bis zur Mitte des Jahrhunderts erwartet. Fracking scheint den Alptraum der Industriegesellschaft, dass ihr das „Lebenselixier“ der billigen fossilen Energie ausgehen könnte, zu bannen.

In den USA wird Fracking seit 2005 praktiziert und gehört inzwischen bereits in 29 der 50 US-amerikanischen Bundesstaaten zum Alltag. Die erforderliche Technik ist erst seit wenigen

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser!

Öfters mal was Neues. Vor allem dann, wenn es sich als sinnvoll oder sogar nötig erweist. So zugespitzt, war das sicher nicht der erste Gedanke, der Papst Johannes XXIII. gekommen war, bevor er damals das Zweite Vatikanische Konzil ausrief. Denn Konzilien gibt es seit der Zeit der Apostel. Aber es war (und bleibt) so sinnvoll wie nötig, die klassischen Antworten des Glaubens auf die Fragen der Menschen unter neuen Perspektiven zu reflektieren und nicht zuletzt als Kirche neu zu lernen, ungewohnten Erfahrungen aufmerksam zuzuhören.

Deshalb war es für uns selbstverständlich, die Eröffnung des Zweiten Vatikanums vor 50 Jahren im vergangenen Oktober gemeinsam mit der Katholisch-Theologischen Fakultät der Münchner Ludwig-Maximilians-Universität zum Anlass einer die verschiedenen Aspekte ausführlich beleuchtenden Tagung zu nehmen.

Die Dokumentation dieser mehrtägigen Veranstaltung brachte nun aber (zusammen mit einem zusätzlichen Vortrag bei der Mitgliederversammlung der KEB Bayern 2012) eine solche Materialfülle zusammen, dass wir uns entschlossen haben, auch bei unserer „debatte“ mal etwas Neues zu versuchen. Und zwar eine eigene Beilage zu produzieren, in der Sie ausschließlich die Themen zum Zweiten Vatikanum finden. Diese Beilage kann dann auch spezielle Dienste leisten – für Gespräche im kleineren Kreis oder als Information für Interessierte, die ansonsten unsere „debatte“ nicht beziehen.

Übrigens werden wir im Lauf des Jahres noch zwei weitere monothematische Beilagen produzieren, die Sie immer zusätzlich zur normalen „debatte“ erhalten. Zum Einen mit dem Blickpunkt der diesjährigen Historischen Woche, nämlich der Zeit der Renaissancepäpste Julius II. und Leo X. (mit speziellen Fotos aus den Stanzen des Raffael). Und zum Andern die Tagung über die Götter Griechenlands und deren kulturellen Einfluss bis heute, die wir gemeinsam mit den Staatlichen Antikensammlungen und der Glyptothek durchgeführt hatten.

Sie sehen – wir bieten Ihnen öfters mal was Neues. Dazu Ihnen anregende Lektüre, sei es in Texten der plurithematischen Stammapausgabe der „debatte“ oder im Sonderheft.

Ihr



N.B. Die Reflexion des Zweiten Vatikanums begleitet uns natürlich auch in den kommenden Monaten und Jahren. So voraussichtlich zum 50. Jahrestag der Promulgation der Konstitution über die Liturgie am 4. Dezember 1963.

Jahren so günstig, dass sich ihr Einsatz lohnt. Doch bereits jetzt sind die Folgen dramatisch. Der Erdgaspreis ist in den USA auf ein Drittel des europäischen Niveaus gefallen. Fracking soll Amerika in die Energieunabhängigkeit führen. Schon in wenigen Jahren dürfte das Land vom Gasimporteure zum Gasexporteur werden. Nach Analysen des Weltenergieausblicks 2012 der Internationale Energieagentur (IEA) könnten die USA bereits 2020 mit Hilfe des Frackings zum größten Ölproduzenten der Erde werden. Fracking weckt Hoffnungen auf eine Renaissance der Industrie in Amerika, hilft Haushaltsdefizite und Arbeitslosigkeit zu überwinden und erzeugt eine nationale Aufbruchsstimmung in den USA sowie einigen anderen Ländern.

In der öffentlichen Debatte spielen die ökologischen Risiken eine erhebliche Rolle.

Auch Argentinien, China, Südafrika, Polen sowie die Ukraine verfügen über große Reserven und bereiten die mögliche Nutzung vor. Die Ukraine hat am 24. Januar 2013 einen Vertrag mit dem niederländischen Konzern Royal Dutch geschlossen, der sie mit Hilfe des Frackings vom teuren russischen Gas unabhängig machen soll. Frankreich hat sich gegen eine Nutzung seiner Schiefergaspotentiale entschieden. Auch in Deutschland dominiert eher Skepsis. Aber eine endgültige Entscheidung ist noch nicht gefallen. Unser Land könnte laut Bundesanstalt für Geowissenschaften und Rohstoffe seinen Erdgasbedarf immerhin 10 bis 25 Jahre lang vollständig durch Fracking decken.

Ökologische Anfragen

In der öffentlichen Debatte spielen die ökologischen Risiken eine erhebliche Rolle. Es wird befürchtet, dass die bis zu 60, teilweise hochtoxischen Chemikalien, darunter krebserregende Stoffe wie Formaldehyd und Naphthalin, die dem Wasser beigemischt werden, ins Grundwasser gelangen. Das verschmutzte Abwasser – der sogenannte Flowback – könnte, wenn der Druck nach Ausbeutung der Quelle reduziert wird, unkontrolliert an die Erdoberfläche gespült werden. Zusätzlich ist mit Leckagen zu rechnen, durch die das hochflüchtige, das Klima belastende Methan entweicht.

Vor dem Hintergrund dieser massiven Belastungen und Risiken für Grundwasser und Landschaft haben sich allein in Deutschland bereits dreißig Bürgerinitiativen zusammengeschlossen. Unter dem Titel „Stopp Fracking. Keine Chemie in unserer Erde“ werden im Internet hitzige Debatten geführt (www.gegen-gasbohren.de). Auch kirchliche Akteure sind am Protest beteiligt. So hat sich beispielsweise die Westfälische Kirchenleitung entschieden gegen Fracking ausgesprochen: „So lange die Probleme von Trinkwasser und Entwässerung nicht gelöst sind, wehren wir uns massiv gegen diese Technik.“ Die Kirchenleitung begrüßte ausdrücklich die Entscheidung des Landes Nordrhein-Westfalen, bis zum Vorliegen eines unabhängigen Gutachtens keine Fracking-Probefahrungen zu genehmigen.

Befeuert wird die Kritik durch filmische Inszenierungen. Vor drei Jahren prangerte der Dokumentarfilm „Gasland“ die Wasserverschmutzung und den Landverbrauch durch Fracking an. Das Bild eines Mannes, der ein Feuerzeug an seinen Wasserhahn hält, dessen

mit Methan angereicherter Wasserstrahl sofort Feuer fängt, erregte die Gemüter. Vor kurzem ist ein weiterer Film zum Fracking angelaufen: „Promised Land“, eine Hollywood-Produktion von Matt Damon und Johan Krasinski. Auf der diesjährigen Berlinale (7.–17.2.2013) wurde der Film erstmals in Deutschland gezeigt. Zu sehen sind in den verschiedenen, inzwischen auch in Zeitschriften abgebildeten Dokumentationen, Landstriche, die sich in Gasförderungsanlagen verwandelt haben, etwa in Texas oder im Bundesstaat North Dakota. Der Bohrtrupp zieht durchs Land, installiert Pumpen und riesige Auffangbehälter für die Förderung, zieht weiter und lässt den mit Chemikalien, öligen Gesteinsresten und rostigen Stahlteilen vermischten Aushub zurück. Fördergebiete sind mit Bohrtürmen gespickt, etwa ein Bohrturm pro Quadratkilometer. „Die Anwohner sind machtlos, denn die Ölfirmen haben die Bodenschätze unter ihren Grundstücken günstig aufgekauft, als noch niemand hier damit rechnete, dass sich die Förderung einmal lohnen könnte. Jetzt dürfen die Unternehmen ihre Bohrtürme gesetzeskonform sogar in Vorgärten aufstellen, wenn das der beste Platz ist, um die Bodenschätze zu heben.“ (Fracking – eine neue Gas- und Ölfördertechnik verändert den Energiemarkt dramatisch – auf Kosten der Umwelt. Ein Bericht aus Texas, in: Die Zeit, 22.11.2012). Fracking raube den Menschen Land und Leben. Angesichts der Erwartung, dass die Gas- und Ölförderung an den einzelnen Standorten maximal 30 Jahre dauern wird, scheint der hohe Verbrauch an Land und die Gefährdung des Grundwassers für die Anwohner ein unzumutbar hoher Preis.

Die Klage über schlampige Bohrungen in den USA, die Boden und Grundwasser verseuchen, findet zu Recht ein empörtes Medienecho. Bezogen auf Deutschland kann man daraus jedoch sehr unterschiedliche Schlussfolgerungen ziehen: Hier könnten wir zeigen, wie das Schiefergas sicher und ohne unnötigen Austritt von Methan und toxischem Wasser angezapft werden kann, so dass der Umstieg „von dreckiger Kohle auf sauberes Erdgas“ zum ökologischen Vorteil wird – so ein Zeitbericht (Die Zeit vom 10.1.2013: „Verteufelt das Fracking nicht! Deutschland könnte zeigen, wie man Erdgas sicher fördern kann“). In Deutschland sind die Umweltstandards höher: Bohrplätze müssen versiegelt, Abraum und Abwasser ordnungsgemäß entsorgt, Wasserschutzgebiete vermieden werden. Die unklare Rechtslage hat Exxon nach entsprechenden Gutachten veranlasst, zwei Probefahrungen in der Nähe von Osnaabrück einzustellen. Aber die Öffentlichkeit ist dadurch noch keineswegs beruhigt.

Politische Reaktionen und wirtschaftliche Zusammenhänge

Bisher gibt es meines Wissens keine zuverlässigen Zahlenangaben zu den ökologischen und hydrologischen Auswirkungen des Frackings sowie zu den damit verbundenen Methanleckagen. Ein umfassendes Gutachten des Umweltbundesamtes (UBA) von September 2012 empfahl, Fracking nur unter strengen Auflagen zu genehmigen. Das UBA fordert die Einführung verbindlicher Umweltverträglichkeitsprüfungen und ein Fracking-Verbot in Wasserschutzgebieten.

In Deutschland gibt es (noch?) kein konventionelles Fracking. Die Genehmigung ist Ländersache. In Niedersachsen, wo für Deutschland die weitaus größten Vorräte diagnostiziert wurden, gilt bisher das traditionelle Bergrecht,

das keine spezifische Umweltverträglichkeitsprüfung vorsieht. In Baden-Württemberg, wo insbesondere im Bodenseegebiet Vorkommen lagern, haben alle Parteien Fracking abgelehnt. Die rot-grüne Landesregierung in Düsseldorf hat ebenfalls ein Moratorium über Schiefergas-Gewinnung verhängt. Der Bayerische Umweltminister Marcel Huber setzt sich offensiv für ein Fracking-Verbot ein und stößt damit auf erheblichen Widerstand des Bundeswirtschaftsministeriums. Der Ende Februar von der Bundesregierung vorgelegte Gesetzesentwurf zum Fracking verbietet dieses in Trinkwasserschutzgebieten und fordert generell eine Umweltverträglichkeitsprüfung. Unklar bleibt jedoch, in welchem Ausmaß Verunreinigungen aus Bohrungen in der Nachbarschaft von Schutzgebieten durch unterirdische Wasserströme dort eindringen können. Auch ist die Wirksamkeit von Umweltverträglichkeitsprüfungen hier sehr eingeschränkt, solange keine Studien zu den Langzeitfolgen und Risiken des Frackings vorliegen.

International haben sich die Regierungen in Frankreich und Bulgarien gegen Fracking entschieden. Im EU-Parlament gab es jedoch keine Mehrheit für ein Moratorium zum Fracking. Energiekommissar Günther Oettinger sieht darin eine Chance für die Zukunft, die man aufgrund der hohen Potentiale für eine Reduktion der wirtschaftlichen und politischen Abhängigkeit von den Öl- und Gaslieferungen der Länder im europäischen und Mittleren Osten nicht ungeprüft lassen dürfe. Auch wenn die europäischen Schiefergasvorkommen viel kleiner sind als jene der USA, könnten sie dennoch eine wichtige Rolle in der künftigen Energieversorgung spielen.

In Deutschland gibt es (noch?) kein konventionelles Fracking.

Offen ist die Frage, auf welcher Ebene Regelungen verankert werden sollen. Braucht Europa einen gesicherten Rechtsrahmen für den Umgang mit Schiefergasbohrungen? Nimmt man Gutachten, die eine ernsthafte Gefahr für die ökologischen Lebensgrundlagen für möglich halten, ernst, dann folgt aus den ökologischen Leitlinien und Umweltprogrammen der EU m. E. eine Schutzpflicht, insbesondere dort, wo der Wasserhaushalt länderübergreifend beeinträchtigt werden könnte, wie beispielsweise an der polnisch-deutschen Grenze.

Nicht nur die geophysikalischen, toxikologischen, politischen und rechtlichen Bewertungen des Frackings sind höchst umstritten, auch seine wirtschaftlichen und preispolitischen Auswirkungen werden keineswegs einheitlich gesehen. Anders als beim Erdöl hat sich beim Gas kein einheitlicher Weltmarktpreis herausgebildet. So gibt es hohe Preisunterschiede zwischen den amerikanischen, europäischen und asiatischen Märkten. In den USA hat Fracking zu einem Überangebot an Gas geführt. Sein Handelspreis ist auf ein Drittel des deutschen und ein Fünftel des japanischen Marktwertes gesunken. Die USA beginnen Gas und auch Kohle zu exportieren und die Infrastruktur dafür auszubauen, vor allem für Tankertransporte nach Asien und Europa.

Der neue Präsident des Bundesverbandes der Industrie, Ulrich Grillo, fordert vor diesem Hintergrund eine Neujustierung der Energiewende. Die wirtschaftliche Prämisse der Energiewende, dass die Preise für fossile Energien



Foto: dpa

In den USA boomt das Fracking. Dieser Bohrturm steht im Bundesstaat Colorado.

massiv ansteigen, sei hinfällig. Die deutsche Industrie könne dem Konkurrenzdruck amerikanischer Unternehmen, die mit billigen Energiepreisen arbeiten, in vielen Bereichen auf Dauer nicht standhalten. Wer hinsichtlich der Ablehnung von Fracking grüne Gedanken habe, müsse vorher für schwarze Zahlen sorgen.

Eine aktuelle Studie der Energieanalysten vom Mannheimer Zentrum für Europäische Wirtschaftsforschung (ZEW) sieht dies allerdings kritischer: Maximal 5% des deutschen Erdgasverbrauches könnten durch Fracking gewonnen werden. Das macht den Aufwand nicht nur ökologisch, sondern auch unter wirtschaftlichen Gesichtspunkten zweifelhaft. Möglicherweise ist die Menge, die von den USA nach Europa und Asien kommt, nicht groß genug, um die Märkte dauerhaft zu verändern. Bisher hat die Leipziger Gas- und Strombörse jedenfalls im Preis nicht nachgegeben. Bisher wird aber auch in den USA vieles mit Lastwagen transportiert und der Ausbau von Infrastruktur verzögert, was dafür spricht, dass die Firmen selbst unsicher sind, wie lange der Fracking-Boom dauern wird. Mit einem zumindest vorübergehenden Preisverfall für fossile Energien ist jedoch durchaus zu rechnen, was erheblichen Gegenwind für die deutsche Energiewende bedeutet. Vor diesem Hintergrund brauchen die Investitionen in regenerative und effiziente Energieversorgung einen langen Atem.

Verzögerung des fossilen Endspiels

Jede Form der Energiegewinnung, die für die Aufrechterhaltung der gegenwärtigen Lebensstandards gebraucht wird, ist mit erheblichen negativen Nebenwirkungen verbunden. Eine ethische Reflexion der Energieversorgung gestaltet sich deshalb in einem ganz wörtlichen Sinn als Güter- und als Übelabwägung. Hierzu gibt es bisher weder in Deutschland und erst recht nicht weltweit hinreichende Einigkeit über die Kriterien, Prioritäten und die Zuordnung der sehr unterschiedlichen Ebenen von Argumenten und Bewertungen. (J. Ostheimer/M. Vogt: Die Moral der Energiewende. Risikowahrnehmung im Wandel, Stuttgart 2013).

Aufgrund der massiven negativen Nebenwirkungen aller gegenwärtig bekannten bzw. praktizierbaren Energiesysteme mündet die Energiedebatte in einen Diskurs über die Rechtfertigungsfähigkeit und nötige Kurskorrektur des westlichen Wohlstandsmodells. Die Energieversorgung ist die Achillesferse der modernen Wirtschaft: hier ist sie am stärksten verletzbar und hat ihre größten negativen Auswirkungen auf die Natur.

Der überraschende Boom von billigem Gas und Öl könnte die USA sowie zahlreiche andere Wohlstandsgesellschaften auf einen Entwicklungspfad führen, der sich als Sackgasse erweist. Denn selbst wenn durch unkonventionelle Förderung die Vorräte für einige

Akteure einige Jahrzehnte länger reichen: Das Ende der fossilen Energien ist absehbar. Langfristig wird der Wechsel zu einer postfossilen Energie- und Ressourcenbasis unvermeidbar sein. Die Frage ist lediglich, wann und wie die Transformation vollzogen werden soll. Deren Tiefen-, Breiten- und Fernwirkung mit dem der industriellen Revolution im frühen 19. Jahrhundert verglichen wird (Zerta, M. u. a.: Aufbruch. Unser Energiesystem im Wandel. Der veränderte Rahmen für die kommenden Jahrzehnte, München 2011, S. 7). Auf den, der die Umbruchprozesse geschickt nutzt und sich zum richtigen Zeitpunkt schnell genug anpasst, warten erhebliche Pioniergewinne.

Mit Fracking schwindet die Illusion, dass sich weltweiter Klimaschutz als Nebenprodukt der Verknappung fossiler Energien allein aus der wirtschaftlichen Dynamik ergeben könnte. Das „fossile Finale“ verzögert sich. Es wird ein Endspiel mit vielen Unwägbarkeiten. Für einige hundert Millionen Menschen, insbesondere in der südlichen Hemisphäre, die existentiell unter dem Klimawandel leiden, wird es ein Endspiel um ihre Lebenschancen.

Trotz aller Klimaverhandlungen stößt die Menschheit jedes Jahr doppelt so viele Treibhausgase aus, wie Wälder und Meere absorbieren können. Technisch gesehen wäre eine weltweite Abkehr von fossilen Energien, die einen Ausweg aus der exponentiellen Steigerung ökologischer Risiken bietet, möglich. Aber in der Konkurrenz um die Spitzenposition in der Weltwirtschaft und unter dem Druck der Wähler auf die Politik scheint die Entwicklung der Weltwirtschaft einen anderen Weg einzuschlagen. Wir erschließen auch in prekären ökologischen Lagen zusätzliche fossile Energiequellen. Es ist absehbar, dass diese dann auch beschleunigt verbraucht werden. Neben Fracking machen es auch die massiv betriebene Erschließung von ölhaltigen Teersanden in Kanada sowie insbesondere der starke Ausbau von Kohleförderung in China unwahrscheinlich, dass sich der kohlenstoffbasierte Stoffwechsel der Industriegesellschaften in den nächsten Jahrzehnten ändern wird.

Es wird schwer, die deutsche Energiewende international wettbewerbsfähig auszugestalten. Sie ist „eine Operation am offenen Herzen der Volkswirtschaft“, so Bundesumweltminister Peter Altmaier. Das gesamte Wirtschaftssystem hängt von der Energieversorgung ab. Da die Energiedichte fossiler Energie deutlich höher ist als die regenerativer Energieträger, ist es keineswegs klar, ob das westliche Produktions- und Wohlstandsniveau allein auf der Basis regenerativer Energie aufrechterhalten werden kann. Die Suche nach neuen Formen für eine wirtschaftliche, umweltschonende und zuverlässige Energieversorgung steht durch Fracking vor neuen Herausforderungen, die sich auch dann ergibt, wenn sich Deutschland gegen Fracking entscheidet. Sie wird vor allem eine preispolitische sein. Wer sich gegen Fracking entscheidet, muss wissen, was ihm sauberes Grundwasser und ästhetisch bewohnbare Landschaften wert sind. Schöpfungsverantwortung könnte ein nicht unbedeutendes Argument sein. □

Beilage

Dieser Ausgabe liegt das Sonderheft „Das Zweite Vatikanische Konzil“ bei.

Themen „zur Debatte“

Editorial	2
Fracking	
Fracking aus ethischer Sicht Markus Vogt	1
Unkonventionelle Erdgasgewinnung auf dem Prüfstand Fritz H. Frimmel	4
Gott, der Dreieinige Ökumenische Perspektiven	
Trinitas in statu nascendi? Jens Schröter	7
Spuren des dreifaltigen Gottes – mitten im Leben. Elmar Salman OSB	10
Das Ringen um den trinitarischen Gottesbegriff im antiken Christentum Roland Kany	11
Das Lob des dreieinen Gottes in der Liturgie Ansgar Franz	13
Das trinitarische Geheimnis und seine Deutung in den verschiedenen Konfessionen Walter Schöpsdau	16
Der Glaube der Christen an den dreieinigen Gott im Kontext des interreligiösen Gesprächs Reinhold Bernhardt	18
Organtransplantation in Deutschland. Was können wir aus den Skandalen lernen?	
Konsequenzen aus dem Trans- plantationskandal: Aus der Sicht eines Transplantationschirurgen Karl-Walter Jauch	21
Zu wessen Bestem? Das Interesse der Klinik muss nicht immer das des Patienten sein Sibylle Storkebaum	22
Die Deutsche Stiftung Organtrans- plantation in der Kritik: Was muss sich ändern? Rainer Hess	24
Rechtliche Konsequenzen des Fehlverhaltens bei der Organ- transplantation Ruth Rissing-van Saan	25
Organmangel als strukturelles Pro- blem der Transplantationsmedizin Alexandra Manzei	26
Die theologisch-ethische Dimension der Transplantationsmedizin Konrad Hilpert	29
Weniger ist besser: Essen – was, wann, wie viel? Ein Dialog zur Fastenzeit	
Notwendig ist ein waches Bewusstsein Franz Ehrensperger	31
Industrielle Landwirtschaft, Ernährungswohlstand und organi- sierte Verantwortungslosigkeit Niko Paech	32
Weniger wollen – mehr davon haben Hanni Rützler	33
Massive Schwarze Löcher und die Entwicklung von Galaxien	
Interview mit Prof. Dr. Reinhard Günzel	35
Das Schmelzen der Gletscher Klimawandel vor unserer Haustüre	
Die Massenverluste der fünf kleinen bayerischen Gletscher Wilfried Hagg	37
Das weltweite Schmelzen der Gletscher als Folge der Klima- änderungen durch den Menschen Hartmut Graßl	39
Der Klimawandel und die lebendige Natur Josef H. Reichholf	41
Vernissage Christoph Brech Rom & Vatikan	
Eine Einführung Wilhelm Christoph Warning	45
Die sieben Freuden Florian Schuller	48
Impressum	20

Unkonventionelle Erdgasgewinnung auf dem Prüfstand

Fritz H. Frimmel

Die Situation

Die Verfügbarkeit von Energie und ihre Erschließung sind ein maßgeblicher Wirtschaftsfaktor. Er ist aber meist durch Auswirkungen auf die Umwelt belastet. Die unkonventionelle Erdgasgewinnung und die von ihr ausgehenden Risiken sind ein aktuelles Beispiel für das resultierende Dilemma. Die kontroverse Diskussion dieses Themas ist nicht zu überhören und zu übersehen. Sie reicht von euphorischen Erwartungen bis zur kategorischen Ablehnung. Wie steht es mit den Fakten? Was ist bekannt und was nicht?

Zunächst die Begriffe: Die Technik der unkonventionellen Erdgasgewinnung wird international auch „Hydraulic Fracturing“ (HF) oder kurz „Fracking“ genannt. Das hydraulische Frakturieren steht für das mit wässrigen Lösungen und Druck erfolgte Aufbrechen von geologischen Formationen mit dem Ziel, die darin festgelegten Methanmengen freizusetzen und zu gewinnen. Der einleitende Vorgang hierbei wird auch als „Frac“ bezeichnet. Das zu gewinnende Methan findet man vor allem in dichten Gesteinsformationen (engl.: tight gas), in Schiefer (shale gas) oder in Kohleflözen (coalbed gas), wobei das Schiefergas derzeit das größte Interesse findet (Osborn et al. 2011).

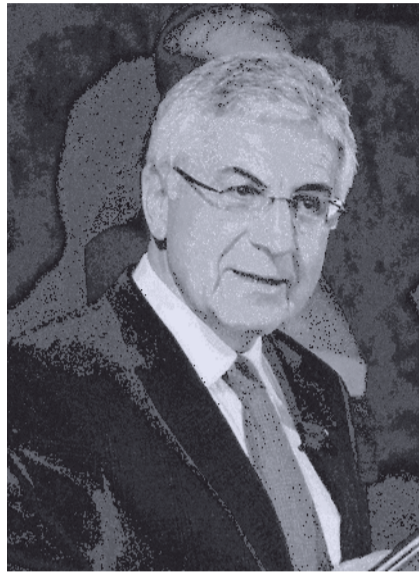
Die umfangreichste Erfahrung mit der Gewinnung von Schiefergas haben die USA. Seit 2006 wurden annähernd 500.000 Bohrungen abgeteuft. Die Investitionen dieser Gasgewinnung werden auf 125 Milliarden \$ geschätzt. Angesichts der großen Dynamik wird von einem „Gasrausch“ gesprochen, der dem Land Wohlstand für das junge Jahrhundert bringen soll. Allerdings sind auch Stimmen zu hören, die vor Fehleinschätzungen und Risiken (großen Umweltsünden) warnen. Die „Boom-Burst“-Furcht, bei der nach zehn Jahren ein schlechterer Gesamtzustand resultiert als zu Beginn, geht um.

In den USA kostet zur Zeit das Gas im Vergleich zu Deutschland und Asien lediglich ein Drittel bzw. ein Fünftel. Selbstverständlich dürfen die US-amerikanischen Erfahrungen nicht unkritisch direkt auf die deutschen Verhältnisse übertragen werden, denn die Rahmenbedingungen, wie z.B. Bevölkerungsdichte, geschichtliche und kulturelle Besonderheiten, aber auch Risikobereitschaft und Umweltbewusstsein sind recht unterschiedlich.

In Europa prognostiziert Energie-Kommissar Oettinger für die Schiefergasnutzung eine Absenkung des Gaspreises um 13 %. Weiter leitet er eine Diversifizierung der Energieversorgung und eine Verbesserung der Wettbewerbsfähigkeit ab, räumt aber ein, dass alle Klima- und Umweltaspekte zu berücksichtigen und die Bürger voll in die Diskussion der Strategie einzubeziehen sind (G. Oettinger, SZ 28.12.2012).

In Frankreich hat die Anwendung des Vorsorgeprinzips zu einem weitgehenden Verbot des Fracking geführt, und es wird die Kopplung des Bergrechts an die Umweltschutzgesetze betrieben.

Für Deutschland geht die Bundesanstalt für Geowissenschaften und Rohstoffe (BGR) von einem förderbaren Gasvolumen von 0,7 bis 2,3 Billionen



Prof. Dr. Fritz H. Frimmel, Professor am Lehrstuhl für Wasserchemie, Karlsruher Institut für Technologie

Kubikmetern (10^{12} m^3) aus. Das entspricht einer prognostizierten Bedarfsdeckung von 30 Jahren. Diese Zahl ist wegen der unsicheren Ausgangsdaten sehr fraglich.

Ein großer Teil der Bevölkerung steht der Fracking-Technologie skeptisch gegenüber. Gutachten, Anhörungen,

Bürgerinitiativen und politische Stellungnahmen versuchen den Interessenkonflikt zu beeinflussen, der sich vor allem zwischen der Nutzung dieser Technologie und dem Natur- und Gewässerschutz ergibt.

Das Verfahren

Von der Erdoberfläche wird eine mehrfache, koaxial verrohrte Bohrung in die Methan enthaltende geologische Formation abgeteuft. Dabei werden unterschiedliche teils Wasser führende Schichten durchstoßen. Die äußeren Rohre werden mit Zement verfüllt und damit abgedichtet. Bei der Endteufe wird das Innenrohr in die Horizontale umgelenkt, und es erfolgt ein waagrechter Vortrieb von etwa 1000 m in der Methan führenden Schicht. Diese Rohre sind perforiert. Damit kann die wässrige Frac-Flüssigkeit (Frac-Fluid, FF) mit einem Druck bis zu 500 bar in die Schieferformation eingepresst werden (Ewen et al. 2012). Bild 1 zeigt eine Prinzipskizze des Frackings. In den USA sind Bohrregionen einer Fläche von 200 km² mit etwa 20 Bohrplätzen und 300 Bohrungen in Betrieb.

Das Frac-Fluid

Es besteht vor allem aus Wasser, in dem bis zu 20 % Sand oder keramische Teilchen, sogenannte Stützmittel (engl.: proppants) und bis zu 5 % Chemikalien enthalten sind. Die Stützmittel dienen dazu, die Poren im methanhaltigen Gestein aufzubrechen und offen zu halten, um nach der Druckentspannung des Frac-Prozesses dem Methan ein möglichst ungehindertes Ausströmen zu ermöglichen. Die Chemikalien reichen von anorganischen Salzen bis zu synthetischen Bioziden, deren Aufgabe es ist, biologisches Wachstum zu verhindern. Alles dient im Wesentlichen einem möglichst reibungslosen Flüssigkeitstransport in den Rohren und im

Gestein. In der jüngsten Vergangenheit waren gut 100 verschiedene Stoffe im Einsatz (Exxon Mobil 2011). Tabelle 1 enthält Beispiele für typische Inhaltsstoffe und ihre Konzentrationen, wie sie in HF-Fluiden zum Einsatz kommen. Einige dieser Substanzen stehen besonders in der Kritik, da sie aus ökologischer und gesundheitlicher Sicht bedenklich sind. Es gibt eine klare Tendenz, die Inhaltsstoffe in den FF zu verringern und wassergefährdende und toxische Stoffe durch umweltfreundlichere und weniger schädliche zu ersetzen (Ewers et al. 2012, Schmitt-Jansen et al. 2012). Diese Entwicklung ist zu begrüßen, stößt aber dort an natürliche Grenzen, wo die für den technischen Prozess nötige Funktion der FF-Inhaltsstoffe nicht mehr ausreichend gegeben ist.

Bei der Bewertung der Frac-Additive stellt sich die Frage nach dem Verbleib dieser Stoffe und nach Beurteilungskriterien für sie. Bild 2 zeigt eine grobe Abschätzung der Volumenströme bei einem HF-Prozess. Von dem in den Untergrund verpressten Fluid von bis zu 4000 m³ wird nach der Entspannung und bei der Methanföderung ein Volumenanteil von etwa 20 % wieder zutage gefördert. Dieser Rückfluss (engl.: flow-back) wird gegenüber dem Original-HF-Fluid verändert sein: Die Stellmittel werden bestimmungsgemäß in den Poren des Untergrunds verbleiben. Stattdessen sind aus der Gesteinsformation gelöste Stoffe zu erwarten sowie Anteile von möglicherweise vorhandenem Lagerstättenwasser mit seinen Inhaltsstoffen. Es eröffnet sich der erhebliche Problembereich des oberirdischen Abwasser-Managements. Bild 3 zeigt Inhaltsstoffe, wie sie im Rückfluss auftreten können. Von besonderer Relevanz sind toxische und radioaktive Spezies und Verbindungen (Frimmel et al. 2013, Rosenwinkel et al. 2012).

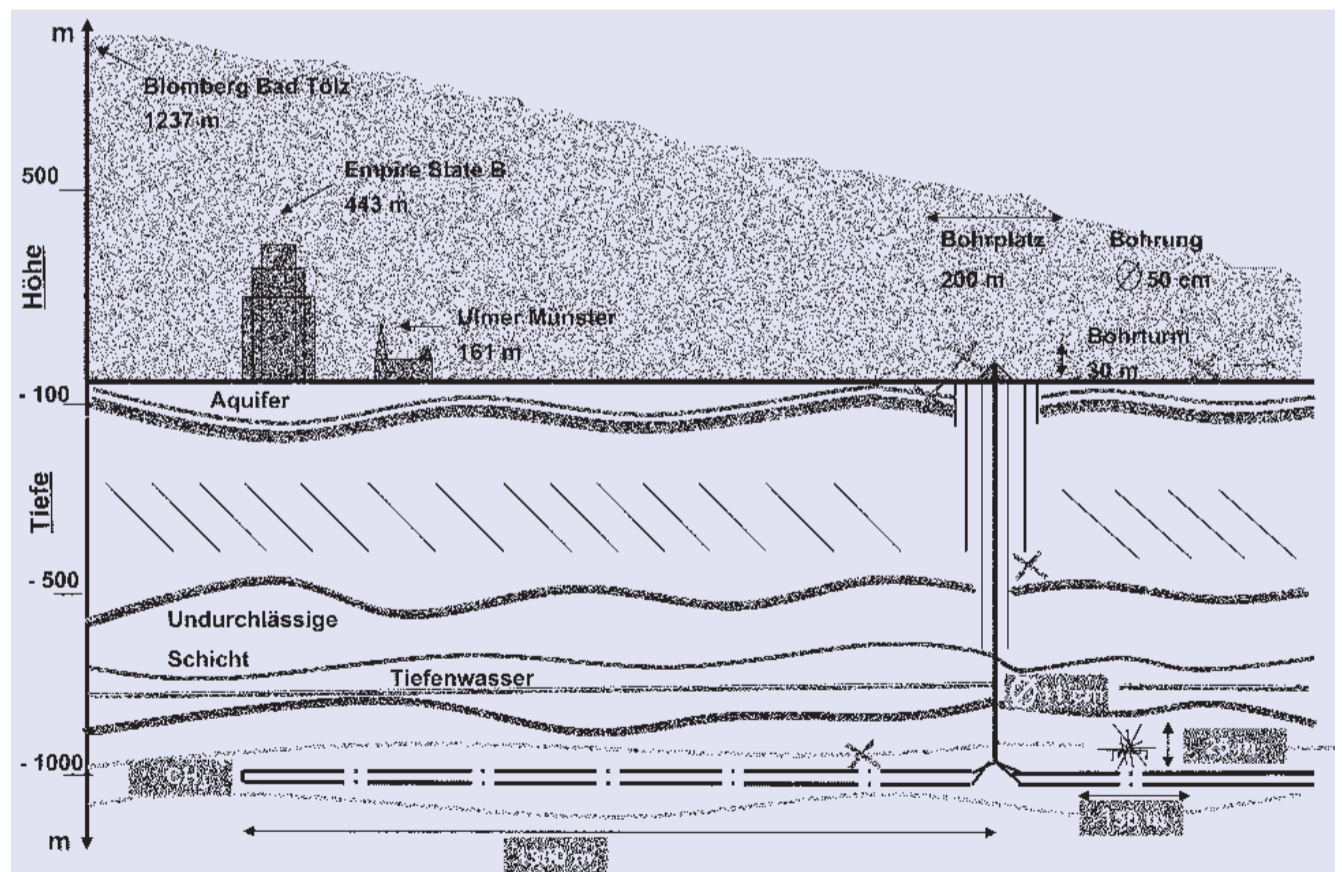


Bild 1: Eine Prinzipskizze des Fracking.

Substanz	Zweck	Einsatzmenge kg	Konzentration mg/L	WGK	Beurteilungswert mg/L	
Kaliumchlorid (KCl)	Tonstabilisator	3200	K ⁺ : 7500 Cl ⁻ : 7200	1	K ⁺ : 12 Cl ⁻ : 250	!
2-Butoxyethanol	Lösemittel	1200 – 2700	4700 – 5400	1	0,35 (LW)	!!!
CMHPG-Polymer	Gelbildner	700 – 1700	3300 – 3600 (TOC: 1500)		TOC : 0,5 – 2	!
Tetramethylammoniumchlorid	Tonstabilisator	400 – 2100	500 – 700	1	0,0003 (GOW)	!!!!
Leichte Erdöldestillate (H ₂ behandelt)	Reibungsreduzierer	880	200	1	0,0003 (GOW)	!!!!
Methanol	Lösemittel	400	700	1	1,75 (LW)	!
Tetraethylenpentamin	Stabilisator	100 – 160	170 – 740	2	0,0003 (GOW)	!!!!
Natriumbromat	Brecher	90 – 150	220 – 350	1	BrO ₃ ⁻ : 0,01	!!!
Anorganische Borate	Vernetzer	15	3 – 6	1	B : 1	
Kathon®	Biozid	1 – 16	3 – 6	3	0,0005	!!!

WGK: Wassergefährdungsklasse. LW: Gesundheitlicher Leitwert. GOW: Gesundheitlicher Orientierungswert.

Tabelle 1: Beispiele für Inhaltsstoffe der Fluide des Hydraulic Fracturing, typische eingesetzte Mengen pro Frac (ExxonMobil 2011) und Beurteilungskriterien.

Beurteilungskriterien

Hier stellt sich die Frage: Was ist für eine Beurteilung vorhanden und wo sind Lücken erkennbar?

Für den Umgang mit Chemikalien ist das Gefahrstoffrecht zu beachten. Es nennt in einer entsprechenden Verordnung Gefährlichkeitsmerkmale für die Klassifizierung, Kennzeichnung und Verpackung von Stoffen. In dieser Gefahrstoffverordnung wird die Zuordnung von gefährlichen und nicht gefährlichen Stoffen aufgrund ihrer Explosivität, Brennbarkeit, Giftigkeit und Gesundheitsschädlichkeit sowie des Umweltverhaltens geregelt. Damit lassen sich Transport und technische Handhabung der Einzelstoffe, aber auch von Fluid-Gemischen beurteilen (Ewers et al. 2012).

Für den Wasserbereich gibt es eine Verwaltungsvorschrift, die Stoffe in drei Wassergefährdungsklassen (WGK) einteilt: 1 schwach wassergefährdend, 2 wassergefährdend und 3 stark wassergefährdend. Diese Beurteilungskriterien sind auch in **Tabelle 1** enthalten.

Aus dem Blickwinkel der Wassernutzung gilt neben den allgemein gültigen Verordnungen und Gesetzen zum Gewässerschutz und Wasserhaushalt vor allem die Trinkwasserverordnung (TVO) als probate Beurteilungshilfe. Ihre Grenzwerte sind im Wesentlichen humantoxikologisch begründet, beziehen sich auf den lebenslangen Genuss von Trinkwasser ohne gesundheitliche Schädigung und dienen damit dem Vorsorgeprinzip. Da in Deutschland der überwiegende Teil der Bevölkerung mit aus Grundwasser gewonnenem Trinkwasser versorgt wird, sind der Schutz des Grundwassers und die Beachtung der Wasserschutzgebiete von essentieller Bedeutung. Für die Beurteilung der Konzentrationen der Stoffe in **Tabelle 1** und **Bild 3** sind Ausrufezeichen verwendet. Ihre Zahl gibt die Zehnerpotenz wieder, um den sich die tatsächliche Konzentration von den Beurteilungswerten im Hinblick auf das Trinkwasser unterscheidet (z. B. ! = 1.000:1; !! = 10.000:1; !!!! = 10.000.000:1)

(Frimmel et al. 2013). Für die Substanzen, für die es keinen offiziellen Grenzwert gibt, wird ein vom Umweltbundesamt vorgeschlagener gesundheitlicher Orientierungswert von 0,0003 mg/L verwendet. (Dieter 2003) In entsprechender Form gelten diese Kriterien auch für Mineralwasser geologischen Ursprungs.

Die Beurteilung aus ökotoxikologischer Sicht nutzt den PEC/PNEC-Ansatz und den sich aus dem Verhältnis ergebenden Gefährdungsindex. PEC steht dabei für die ermittelte Umweltkonzentration eines Stoffes und PNEC für die experimentell bestimmte Grenzkonzentration dieses Stoffes, bei der kein nachteiliger Effekt gegenüber Was-

serorganismen zu besorgen ist (Schmitt-Jansen et al. 2012). Der Gefährdungsindex sollte kleiner als 1 sein.

Für die technische Beurteilung der gesamten Durchführung ist eine Umweltverträglichkeitsprüfung geeignet und notwendig.

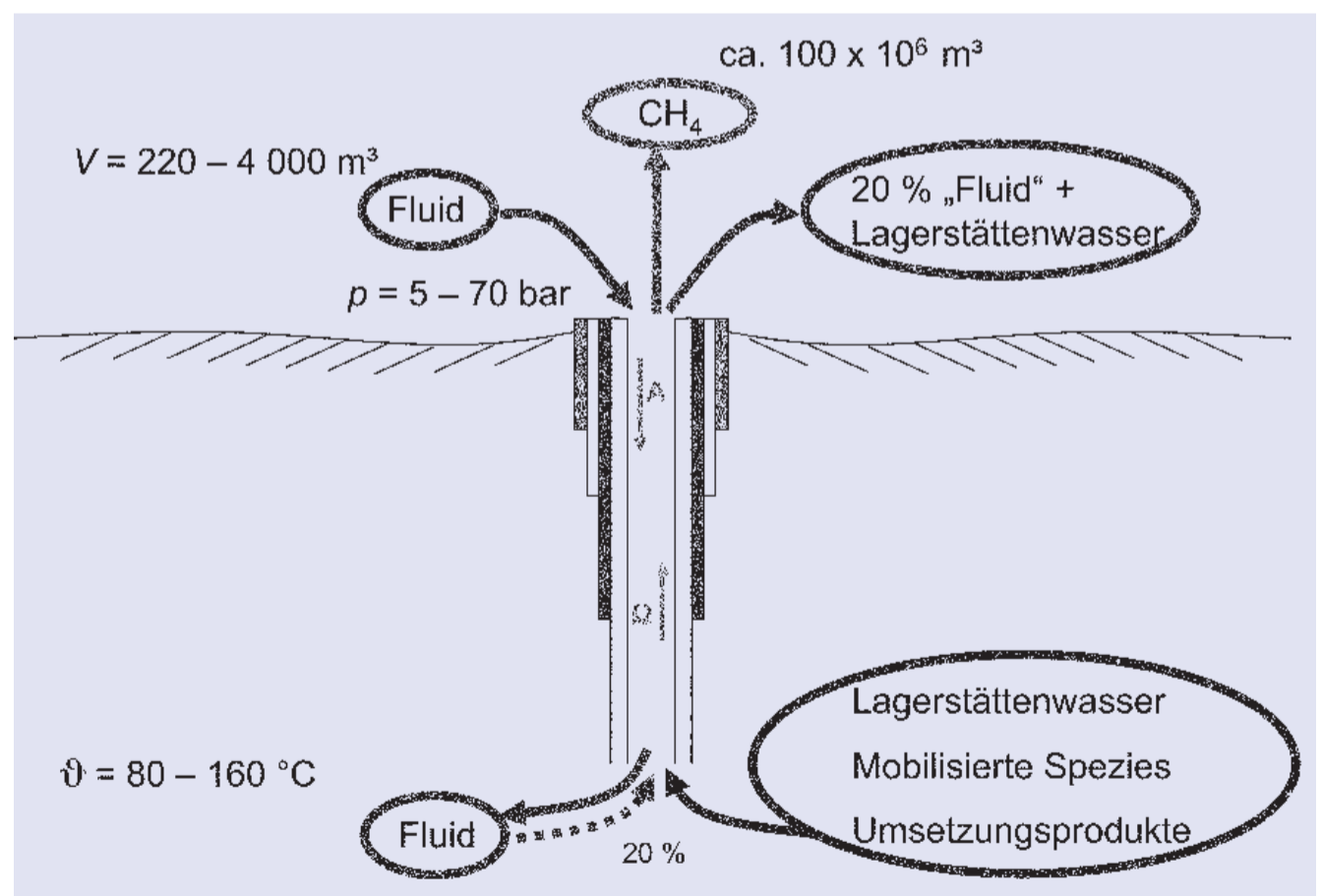


Bild 2: Eine grobe Schätzung der Volumenströme bei einem Fracking-Prozess.

Schiefer: Ton, metamorph, Quarz, Muskowit
 < -1000 m: reduzierte Verhältnisse; Anaerobier; $\vartheta = 80 - 160 \text{ }^\circ\text{C}$

Salze, Elementspezies

Li⁺, Na⁺!, K⁺!
 Mg²⁺, Ca²⁺, Sr²⁺*, Ra²⁺*, Rn⁰* ↑
 F⁻, Cl⁻!, Br⁻, HCO₃⁻, CO₃²⁻
 H₂S↑, S₈, As(III), AsH₃↑, Sb!
 Pb(II)!, Fe(II)!, Mn(II)!
 Cu²⁺, Zn²⁺, Cd²⁺!
 Hg(I, II)!!!, HgR₂↑

Organik

Ethan, Kohlenwasserstoffe
 Benzol!!!, Toluol!, Xylol!
 Naphthalin!!, PAK!!!!

Bakterien

* Radioaktiv

↑ Flüchtig

Bild 3: Inhaltsstoffe, wie sie im Rückfluss auftreten können.

Problembereiche

Die Problembereiche des HF sind vielfältig. Sie beinhalten den Flächenverbrauch, den Betriebslärm, die Verkehrsbelastung, die notwendigen Leitungssysteme und damit die gesamte Entwicklung eines Lebensraums.

Im Bild 1 sind mögliche wasserrelevante Problembereiche mit einem X gekennzeichnet. Allen voran sind solide Informationen über die geologischen und hydrologischen Verhältnisse unverzichtbar, wobei die Mächtigkeit der zu erschließenden Formation, ihre Stabilität, mögliche Störzonen, die Abgrenzung zu wasserführenden Schichten und die Wegsamkeiten für das Wasser von besonderer Bedeutung sind.

Probleme im rein technischen Bereich sind Leckagen in Verrohrung und Leitungen, oder sie entstehen beim An- und Abtransport von Chemikalien und Materialien sowie in unvorhersehbaren Vorfällen, wie zum Beispiel ein explosives Blowout-Ereignis, für die nach US-amerikanischen Erfahrungen eine Wahrscheinlichkeit von 1:10.000 bis 1:1.000 besteht.

Von besonderer Wichtigkeit sind der Umgang und die Entsorgung der wieder zu Tage tretenden Flüssigkeiten. Die Zirkulierung und Wiederverwendung wird nur im beschränkten Maße möglich sein. Bleiben nach gründlicher Reinigung also nur Flüsse und Seen als sogenannte Vorfluter. Es stehen zwar eine Reihe hoch effizienter Aufbereitungsverfahren für die Abwässer zur Verfügung, aber ihr Einsatz ist meist sehr kostenintensiv (Rosenwinkel et al. 2012). In den USA werden daher die Problemabwässer meist in Verpressungsbohrungen versenkt. Auch bei uns ist das wohl üblich, aber die Frage ist berechtigt, wie sicher diese „Endlager“ sind und wie lange wir sie uns noch erlauben wollen.

Desiderate

- Sind die angesprochenen Probleme beherrschbar?
 Einige wohl, wie z. B. die Perfektion der Technik und ihrer Systeme. Hier werden gut ausgebildete Ingenieure die Risiken für Mensch und Umwelt weiter verringern können und wirtschaftlich interessante Verfahren entwickeln. Die Erarbeitung von entsprechenden Normen

und Regelwerken ist fällig. Sie werden auch dem weiter zu entwickelnden rechtlichen Rahmen dienen.

- Wie steht es mit den natürlichen Ressourcen?
 Die unsicheren Prognosen machen die Wissenslücken offensichtlich. Der Ruf nach grundlegender Forschung ist naheliegend und sollte von Forschungsförderung gehört werden. Zuverlässige und ehrliche Stoffbilanzen fehlen weitgehend. Wo die Nutzung anderer Ressourcen erfolgt, dürfen die ausgewiesenen Schutzgebiete, z. B. für Trinkwasser oder Natur, nicht gefährdet oder verletzt werden. Ein angemessener Abstand der Bohrung ist zu fordern.

- Was passiert an den Kontaktgrenzen zwischen Technik und Natur?
 Der transdisziplinäre Ansatz ist vielfach einer engen Zielvorgabe zum Opfer gefallen. Es sind die Technik begleitende Erkundungs- und Messstrategien unverzichtbar. Die Aufklärung der wesentlichen Wechselwirkungen der HF-Technik mit den Bereichen der Seismik, Hydraulik und der Mikroorganismen sowie der chemischen Reaktionen und des Klimas ist eine dringende Aufgabe.

- Und die Entscheidungsfindung?
 Im offenen Dialog der Fachwelt mit allen Betroffenen und Interessierten unter Beteiligung objektiver Gutachter (Peers) ist die faktische Grundlage für eine ausgewogene Zukunftssicherung zu schaffen (Ewen et al. 2012). Ansätze sind vorhanden, aber die Möglichkeiten werden noch viel zu wenig genutzt.

Schlussfolgerungen

Im Kontext des Hydraulic Fracturing lassen sich drei Feststellungen machen:

- Gute Technologie basiert auf solider Naturwissenschaft und hält kritischer, multidisziplinärer Beurteilung stand.
- Vorsorge für Mensch und Umwelt geht vor Risiko.
- Energie hat viele Gesichter – Wasser ist einzigartig. Es ist die wichtigste, durch nichts zu ersetzende Lebensgrundlage, und es ist damit besonders schutzbedürftig. □

Bewertung von Fracking-Chemikalien und Flüssigkeiten im Hinblick auf das Grundwasser, das für die Trinkwassergewinnung genutzt wird. Gutachten im Rahmen des Informations- und Dialogprozesses, <http://dialog-erdgasundfrac.de/gutachten>.

ExxonMobil (2011): http://www.erdgas-suche-in-deutschland.de/technik/hydraulic_fracturing/fracmassnahmen.html, aufgesucht 19.03.2013.

Frimmel, F. H., Ewers, U., Schmitt-Jansen, M., Gordalla, B., Altenburger, R. (2012): Toxikologische Bewertung von Fracking-Fluiden. Wasser und Abfall 14 (6), 22-29.

Frimmel, F. H., Gordalla, B., Ewers U. (2013): Unkonventionelle Gasgewinnung in Deutschland – Was bedeutet das fürs Wasser? gwf - Gas Erdgas 154 (1-2) 80-86.

Gordalla, B. C., Ewers, U., Fritz H., Frimmel, F. H. (2013): Hydraulic fracturing – a toxicological threat for groundwater and drinking-water? Environmental Earth Sciences DOI 10.1007/s12665-, accepted.

Osborn, S., Vengosh, A., Warner, N., Jackson, R. (2011): Methane contamination of drinking water accompanying gas-well drilling and hydraulic fracturing. Proceedings of the National Academy of Sciences 108 (20) 8172-8176, 10.1073/pnas.1100682108.

Rosenwinkel, K. H. (2012): Stand der Technik und fortschrittliche Ansätze in der Entsorgung des Flowback. Gutachten im Rahmen des Informations- und Dialogprozesses, 2012, <http://dialog-erdgasundfrac.de/gutachten>.

Schmitt-Jansen, M., Aulhorn, S., Faetsch, S., Riedl, J., Rotter, S., Altenburger, R. (2012): Ökotoxikologische Beurteilung von beim hydraulischen Fracking eingesetzten Chemikalien. Gutachten im Rahmen des Informations- und Dialogprozesses, <http://dialog-erdgasundfrac.de/gutachten>.

Literatur

Dieter, H. H. (2003): Kommentar zur Bewertung der Anwesenheit nicht oder nur teilbewertbarer Stoffe im Trinkwasser aus gesundheitlicher Sicht. Bundesgesundheitsblatt – Gesundheitsforschung – Gesundheitsschutz 46, 245-248.

Ewen, C., Borchardt, D., Richter, S., Hammerbacher, R. (2012): Risikostudie Fracking. Übersichtsfassung der Studie „Sicherheit und Umweltverträglichkeit der Fracking-Technologie für die Erdgasgewinnung aus unkonventionellen Quellen“. http://dialog-erdgasundfrac.de/sites/dialog-erdgasundfrac.de/files/Ex_Risikostudie_Fracking_120518_webansicht.pdf.

Ewers, U., Frimmel, F. H., Gordalla, B. C. (2012): Humantoxikologische



Sehr engagiert wurde gefragt und diskutiert.

Gott, der Dreieinige

Ökumenische Perspektiven

Etwa 120 interessierte evangelische und katholische Christen kamen zur ökumenischen Tagung „Gott, der Dreieinige. Ökumenische Perspektiven“ am 12. und 13. April 2013 ins Kardinal Wendel Haus nach München-Schwabing. Bei der von der Katholischen Akademie Bayern und der Evangelischen Akademie Tutzing gemeinsam veranstalteten Tagung mit renommierten Wissenschaftlern ging

es unter anderem um die biblischen Grundlagen des Glaubens an den dreieinigen Gott, um die Frage, wie der Glaube an den einen Gott in drei Personen in Liturgie und Gebet zum Ausdruck kommt, und – besonders wichtig – wie Christen ihren Glauben an den dreieinigen Gott als besondere Gabe in das interreligiöse Gespräch einbringen können.

Trinitas in statu nascendi? Der Glaube an den einen Gott, das Bekenntnis zu Jesus Christus und das Wirken des Geistes nach dem Neuen Testament

Jens Schröter

1. Annäherung an das Thema

Wie verhält sich der Glaube an den dreieinigen Gott zur Verkündigung von Jesus Christus und zur Rede über den heiligen Geist im Neuen Testament? Um sich dieser Frage zu nähern, sind zunächst zwei offensichtliche Sachverhalte zu konstatieren. Erstens: Für den christlichen Glauben ist das Bekenntnis zu dem dreieinigen Gott grundlegend und unverzichtbar. Zweitens: Dieses Bekenntnis steht nicht im Neuen Testament.

Nun ist das für sich genommen nicht weiter besorgniserregend, denn im Neuen Testament steht manches nicht, woran Christen glauben, römisch-katholische zumal, denken wir nur etwa an die Höllenfahrt Christi oder die jungfräuliche Empfängnis Mariens. Mit dem Bekenntnis zu dem dreieinigen Gott verhält es sich jedoch anders, denn hier geht es um den Kern des christlichen Gottesglaubens selbst. Ob der Glaube an die Dreieinigkeit Gottes durch das biblische Zeugnis begründet ist, sich von diesem her sogar als notwendig erweist, ist dabei schon darum eine grundlegende Frage, weil sich der Glaube an den Gott, der sich in Jesus Christus offenbart hat, auf das biblische Zeugnis gründet. Ist die Überzeugung von der Göttlichkeit Jesu also im Neuen Testament grundgelegt oder handelt es sich dabei um eine spätere Vorstellung, die mit dem Glauben an Jesus Christus, wie ihn das Neue Testament bezeugt, nur wenig zu tun hat? Führen die Bekenntnisse aus dem 4. und 5. Jahrhundert, wenn sie von der zugleich göttlichen und menschlichen Natur Jesu Christi



Professor Dr. Jens Schröter, Professor für Exegese und Theologie des Neuen Testaments an der Humboldt-Universität zu Berlin

sprechen – „wahrer Mensch und wahrer Gott“ – etwas Neues ein oder stehen sie in Kontinuität zu dem, was auch das Neue Testament über Wesen und Bedeutung Jesu Christi sagt? Ist schließlich der Glaube an den heiligen Geist als Manifestation Gottes bereits im Neuen Testament grundgelegt oder handelt es sich um eine Vorstellung, die erst im Kontext des trinitarischen Dogmas entstanden ist?

Der Glaube an den dreieinigen Gott ist nicht zuletzt im Blick auf das Verhältnis zu den anderen monotheistischen Religionen Judentum und Islam von Bedeutung, denn es handelt sich dabei um eine Frage, die sich mit dem Rekurs auf die drei „abrahamitischen Religionen“ oder das Hinzukommen der Heiden zum Gottesvolk Israel kaum zufriedenstellend beantworten lässt. Ob Jesus ein jüdischer Prophet war oder Gott selbst sich in ihm offenbart hat, betrifft den christlichen Glauben und sein Verhältnis zu anderen Formen des Gottesglaubens in seinem Kern. Darum steht nicht zuletzt die Frage im Raum, ob sich Christen mit dem Bergprediger Jesus begnügen können, der die Armen seligpreist, mit den Huren und Zöllnern Mahlgesellschaft hält und eine Gemeinschaft von Nachfolgern begründet hat, die sein Wirken fortsetzen sollen. Kann der christliche Glaube also allein auf die ethische Lehre Jesu gegründet werden oder nötigt uns das christliche Zeugnis dazu, ihn als den zu bekennen, durch den sich der Glaube an Gott selbst in entscheidender Weise verändert? So wird von christlichen Theologen spätestens gefragt, seitdem die biblischen Schriften auf der Basis der historisch-kritischen Vernunft interpretiert werden. Im Kontext des christlich-jüdischen oder des interreligiösen Dialogs überhaupt erscheint dabei der Gedanke attraktiv, mit weniger steilen Aussagen über Jesus auszukommen, die den jüdischen Glauben an den einen Gott nicht tangieren. Die genannten Aspekte zeigen somit deutlich: Einer Reflexion über Inhalt und Bedeutung der Rede vom dreieinigen Gott kann man nicht ausweichen, wenn es einem ernst ist mit den Grundlagen des christlichen Glaubens.

2. Das Bekenntnis zu Jesus Christus und der Glaube an den einen Gott

Blicken wir zunächst auf diejenigen Aussagen, die am Ursprung des christlichen Glaubens stehen und diesen als eine eigene, vom jüdischen Glauben unterschiedene Überzeugung profilieren. Eine der wichtigsten Aussagen des frühen Christentums lautet: „Gott hat Jesus Christus von den Toten auferweckt“. Sie begegnet häufiger bei Paulus (1Thess 1,10; Röm 4,24; 8,11; Röm 10,9; 2Kor 4,14; Gal 1,1), aber auch in anderen Briefen (Kol 2,12; 1Petr 1,21). Sie ist schließlich auch dort vorausgesetzt, wo passivisch formuliert wird, dass Christus auferweckt wurde (1Kor 15,4.14.17; Lk 24,34) oder dass er auferstand (1Thess 4,14). Stets wird von einem Handeln Gottes an Jesus Christus gesprochen, das den Glauben an Gott in neuer Weise qualifiziert. Auch die Erzählungen von der Auffindung des leeren Grabes finden auf diese Weise ihre Erklärung. Die Botschaft lautet dort: „Er wurde auferweckt, er ist nicht hier“ (Mk 16,6; vgl. Mt 28,6; Lk 24,6). Das Bekenntnis zu dem über den Tod hinaus machtvoll an Jesus handelnden Gott dient hier dazu, den Fund des offenen und leeren Grabes zu interpretieren und dadurch die Furcht und die Irritationen, die dieser Fund ausgelöst hatte, durch die Auferweckungsaussage zu beiseiten.

Mit der Auferweckungsaussage nehmen die frühchristlichen Autoren eine Tradition auf, mit der bereits im Judentum die Macht Gottes über den Tod ausgesagt wurde. So wird etwa in Jes 25,8f. die endgültige Vernichtung des Todes durch Gott ausgesagt: „Vernichten wird er den Tod für immer, abwischen wird der Herr die Tränen von allen Gesichtern.“ In Psalm 16,9f. wird die Auferstehung als ein besonderes Eingreifen Gottes dargestellt, der diejenigen, die sich zu ihm bekennen, nicht dem Tod überlässt:

Darum freut sich mein Herz, und meine Seele ist fröhlich; und auch mein Leib wird ruhen in Frieden, denn du gibst meine Seele nicht dem Totenreich anheim und lässt deinen Heiligen nicht die Grube schauen.

In den Osterereignissen hatte sich diese den Tod überwindende Macht Gottes in besonders eindringlicher Weise manifestiert. Der soeben genannte Psalmtext konnte darum nunmehr auf die Auferweckung Jesu Christi bezogen werden. In Apg 2,25-28 wird er in dieser neuen Bedeutung zitiert: als Beleg für die Auferweckung Christi von den Toten durch Gott.

Eng mit der Auferweckungsaussage verbunden ist diejenige über die Erscheinungen des Auferstandenen vor den ersten Zeugen. In 1Kor 15,5b-5 sind der Tod für die Sünden, Begräbnis, Auferweckung und Erscheinung Christi in einem der ältesten christlichen Bekenntnisse zusammengefasst, das Paulus selbst bereits vorlag und das er hier zitiert. Als erste Erscheinungsgeschehnisse werden dabei Kephas, die Zwölf, über 500 Brüder, Jakobus und alle Apostel genannt, am Ende nennt sich Paulus selbst. Schließlich gehört auch die Erhöhung Jesu zur Rechten Gottes zu diesem Komplex. Auch sie begegnet in sehr frühen Bekenntnisaussagen, auch bei ihr ist vorausgesetzt, dass Gott Jesus nicht im Tod gelassen, sondern zu sich erhöht und ihm eine einzigartige Würdestellung verliehen hat.

Zum christlichen Glauben gehört demnach von Beginn an eine eigene Sicht auf Gott. Die Überzeugung von der Auferweckung und Erhöhung Jesu besagt, dass die Kreuzigung nicht das Scheitern seines Anspruchs bedeutete, im Auftrag und in der Autorität Gottes

Eng mit der Auferweckungsaussage verbunden ist diejenige über die Erscheinungen des Auferstandenen vor den ersten Zeugen.

zu wirken, im Gegenteil: Als zur Rechten Gottes Erhöhter wurde ihm ein Name verliehen, der über allen anderen Namen ist, damit ihn fortan alle Zungen als Herrn bekennen (Phil 2,9-11). Das Bekenntnis „Herr ist Jesus“ in Phil 2,11; Röm 10,9 und 1Kor 12,3 ist darum der Gebetsruf der frühen Christen zu dem Auferweckten und Erhöhten, dem damit göttliche Autorität und göttliches Wesen zuerkannt werden. Paulus kann dementsprechend in Röm 10,9 die beiden grundlegenden Bestandteile des christlichen Glaubens in dem Satz zusammenfassen: „Wenn du mit deinem Mund bekennst *Herr ist Jesus* und mit deinem Herzen glaubst, dass Gott ihn von den Toten auferweckt hat, wirst du gerettet.“ Der Gebetsruf „Unser Herr, komm“, mit dem die Gemeinde die Wiederkehr des erhöhten erbittet, findet sich in 1Kor 16,22 und Did 10,6 sogar in aramäischer, in Offb 22,20 in griechischer Sprache. Er gehört vermutlich zum ältesten liturgischen Bestand des Christentums und dürfte in den frühchristlichen Gottesdiensten verwendet worden sein. Die Anrufung des Herrn Jesus Christus ist demnach geradezu ein Erkennungszeichen der an ihn Glaubenden. Sie können darum auch „die den Herrn anrufen“ heißen (1Kor 1,2). Dabei können auch Schriftzitate, die sich auf Gott beziehen und ihn als „Herrn“ anreden, auf Jesus



Die beiden Direktoren freuten sich über den guten Besuch der Ökumenischen Tagung: Udo Hahn von der Evangeli-

schen Akademie Tutzing (re.) und Dr. Florian Schuller von der Katholischen Akademie Bayern.

Christus übertragen werden. So wird etwa von Paulus in Röm 10,13 das Zitat aus Joel 3,5 (2,32LXX) „Jeder, der den Herrn anruft, wird gerettet werden“, auf die Anrufung des Herrn Jesus Christus bezogen, wogegen im Buch Joel selbst natürlich von der Rettung derer, die Gott anrufen, die Rede ist. In ähnlicher Weise werden in 1Kor 1,31; 2Kor 10,17 (Jer 9,23f.) und 1Kor 2,16 (Jes 40,13) Schriftzitate, die von Gott als dem „Herrn“ sprechen, auf Jesus Christus angewendet. Besonders charakteristisch ist Jes 45,23: „Vor mir wird sich jedes Knie beugen und jede Zunge wird bekennen vor Gott“ zu konstatieren. Diese Schriftstelle wird in Phil 2,11 auf die universale Anbetung des erhöhten Herrn Jesus Christus bezogen, in Röm 14,11 dagegen auf Gott, vor dessen Richterstuhl am Ende alle erscheinen müssen.

Zur Begründung der Überzeugung, dass Jesus Christus der zur Rechten Gottes sitzende erhöhte Herr ist, wird im Neuen Testament häufig Psalm 109,1LXX herangezogen: „Der Herr sprach zu meinem Herrn: Setze dich zu meiner Rechten und ich werde deine Feinde als Schemel unter deine Füße legen“. Dieser ursprünglich auf das Thronbesteigungsritual des israelitischen Königs bezogene Satz wird nunmehr als Aussage über Gott aufgefasst, der Jesus Christus zu seiner Rechten erhöht und ihm die Herrschaft übertragen hat.

Halten wir also zunächst fest: Die zur Deutung der Ostererfahrungen entstandenen Bekenntnisaussagen sprechen Jesus eine einzigartige Würde zu. Er wird als von den Toten auferweckter, zu Gott erhöhter und mit göttlicher Autorität ausgestatteter Herr bekannt. Das räumt ihm eine exklusive Stellung ein, die ihn von allen anderen Menschen und himmlischen Wesen unterscheidet: von jüdischen Propheten, von dem davidischen Gesalbten und sogar von den Engeln. Jesus gehört an die Seite Gottes und steht gemeinsam mit ihm der Welt und den Menschen gegenüber. Zwar werden jüdische Hoheitsbezeichnungen wie Gesalbter, Sohn Davids oder Sohn Gottes verwendet, um die besondere Bedeutung Jesu auszudrücken. Erst in ihrem Zusammenspiel und in ihrer Neuinterpretation von den Ostererfahrungen her entfalten sie jedoch ihre Bedeutung im Blick auf Jesus Christus.

Dabei gilt zugleich: Das Bekenntnis zu Jesus Christus stellt das jüdische Bekenntnis zu dem einen Gott nicht in Frage. Der Glaube an den Gott Israels ist vielmehr selbstverständliche Voraussetzung und kann darum im Neuen Testament auch zitiert werden. So leitet Jesus seine Antwort auf die Frage des Schriftgelehrten nach dem höchsten Gebot mit dem Grundbekenntnis Israels aus 5. Mose 6,4 ein: „Höre Israel, der Herr, unser Gott, der Herr ist ein einziger“ (Mk 12,29). In Apg 14,15 verkünden Barnabas und Paulus den Heiden in Lykaonien den „lebendigen Gott, der den Himmel und die Erde und das Meer und alles, was darinnen ist, geschaffen hat“. In ähnlicher Weise wird Paulus später in Athen vor den griechischen Philosophen von dem einen Gott sprechen, der die Welt erschaffen hat und alles, was darinnen ist. In seinem Brief an die Thessalonicher hatte Paulus die Gemeinde dafür gelobt, dass sie sich von den Götzen abgewendet haben, um dem wahren und lebendigen Gott zu dienen und „seinen Sohn aus den Himmeln zu erwarten, den er von den Toten auferweckt hat“ (1Thess 1,9f.).

Das Bekenntnis zu dem einen Gott war ein grundlegendes Merkmal des Judentums, mit dem es seine Identität inmitten der griechisch-römischen Welt mit seinen vielen Göttern bewahrte. Der Gott Israels, so das in den jüdischen Texten dieser Zeit immer wieder formulierte Bekenntnis, ist der einzig wahre und lebendige Gott, die Götter der Heiden sind dagegen in Wahrheit tote Götzen, die nicht helfen können. Das Christentum steht mit großer Selbstverständlichkeit in diesem Gottesglauben, was nicht verwundert, kommen doch die frühen Christen alle selbst aus dem Judentum. Der Glaube an den einen Gott, wie er in den Schriften Israels bezeugt wird, ist deshalb die nirgendwo hinterfragte Voraussetzung für die Entstehung des Christusglaubens. Wie die soeben genannten Texte zeigen, gehörte deshalb zur Bekehrung von Heiden zum Glauben an Christus immer auch die Bekehrung von den toten Götzen zu dem wahren und lebendigen Gott.

Dabei ist immer deutlich: Der Glaube an Jesus Christus verändert die bisherige Sicht auf den Gott Israels in entscheidender Weise. Seine Offenbarung in Jesus Christus ist die Erfüllung der

prophetischen Verheißungen, die Sendung seines Sohnes stellt das Verhältnis zwischen Gott und den Menschen auf eine neue Grundlage. Darum schließt nicht nur das Bekenntnis zu Jesus Christus dasjenige zum Gott Israels ein, sondern es gilt auch umgekehrt: Wer von Gott redet, muss von nun an auch von Jesus Christus reden. Das Bekenntnis zu Jesus Christus verletzt deshalb nicht den Glauben an den einen Gott, im Gegenteil: Es setzt diesen Glauben voraus und versteht sich als dessen einzig wahre und angemessene Interpretation, denn nach christlichem Verständnis gibt es fortan keinen Weg mehr zu Gott, der an Jesus Christus vorbei führen würde.

Die entscheidende Stelle für den durch das Bekenntnis zu Jesus Christus neu gefassten Gottesglauben ist 1Kor 8,6:

„Für uns gibt es nur einen Gott, den Vater, aus dem alle Dinge sind und wir auf ihn hin; und einen Herrn Jesus Christus, durch den alle Dinge sind und wir durch ihn.“

Paulus stellt den Glauben der christlichen Gemeinde hier den vielen sogenannten Göttern und Herren gegenüber, die in der römischen Kolonie Korinth verehrt wurden. Er charakterisiert diesen Glauben aber nicht einfach als denjenigen an den einen Gott. Vielmehr stehen der eine Gott und der eine Herr Jesus Christus direkt nebeneinander, unterschieden nur durch die Präpositionen: Gott ist der, „aus“ dem alles ist und der zugleich das Ziel unserer Existenz ist; Jesus Christus ist derjenige, „durch“ den alles ist. Jesus Christus ist also derjenige, durch den Gott die Welt geschaffen hat, er ist zugleich derjenige „durch“ den wir sind, weil wir durch die Verbindung mit seinem Tod und seiner Auferstehung gerettet wurden und nunmehr auf die künftige Vollendung warten. Gott und Jesus Christus werden hier demnach in der Weise einander zugeordnet, dass durch Jesus Christus Zugang zu Gott und seinem Heil erst möglich wird. Jesus Christus ist demnach nicht erst nach seinem Tod zu Gott erhöht worden, er war vielmehr bereits an der Erschaffung der Welt beteiligt.

Diese Vorstellung wird in anderen Texten des Neuen Testaments durch weitreichende Aussagen über Ursprung und göttliches Wesen Jesu Christi ausgebaut: Er ist das Wort, das schon im Ursprung, also vor der Erschaffung der Welt, bei Gott war und durch das alle Dinge geschaffen wurden (Joh 1,1-3); er ist Gottes Abbild (Röm 8,29; Kol 1,15); Abglanz und Abdruck seines Wesens (Hebr 1,3) und der Erstgeborene (Röm 8,29; Kol 1,15.18; Hebr 1,6). Er war demnach von allem Anfang an, schon vor der Erschaffung der Welt, bei Gott und ist diejenige Instanz, die Gott mit der Welt verbindet. Der selbst unsichtbare Gott wird erst durch sein Bild in der Welt wahrnehmbar, die Erschaffung der Welt erfolgt durch eine vermittelnde Instanz, durch die der Bezug der Welt auf Gott hergestellt wird. Das frühe Christentum nimmt dabei Gedanken aus der stoischen und mittelplatonischen Philosophie auf, um die Göttlichkeit Jesu auszudrücken.

An einigen Stellen kann Jesus Christus sogar selbst als „Gott“ bezeichnet werden: Im Prolog des JohEv wird von dem „Wort“ gesagt, dass es selbst „Gott“ war; in Joh 20,28 spricht Thomas den Auferstandenen als „mein Herr und mein Gott“ an; in 1Joh 5,20 wird Jesus Christus als „wahrer Gott und ewiges Leben“ bezeichnet (vgl. auch Röm 9,5; Tit 2,13; Hebr 1,8; 2Petr 1,1; Ign, Eph 18,2; Pol. 8,3; Röm, Einl.; Trall. 7,1; Irenäus; pagan; Plinius). Das ist freilich nicht als Identifikation von Gott und Je-

sus Christus aufzufassen. Beide bleiben vielmehr durchaus unterschieden, aber im Blick auf Jesus Christus gilt dabei, dass ihm göttliche Würde zukommt.

Diese weitreichenden Aussagen über die Auferweckung und Erhöhung Jesu, über seine Präexistenz und Schöpfungsmittlerschaft, stehen nicht etwa am Ende längeren Nachdenkens über den Menschen Jesus von Nazareth, sein Wirken und Geschick. Vielmehr gehören die hohen christologischen Aussagen zu den ältesten christlichen Bekenntnissen überhaupt. Am Beginn des christlichen Glaubens steht demnach die Überzeugung vom rettenden und schöpferischen Handeln Gottes durch Jesus Christus, das den Glauben an Gott selbst auf eine neue Basis stellt.

Fassen wir diesen Befund zusammen: Am Beginn des christlichen Glaubens stehen Aussagen über das Handeln Gottes an und durch Jesus Christus, die den Gottesglauben sowohl gegenüber dem Judentum als auch gegenüber griechisch-römischer Religiosität als einen eigenen Glauben zur Geltung bringen. Ausgangspunkt sind die Ostererfahrungen. Sie geben Gott als denjenigen zu erkennen, der sich zu Jesus Christus bekannt und sein vorösterliches Wirken bestätigt hat. Die wahre Bedeutung des irdischen Wirkens Jesu erschließt sich dem christlichen Glauben erst aus dieser Perspektive, niemals unabhängig davon. Das ist gegen alle Versuche festzuhalten, das Wirken Jesu und die Bedeutung seines Todes von seinem Wirken abzutrennen oder etwa den Glauben an die heilvolle Wirkung seines Todes als für den christlichen Glauben verzichtbar zu erklären. Die Evangelien sind aus der Überzeugung heraus verfasst, dass Jesus Christus der Sohn Gottes ist, der in seinem Geist gewirkt hat und dessen Weg durch Leiden und Tod hin zur Auferweckung und Erhöhung von Gott vorgezeichnet war. Sein Tod wird deshalb als Bestandteil seines Weges betrachtet und kann deshalb als heilvolles Geschehen für andere gedeutet werden.

Ausgangspunkt sind die Ostererfahrungen. Sie geben Gott als denjenigen zu erkennen, der sich zu Jesus Christus bekannt und sein vorösterliches Wirken bestätigt hat.

Wenn wir heute nach dem „historischen Jesus“ fragen und zu verstehen suchen, wie es vom Wirken Jesu zur Entstehung des christlichen Glaubens gekommen ist, dann muss dabei bewusst bleiben, dass wir damit zwei Aspekte – das Wirken des irdischen Jesus und das Bekenntnis zu ihm als dem Sohn Gottes – separat betrachten, die für das frühe Christentum untrennbar zusammengehörten. Die oben genannten Bekenntnisaussagen und auch die ausführlichen Bekenntnisse des 2. bis 4. Jahrhunderts sind im Blick auf das Wirken des irdischen Jesus sparsam. Sie konzentrieren sich auf seine göttliche Herkunft, seine Auferweckung und Erhöhung, von seinem irdischen Weg kommen dagegen nur Geburt, Leiden und Tod in den Blick. Das erklärt sich aus der Funktion dieser Aussagen, die den Kern des christlichen Glaubens festhalten und gegenüber abweichenden Sichtweisen verteidigen wollen. Wenn wir heute die Evangelien als Zeugnisse für das Wirken des irdischen Jesus – seine Lehre, seine Heilungen, seine Mahlgemeinschaften – lesen, dann ist das nicht nur legitim, sondern wichtige Erweiterung



Dr. Florian Schuller, Direktor der Katholischen Akademie (2.v.r.), moderierte das Podium mit den Professoren Schröter, Kany und Salmann OSB (v.l.n.r.).

der frühchristlichen Bekenntnisse. Wichtig bleibt dabei jedoch, den Zusammenhang von Christusbekenntnis und irdischem Jesus nicht aus dem Blick zu verlieren.

3. Das Wirken des Geistes nach dem Neuen Testament

Neben dem engen Bezug von Gott und Jesus Christus werden im Neuen Testament an einigen Stellen Gott, Jesus Christus und der heilige Geist nebeneinander genannt. So ist in 1Kor 12,4-6 davon die Rede, dass die verschiedenen Charismen, die in der Gemeinde wirken, von dem einen Geist, dem einen Herrn, dem einen Gott kommen. Die Reihe beginnt bei dem Geist, der in den Christen wirkt, und geht über den Herrn Jesus Christus, durch den wir den Geist empfangen haben, weiter zu Gott, der alles in allem ist. Diese theologische Zuspitzung findet sich bei Paulus häufiger. Sie zeigt, dass für ihn das Wirken des einzigen und allmächtigen Gottes in Jesus Christus und im Geist zur Wirkung gelangt. Der Geist ist dabei für Paulus diejenige Kraft, die Gott den an Christus Glaubenden verliehen hat und die sie zu einem neuen Leben befähigt. Der Geist stellt deshalb die Verbindung zwischen Gott und den Glaubenden her, indem er für sie bei Gott eintritt und ihre Gebete in eine himmlische Sprache übersetzt.

Weitere Stellen, an denen das Nebeneinander von Jesus Christus, Gott und Geist begegnen, sind 2Kor 13,13 („Die Gnade unseres Herrn Jesus Christus und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des heiligen Geistes sei mit euch allen“) sowie der bekannte „Taufbefehl“ in Mt 28,19. Letztere Stelle zeigt insofern bereits ein fortgeschrittenes Stadium, als hier die Taufe auf Vater, Sohn und heiligen Geist erfolgen soll wogegen im Urchristentum zunächst nur auf

den Namen Jesu getauft wurde.

Die ausgereifteste Form der Verbindung von Vater, Sohn und Geist begegnet im Johannesevangelium. Das wird etwa daran deutlich, dass man „aus Wasser und Geist“ geboren werden muss, um gerettet zu werden (Joh 3,5), dass der Geist selbst als „Gott“ bezeichnet wird (4,24), dass schließlich nach dem Weggang Jesu der Paraklet an seine Stelle tritt und für ihn Zeugnis ablegen und die Gemeinde lehren und sie daran erinnern wird, was Jesus gesagt hat (14,26; 15,26).

Der Geist ist im Neuen Testament demnach diejenige Instanz, die die zu Christus Gehörenden mit Gott verbindet. Sie haben durch den Geist, der ihnen von Gott und Jesus Christus vermittelt wurde, bereits in ihrem jetzigen Leben Anteil an der durch Christus bestimmten Wirklichkeit. Der Geist ist also diejenige Größe, durch die Gott in den Glaubenden und ihrer Gemeinschaft präsent ist.

4. Fazit

Im Neuen Testament begegnet kein trinitarisches Bekenntnis in der Gestalt des Nizäno-Konstantinopolitanums oder des Athanasianischen Glaubensbekenntnisses. Das ist von daher nicht verwunderlich, als die neutestamentlichen Texte zum Ausdruck bringen wollen, worin das Besondere und Unvergleichliche Jesu Christi liegt und wie die neue, vom Geist bestimmte Wirklichkeit der Glaubenden zu beschreiben ist. Dabei lässt sich eine „triadische“ Struktur entdecken, die besagt, dass Gott in Jesus Christus rettend an der Welt und den Menschen gehandelt hat und der Geist Gottes diejenige Weise ist, in der Gott und Jesus Christus in den Glaubenden anwesend sind, ihr neues Leben in Christus bestimmt und die Ethik der Gemeinschaft der Glau-

benden prägt. Die späteren Bekenntnistexte versuchen dagegen, das Verhältnis von Vater, Sohn und heiligem Geist genauer zu erfassen und differenzieren dabei in subtiler Weise mit Hilfe philosophischer Terminologie zwischen einem Sein und drei Erscheinungsweisen oder einer Substanz und drei Personen. Damit sollten andere Bestimmungen des Verhältnisses zwischen den drei göttlichen Personen abgewiesen werden – etwa der sogenannte Modalismus, der lehrte, dass die eine göttliche Person in unterschiedlichen Weisen (modi) erscheint oder der Arianismus, der die Auffassung vertrat, der göttliche Logos sei zu einem bestimmten Zeitpunkt von Gott geschaffen worden, es habe also eine Zeit gegeben, in der der Logos nicht existierte.

Diese trinitarischen Auseinandersetzungen weisen bereits in eine Zeit, in der die Lehre der christlichen Kirche in ausführlicheren Bekenntnissen formuliert wurde, um in einer Situation, in der unterschiedliche Auffassungen über das Wesen des christlichen Glaubens nebeneinander traten, einen unverzichtbaren Kernbestand festzuhalten. Im Neuen Testament treffen wir dagegen auf Aussagen, die die Offenbarung Gottes in Jesus Christus und sein Wirken im Geist zur Sprache bringen und darüber Rechenschaft ablegen wollen, wie das Bekenntnis zu Jesus Christus mit dem Glauben an den einen Gott zusammenzudenken ist und was dies für das Leben der Glaubenden und ihre Gemeinschaft bedeutet. Insofern lassen sich die neutestamentlichen Aussagen durchaus als „implizit trinitarisch“ bezeichnen. Umgekehrt ist es immer wieder notwendig, die eher abstrakten philosophischen Lehren der altkirchlichen Trinitätslehre von ihren neutestamentlichen Grundlagen her zu lesen, da sie nur in diesem Horizont ihre Bedeutung für den christlichen Glauben und die christliche Kirche entfalten. □



Eine aufmerksame ZuhörerIn las sich während der Pause in eines der Handouts ein, die alle Referenten dankenswerterweise zur Verfügung gestellt hatten.

Spuren des dreifaltigen Gottes – mitten im Leben. Ökumenische Leseversuche

P. Elmar Salmann OSB

Es wird im Ganzen wie in jedem einzelnen Angang eine Fährte gelegt, einer Spur gefolgt und ein Dreischritt vorgeschlagen: Mensch und Welt erscheinen, phänomenologisch betrachtet, als widersprüchliche oder polare, unendlich reiche und entblößt ausgesetzte Wesen. Das lässt die christliche Kultur an einen Raum gebenden Gott denken, der in seiner Existenz mehr als notwendig, in seinem Wesen mehr als reich und arm, Person/Subjekt oder Dreibund wäre. In diesem Gang werden sich am Ende einige mögliche Namen Gottes und seiner Offenbarkeit ergeben, Profil gewinnen (G. Bader, A. Schlatter).

1. Gespannte, gewährte, ausgesetzte Existenz/anfangende Freiheit

Jeder Mensch ist weniger, als er ist, und jeder ist mehr. Jeder ist in und für sich eine Welt, ein Universum, absolut, notwendige Erscheinung, von außen gesehen und tief von innen hingefällig, absolut relativ; das Leben ist ihm zu eng, wie ein Gefängnis – und zu weit; er kommt damit nur schwer zu Rande. Was für eine seltsame Wirklichkeit inmitten so vieler unendlicher Möglichkeiten! Da sind eine Minderung und ein Mehrwert, die an einen Gott denken ließen, der mehr als notwendig wäre, sich vom Größten nicht bezwingen und doch vom Kleinsten umfassen ließe (Hölderlin), ermöglichende Unendlichkeit, angenommene Endlichkeit.

Wie, wenn sich der Mensch als sich geboren, anvertraut, zugetraut, zugemutet, zugesprochen wahrnehme, als Wort, Gebot und Flaschenpost eines Gottes an sich selbst, das ganze Leben hindurch neu zu verstehen und zu erfüllen (Rahner)? Auf sich hin angesprochen? Als eine freigesprochene Freiheit, die

Jeder Mensch ist weniger, als er ist, und jeder ist mehr.

zugleich Gebot und Bestimmung, Können, Wollen und Gnade wäre, nämlich mit sich und der Welt und den Anderen etwas anfangen zu können, zu dürfen, zu sollen? Das ließe an einen Gott denken, der für uns und womöglich an und in sich als ansprechendes und anspruchsvolles Wort, als verheißungsvolle Gabe (Gebot) und darin als sich am Wachstum des Anderen mitfreuende auctoritas, als Schöpfer/Poet und Mehrerer von Freiheit erschiene. Ob er darin sich selbst entsprechen könnte? (O. Bayer, vielleicht doch auf den Spuren von Hamann und Schleiermacher; Balthasar)

2. Conscientia: Selbstbewusstsein, Gewissen, Mitwissen um ...

Der Mensch ist begnadigt und verdammt dazu, auf sich und die Welt reflektieren zu können und zu müssen, ihrer differenziert eingedenk zu sein, sich seiner zu erinnern, sich zu bedenken und am Anfang und am Ende sich leiden zu mögen. Er lebt zwischen Idem und Ipse, Ich und bedachtem wie bedenkendem Selbst (Ricoeur, Augustin),



Prof. P. Dr. Elmar Salmann OSB, Professor für Philosophie und Systematische Theologie an den Päpstlichen Universitäten Sant'Anselmo und Gregoriana in Rom

misst die Abstände zwischen diesen Innendimensionen aus, kann sich gar an sich selbst vermessen und vermessen und verfehlen. Es ist ein weisheitliches, hochgemutes, beschämtes, produktives Wissen um sich selbst und die eigene Welt, um ihr Werden, Wandeln, Vergehen. Und all das ist ihm auferlegt, ermöglicht; er kennt darin keinen Anfang und kommt nie damit an ein Ende; es erschöpft sich keineswegs an und in ihm. Das lässt ihn an einen Gott denken, der nicht weniger sein könnte als Selbstmächtigkeit, Selbstreflexion, Wissen um das Geschick des Anderen und des Selbst, mehr als Person, eher Geist/Bewusstsein in Differenz, Freude an Einheit und Vielheit. Von Augustin über Anselm, Cusanus, den deutschen Idealismus bis Rahner und Pannenberg hat man diesem Gott und seinen Spuren im menschlichen Denken – eben nachgedacht.

3. Korreflexives Ein-ander, Empfangen und Geben, Antwortregister sich bewährender Wahrheit (B. Waldenfels)

Wir sind füreinander bestimmt, einander zugeordnet, leben immer im Modus des Mit-, Gegen-, Füreinander, der Gegenseitigkeit in der Anerkennung der Freiheit und Selbstreflexion des Anderen und meiner selbst. Wir können nur als sich anerkannt wissendes Anerkennen, Wiedererkanntwerden und deshalb in Erkenntlichkeit/Dank leben, als reconnaissance (Ricoeur). Darin werden wir uns immer neu geboren, sind einander Geburtshelfer (Sokrates, H. Arendt, Rosenzweig). Da ist eine apriorische Urverbundenheit zwischen uns, ein Wir, ohne die wir einander nicht verstünden, uns nicht aufeinander hin ansprechen und einstimmen könnten sowie die schmerzlich-selige Entbergung des Anderen, der je größeren Differenz, Verschiedenheit. Und diese Urgegebenheit ermöglicht und ernötigt einen ständigen Prozess des Gebens und Empfangens, des sich aussetzenden Sprechens und Hörens, einer Wahrheit, die sich immer neu bewahrheiten und bewahren muss.

Ein Rhythmus, der unsere Freiheit bestimmt, ja unsere Bestimmung ist, und dessen der Mensch nie Herr wird. Er muss ihn selbst immer neu empfangen und geben, weshalb er inmitten noch so großer Selbstbezüglichkeit stets noch größere Empfänglichkeit und Hingebefähigkeit ist, wenn er er selbst sein und werden will (Jüngel). All dies lässt Menschen an einen Gott denken, der für uns und in sich (denn sonst wäre da eine Verstellung...) Liebesmächtigkeit, Tanz von Gabe und Empfang, Verbundenheit und Differenz, einräumendes Geschehen des Ein-ander, freuende Gegenseitigkeit wäre und darin verbindlicher Garant, Geber und Erfüllung meiner und deiner Freiheit wie unserer gegenseitigen Würdigung (Werbick).

4. Ausgetragenes Leben, mitgetragenes Leid, nachgetragene Liebe (Härtling)

Leben ist leiblich geortet, Freude und Leid der Inkarnation, zwischen Geburt und Tod, Eros und Einsamkeit, Gesundheit und Krankheit, Steigerung und Minderung zu bewahren und zu bewahren. Und in all dem, in dieser Spannung zwischen Größe und Enge, Geist, Seele und Leib, mir und dir finden wir uns nie ohne Widerspruch, Leidenschaft, Ausgesetztsein, Wehr- und Hilflosigkeit, nicht ohne Schulden uns selber, dem Anderen, dem Leben gegenüber, ohne Entfremdung und Neuentdeckung. Ohne pietas, Mitleid, einführend-mittragende Sympathie, Nachsicht, Verheilung und Vergebung als Gesten verehrter Freiheit ist Leben nicht zu denken (H. Arendt; die letzten sieben Worte Jesu am Kreuz). Und wer könnte dergleichen garantieren, als Grundhaltung leben – und doch müssen wir und ersehnen es. Das lässt den Menschen an die Gratia eines Gottes denken, der unser Los teilte, Endlichkeit und Leiblichkeit, Hinfälligkeit, Geburt und Tod als Übergänge, ja die Ferne zu Gott selbst, die Ökonomie von Gläubiger- und Schuldnersein, die Verschuldungs- und Kreditgeschichte (credere) zwischen den Menschen wie der Welt und Gott: ein Art von Offenbarungseid Gottes inmitten von Größe und Scheitern des Menschen. Wer dächte da nicht an die vielfarbigen Metaphern der Erlösung aus dem menschlichen, politischen, kultischen, medizinischen, juristischen

und wirtschaftlichen Bereich (G. Bader, A. Stock). Ein Gott mit unerhörter, ja unglaublicher Spannweite, der sich in der Gestalt Christi und seines Geistes kundtut, auslegt, unserer Deutung und Lebensgeschichte aussetzt, mächtig (Ich bin) und wehrlos zugleich.

5. Ekstase und Empfänglichkeit in Gott hinein

Diese Erfahrungen finden Sprache und Fassung im Gebet, in Preis, Klage, Bitte, Schweigen, Hören, Anheimgabe; vor, in, zu, gegen, ja (in Gottes-Menschensohn) mit Gott, auf ihn hin, von

Ein Gott mit unerhörter, ja unglaublicher Spannweite, der sich in der Gestalt Christi und seines Geistes kundtut, auslegt, unserer Deutung und Lebensgeschichte aussetzt, mächtig und wehrlos zugleich.

ihm her, in seinem Raum; Gott als ER, DU, Wir, Instanz, Raum, Mitgang, Horizont, Prozess, Einander; das Gebet appelliert an Ihn, bewegt sich in Ihm, deutet Leben so, dass es Bedeutung gewinne und anonymer Ort der Offenbarung Gottes werde, von der in der Schrift bezeugten Auslegung erhellt, auf- und ausgerichtet. (Geschichte der Prophetie und Mystik; Glaube als Sprachgeschehen: Hamann, Bayer, Ebeling, Schaeffler) □



Pater Elmar Salmann OSB (rechts) hörte sich die Fragen und Argumente des Bamberger Philosophen Prof. Dr. Heinrich Betz an.

Das Ringen um den trinitarischen Gottesbegriff im antiken Christentum

Roland Kany

1 Einige Theorien über die Entstehung der Trinitätslehre

Einige verbreitete Theorien bieten einfache Erklärungen der Entstehung des trinitarischen Gottesbegriffs – was ist davon zu halten?

Eine solche Theorie besagt, dass Gott sich in Christus, im Oster- und Pfingstereignis als Trinität geoffenbart hat, und das Ringen der ersten Jahrhunderte eigentlich nur der immer klareren theoretisch-theologischen Entfaltung dieser Offenbarung galt. Diese Sicht kann man auf eine sachgemäße Weise vertreten. Oft allerdings führt sie dazu, dass jeder Passus im biblischen und frühchristlichen Schrifttum, der im neuzeitlichen Leser irgendeine Trinitätsassoziation weckt, als Schrift- und Traditionsbeweis für die Trinitätslehre gedeutet wird. Dagegen erhebt der Historiker Einspruch.

Eine zweite Theorie leitet die Trinitätstheologie aus antiken Götterdreitheiten ab. Solche Theorien dürften sich bei genauerer Analyse in wenig bis nichts auflösen. So soll etwa die ägyptische Triade von Isis, Osiris und Horus den Christen die Idee zum Trinitätsglauben eingeflüßt haben. Doch Isis ist die Gattin des Osiris, Horus ihr nach einer Wiederbelebung des ermordeten Osiris gezeugter gemeinsamer Sohn. Selbst wenn man den Heiligen Geist der Christen weiblich denken würde, besagt doch keine Variante der antiken christlichen Trinitätslehre, Gottvater habe mit dieser Heiligen Geistin den Sohn gezeugt. Mir scheint im Verlauf der Geschichte der antiken Trinitätslehre kein Moment zu existieren, der die Annahme des Einflusses einer Göttertriade wahrscheinlich macht.

In der Mitte des zweiten Jahrhunderts können wir eine Fülle von sehr unterschiedlichen Versuchen beobachten, Gott, Christus und die Frage der Schöpfung aus christlicher Sicht zu denken.

Eine dritte Erklärung sagt, die christliche Trinitätslehre sei im Kern gar nicht christlich, sondern durch platonische und stoische Philosophie bedingt. Tatsächlich nutzten, wie ich nachher kurz zeigen will, christliche Intellektuelle bei ihren Überlegungen zur Christusdeutung und zur Trinitätslehre philosophische Konzepte. Dass sie allerdings durch die Philosophie überhaupt erst auf die Idee der Trinität gekommen seien, wäre sehr übertrieben.

Als vierte und letzte einfache Theorie nenne ich die Vermutung, die Christen seien durch die Liturgie, insbesondere durch die Taufformel und liturgische Formeln des Gottesdienstes zur Trinitätslehre gelangt. Auch daran ist etwas Wahres. Doch gab es im zweiten und dritten Jahrhundert nicht nur die dreigliedrige Taufformel aus Mt 28, 19 „Tauft sie auf den Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes“,



Prof. Dr. Roland Kany, Professor für Kirchengeschichte des Altertums und Patrologie an der Universität München

sondern auch andere, besonders die eingliedrige Taufformel „auf den Namen Jesu Christi“ (vgl. Apg 2, 38; 19, 5; Röm 6, 3). Auch dreigliedrige liturgische Formeln, die den Vater durch den Sohn und den Heiligen Geist preisen, sind sehr früh bezeugt, aber auch hier gibt es anders gebaute Formeln. Liturgische Formeln und Trinitätslehre haben sich wohl wechselseitig beeinflusst. Allerdings mag die Liturgie vor allem dem Heiligen Geist seinen Platz in der Trinität gesichert haben.

2. Pagane und jüdische Hintergründe der antiken christlichen Trinitätslehre

Man könnte meinen, das Moment der Einheit im Monotheismus und das Moment der Vielheit im Polytheismus kämen in der Lehre vom dreieinigen Gott zur Synthese. Doch die Wirklichkeit des ersten bis vierten Jahrhunderts war komplexer. Nicht alle sogenannten Heiden waren Polytheisten, nicht alle Juden dachten strikt monotheistisch.

Ein zeittypischer paganer Text wahrscheinlich aus dem ersten oder zweiten Jahrhundert n. Chr. ist der Traktat eines unbekanntenen Verfassers *Peri kosmou*, „Über die Welt“. Er bietet eine knappe Gesamtdarstellung des physikalischen Kosmos, der menschlichen Seele und Gottes. Die Philosophie wird hier religiös eingefärbt. Der Gott (*ho theos*) sei der Bewahrer (*sōtēr* – das im Christentum für Erlöser/Erretter übliche Wort) und Erzeuger (*genetōr*) von allem. Manche der alten Griechen, so der Verfasser, hätten darum gemeint, dass alles voll von Göttern sei. Diese Ansicht treffe aber nicht das göttliche Wesen (*usia*), sondern nur die göttliche Kraft (*dynamis*), die den ganzen Kosmos durchdringe. Dagegen throne der Eine Gott wie ein politischer Herrscher an höchster Stelle und überlasse diesem Stellvertreter die Fürsorge für die Untergebenen.

Im Judentum sind verwandte Gedanken bezeugt. Wichtig für die christliche Trinitätslehre sind die in vor allem griechischsprachigen jüdischen Texten vom dritten Jahrhundert v. Chr. bis zum ersten Jahrhundert n. Chr. erwähnten Wesen, die zwischen Gott und unserer materiellen Welt vermitteln. Sie wirken teils zunächst wie Momente Gottes, doch wird ihnen eine gewisse personale Selbstständigkeit zugeschrieben: Die Weisheit (*sophia*), die Vernunft oder das Wort Gottes (*logos*) und der Geist Gottes (*pneuma*). Am wichtigsten ist Philo von Alexandrien, ein jüdischer Zeitgenosse des Paulus. Er denkt die Weisheit und den Logos als göttliche Wesen und übersetzt auf diese Weise biblisch-jüdische Überzeugungen in die Begriffs- und Denkwelt paganer Philosophie. Bekanntlich wird am Anfang des Buches Genesis erzählt, dass Gott jeweils sprach, und das Ausgesprochene dann wurde. Dieses göttliche Wort, dieser schöpferische Logos, ließ sich nun interpretieren im Sinne der philosophischen Vorstellung einer alles durchwaltenden Weltvernunft. Philo sagt, alles in der Welt werde letztlich von Gott regiert, doch so wie ein Großkönig nicht selber die Verwaltung ausübe, sondern Beamte und Vertreter einsetze, so habe Gott den Logos, seinen erstgeborenen Sohn, zum Leiter eingesetzt. Dieser Logos sei „weder als ein Unerschaffener wie Gott noch wie ihr [Menschen] geschaffen“. Philo nennt den Logos sogar einmal den „zweiten Gott“, betont aber, der Gott mit bestimmtem Artikel sei nur ein einziger, der Logos dagegen sei ein Gott ohne Artikel und „in uneigentlichem Sprachgebrauch“.

3. Christliche Theoriebildungen im zweiten und frühen dritten Jahrhundert

In der Mitte des zweiten Jahrhunderts können wir eine Fülle von sehr unterschiedlichen Versuchen beobachten, Gott, Christus und die Frage der Schöpfung aus christlicher Sicht zu denken. Diese Versuche dienten der Selbstverständigung und der Plausibilisierung gegenüber der jüdischen oder paganen Umgebung. Ich reduziere die Vielfalt der Entwicklungen auf wenige Hauptzüge. Mehrere der Theorien, die im Christentum des zweiten Jahrhunderts entstehen, betonten, dass unsere schlechte Welt nicht von einem guten Gott herrühren könne, dass dem guten Gott also ein negativer Schöpfergott entgegengesetzt sei oder es noch mehr göttliche oder dämonische Wesen gebe. Theorien dieses Typs findet man bei sogenannten Gnostikern und bei dem Theologen Markion, der im Jahre 144 in Konflikt mit der Gemeinde von Rom geriet. In der auf lange Sicht erfolgreicheren „Mehrheitskirche“ des antiken Christentums wurde man sich in scharfer Kritik solcher Konzepte klarer darüber, dass man an einen einzigen Gott glaubte, der Schöpfer und Erlöser zugleich ist. Doch gleichzeitig erforderte der Christusglaube eine gewisse Pluralisierung des Gottesbegriffs, wenn man denn in Jesus Christus keinen bloßen Menschen sah.

Die eine Variante, um so etwas zu denken, konnten Theologen der Mehrheitskirche im zweiten und dritten Jahrhundert unter Rückgriff auf die erwähnten Konzepte paganer und jüdischer Denker entwickeln: Sie experimentierten wie diese mit personifizierten Begriffen wie *Logos*, *Dynamis*, *Pneuma*, *Sophia*. Auch der Prolog des Johannes-evangeliums verfährt so, wenn er ausgehend von dem Satz „Im Anfang war der Logos“, die vorhin aus Philo angeführte Unterscheidung zwischen einem Gott mit bestimmtem Artikel und einem Gott ohne Artikel trifft, denn er fährt fort:

„und der Logos war bei dem Gott (*proton theon*), und Gott (*kai theos*) war der Logos“ (1,1); auch hier also scheint der Logos Gott ohne Artikel zu sein. Dieser Logos Christus ist Schöpfungsmittler: „Alles ist durch ihn geworden“, sagt der Johannesprolog (1,3). Auch Justin (gestorben um 165 n. Chr.) hat eine Logoschristologie, aber wohl unabhängig vom Johannesevangelium. Justin setzt Christus mit dem Logos gleich, ordnet ihn im Sinne einer Rangordnung an zweiter Stelle (nach Gott dem Vater) ein, und sagt, an dritter Stelle sei der prophetische Geist zu ehren – Justin macht nicht viel aus dieser Dreiergruppe und entwickelt keine genauere Trinitätslehre. Justin sagt einmal, der Gott Abrahams sei ein „anderer Gott (*theos heteros*)“ als der Schöpfer. Das klingt im ersten Moment wie eine gnostische Diversifizierung, ist aber im Sinne von Philo Rede vom Logos als einem „zweiten Gott“ im Sinne einer göttlichen Instanz zu verstehen.

Man kann jedoch gut nachvollziehen, dass die Standardtheologie im Mehrheitschristentum des zweiten und beginnenden dritten Jahrhunderts eine andere Variante bevorzugte, nämlich die unmissverständlicher gegen die Gnostiker und Markion gerichteten Theorie, wonach der Gottessohn, wie er in Jesus Christus erschienen ist, kein anderer sei als der Gott, von dem schon die Juden als dem Vater sprechen konnten. Diesen sogenannten monarchianischen Theologen des Christentums kam angesichts der Gnosis alles darauf an, die Alleinherrschaft und Alleinursprünglichkeit des Einen Gottes, auf Griechisch: die *monarchia* Gottes zu sichern. Gott der Vater und der Sohn (und bei einigen Autoren der Heilige Geist) seien ein und derselbe. Die Monarchianer legten alle Betonung auf diese Einigkeit und nahmen dafür die Momente der Differenz als unaufgelöste Paradoxie in den Gottesbegriff hinein. Sie sagten daher, dass der Leidensunfähige (Gott) gelitten hat (in Christus), der Unsichtbare sich sichtbar gemacht hat, der Ungewordene gezeugt wurde, der Unsterbliche starb.

Einer der ersten Kritiker des Monarchianismus, der Nordafrikaner Tertullian, benannte bald nach 200 die Probleme einer solchen Theologie klar. Wer Gottvater und den Sohn, ohne die Personen (Tertullian gebraucht diesen Terminus) hinreichend zu unterscheiden, miteinander identifiziert, der muss nicht nur die Evangelien umdeuten und beispielsweise Jesu Anrede an den Vater als Selbstgespräch interpretieren, sondern der behauptet auch, Gott der Vater sei ans Kreuz geschlagen worden und habe dort gelitten. Der höchste, wahre Gott ist nach dem üblichen antiken Verständnis jedoch vollkommen und kann kein Leiden und keine Veränderung erfahren. Der Monarchianer Sabellius oder Schüler von ihm scheinen im dritten Jahrhundert darum einen Ausweg versucht zu haben: Der eine monarchische Gott zeige sich als Vater im Alten Testament, als Sohn in der Menschwerdung und als Heiliger Geist in der christlichen Gemeinde. Aber das löst nicht das von Tertullian erkannte Problem, da es sich ja dennoch um ein und denselben Gott handelt. Der Monarchianismus des Sabellius wurde zur Häresie erklärt und galt fortan als Inbegriff einer Theologie, welche die Unterschiedenheit von Vater, Sohn und Geist in Einheit auflöst.

4. Die Neukonzeption der Trinitätstheologie durch Origenes

Der überragende christliche Denker des dritten Jahrhunderts und vielleicht des antiken griechischsprachigen Christentums überhaupt war Origenes, gestorben um 254. Er lebte im ägyptischen



Kirchenhistoriker Roland Kany (links) und Liturgiewissenschaftler Ansgar Franz beim Pausengespräch.

Alexandrien, später in Palästina. Origenes durchdenkt das Ganze des Christentums so ideenreich und umfassend wie keiner vor ihm, er stützt sich in einem bis dahin unbekanntem Maße auf die Auslegung des gesamten Alten und Neuen Testaments, und er rezipiert auf höchsten Niveau ebenso das Denken Philos wie der paganen Philosophie, möglicherweise auch des damals gerade entstehenden Neuplatonismus.

Von Philo und dem Platonismus lässt sich Origenes dazu anregen, die Einheit und Einzigkeit Gottes zu denken und gleichzeitig den Logos als einen zweiten Gott im Sinne einer zweiten göttlichen Instanz zu bezeichnen. Origenes betont, das „Zeugen“ des Sohnes durch den Vater müsse ohne jeden Zeitaspekt gedacht werden: ein Hervorbringen, bei dem es kein Vorher und Nachher gibt, gleichwohl ein Verhältnis von Prinzip und Prinzipiertem. Origenes übernimmt aus der Philosophie den Begriff der Hypostase für eine geistige Wirklichkeit und spricht von Vater, Sohn und Geist als drei Hypostasen. Das scheint zunächst analog der neuplatonischen Philosophie, in der damals die drei obersten Größen des Systems als Hypostasen bezeichnet wurden. Wie dort sind auch bei Origenes die obersten drei Hypostasen scharf von der Welt der Schöpfung unterschieden, und wie dort gibt es auch bei ihm eine deutliche hierarchische Stufung: Der Vater ist an Rang die erste Hypostase, der Sohn steht darunter, der Geist nochmals darunter. Allerdings setzt der Neuplatoniker Plotin an die Spitze das „Eine“ schlechthin, griechisch das *Hen*. Es soll keinerlei Vielheit in sich haben, keinerlei Reflexivität oder Struktur. Das passte als Analogie zum Gottvater der Christen natürlich nicht. Origenes denkt Gottvater daher weniger als *Hen* denn vielmehr mit Bestimmungen der zweiten Hypostase Plotins, nämlich des Geistes, und den Sohn eher mit Funktionen der dritten Hypostase Plotins, der Weltseele. Der Heilige Geist als dritte Größe der Trinitätstheologie des Origenes entspricht darum keiner der drei obersten Hypostasen Plotins, Origenes denkt hier vor allem von der Bibel her.

Origenes ist ein Denker, der oft unterschiedliche, sogar konträre Gedankengänge durchexerziert. Das ist auch in der Trinitätslehre so: Während Origenes zumeist Gott den Vater, Gott den Sohn

und den Heiligen Geist subordinated, also einander unterordnet, gibt es auch Passagen, in denen er sie auf eine Stufe stellt und ihre Gleichheit bedenkt. Die drei seien in einem substantiell vollkommen gut, und hierbei gebe es keinerlei Abstufung, sondern nur Vollkommenheit, darin liege ihre gemeinsame Natur. Aus diesem Grund berufen sich im großen Streit des vierten Jahrhunderts unterschiedliche Streitparteien auf Origenes: die einen wegen seiner Subordination (Unterordnung) der Hypostasen, die anderen wegen seiner Idee der Ewigkeit der innergöttlichen Zeugung und wegen seiner Ideen zur Gleichheit der drei.

5. Arius und das erste Konzil von Nizäa

Dieser große Streit begann wohl um 320 in Alexandrien und wurde durch den dort tätigen Priester Arius ausgelöst, der bald in Konflikt mit seinem Ortsbischof geriet. Arius scheint seine geistige Prägung in Alexandrien empfangen zu haben, wo insbesondere Lehren des Origenes noch sehr präsent waren. Arius betont, dass es Einen einzigen Gott gebe, allein ungeworden, anfanglos. Dieser Eine, vollkommen transzendent sei allein Gottvater, nicht aber der Sohn. Arius radikalisiert den Gedanken der Subordination und sieht im Sohn oder Logos nur mehr ein Geschöpf Gottes. Dabei bedingt offenbar eins das andere: Wenn die Transzendenz Gottes des Vaters stark gesteigert wird, rückt Gottvater der Welt so fern, dass selbst die deshalb eingeführte Mittlerfigur zwischen dem transzendenten Gott und unserer Welt dem wahren Gott ziemlich fern rückt. Diesen Mittler sieht Arius in Christus, der zwar kein Geschöpf wie alle anderen sei, sondern das erste, vor aller Zeit erschaffene, vollkommene Geschöpf, das dem Willen Gottes entspringe – aber dennoch nur ein Geschöpf.

Diese Radikalisierung des Subordinationsgedankens rief nun das kritische Nachdenken vieler Christen hervor, die den Kern des Christusglaubens in Gefahr sahen: Hätte Arius Recht, hätten wir es in Jesus Christus nicht mehr wirklich mit Gott selbst zu tun. Können wir dann überhaupt noch vom Christusgeschehen unsere Erlösung erhoffen? Die Gegner des Arius betonten nun

deutlicher als das in der früheren Theologie üblich war, dass der Vater den Sohn zeugt, aber nicht geschaffen habe. Will sagen: Der Sohn und Logos ist von Ewigkeit her vom Vater, er ist kein Geschöpf, sondern gehört ganz auf Gottes Seite.

Der Konflikt zwischen Arius, seinen Anhängern und ihren Gegnern schaukelte sich auf. Kaiser Konstantin berief im Jahre 325 ein großes Konzil nach Nizäa, dem heutigen türkischen Iznik, ein. Verschiedene Themen standen dort an, und nach heftigem Streit wurde die Lehre des Arius verurteilt. Das Konzil von Nizäa schuf etwas, das es bis dahin so nicht gegeben hatte: ein Glaubensbekenntnis, das nicht mehr wie in den ersten drei Jahrhunderten lokalen Charakter hatte und auch nicht mehr primär zum Zweck des Gebrauchs als Taufbekenntnis konzipiert wurde, sondern die Entscheidung einer Streitfrage festhalten sollte.

Das Bekenntnis von Nizäa ist wohl auf der Grundlage eines früheren Glaubensbekenntnisses entstanden, das dreigliedrig angelegt war. Bekannt wurde der Glaube an den Vater als den allmächtigen Schöpfer, an den einen Herrn Jesus Christus als den Sohn Gottes, einziggeboren aus dem Vater, Gott aus Gott, durch den (als Schöpfungsmittler) alles geschaffen sei, der um unseres Heiles willen herabgestiegen sei, gelitten habe, auferstanden sei usw., und schließlich drittens an den Heiligen Geist. Diesem Bekenntnis fügte man nun in Nizäa Formulierungen hinzu, die sich gegen Arius richteten. Der Aussage, der Sohn sei geboren aus dem Vater, fügte man die Erläuterung hinzu: „das heißt aus dem Wesen (*usia*) des Vaters, wahrer Gott aus wahren Gott, gezeugt, nicht geschaffen, wesensgleich (*homousios*) dem Vater“. Die Formulierung „aus dem Wesen des Vaters“ soll wohl besagen, dass der Sohn nicht durch einen Willensentschluss des Vaters aus dem Nichts als Geschöpf entstanden ist. „Wahrer Gott von wahren Gott“ verdeutlicht, dass Christus kein zweitrangiger Gott oder Gott in einem übertragenen Sinne ist, sondern von gleichem Rang wie Gott der Vater. „Gezeugt, nicht geschaffen“, d. h. der Sohn ist zwar vom Vater her, aber kein Geschöpf.

Unendlich viel Tinte ist darüber vergossen worden, was genau *homousios* bedeutet, „wesensgleich“, „wesenseins“ usw. Eine Deutung besagt, es bedeute „von ein und derselben Substanz“, also Vater und Sohn sind zwar unterscheidbar, aber sie haben oder sind nur eine einzige Substanz. Eine andere Deutung besagt, das Wort sage lediglich, der Sohn sei ebenso Gott wie der Vater. Wahrscheinlich gab es von Anfang an mehrere Interpretationen des Terminus, aber keine klare, logisch einwandfreie Definition.

6. Die Zeit nach dem Konzil von Nizäa bis zum Konzil von Konstantinopel 381

In den Jahrzehnten nach 325 wurde ein unübersichtlicher Streit ausgetragen, in dem sich verschiedene Richtungen aus diversen theologischen, kirchenpolitischen und politischen Motiven bildeten. Das Konzil von Nizäa wurde keineswegs als verbindliche Lösung empfunden. Zeitweise schien es sogar fast in Vergessenheit geraten, aber wohl nicht ganz unabsichtlich, klang es doch in den Ohren vieler griechischer, oft von der Theologie des Origenes geprägter Theologen ein wenig nach Monarchianismus. Umgekehrt witterten manche Theologen, darunter gerade Lateiner, in der bei solchen Origenisten üblichen Terminologie von den Hypostasen ein Konzept der Subordination, die nun

ihrerseits als Denkmöglichkeit durch Arius diskreditiert erschien. Das Christentum zerstritt sich in dieser Frage heillos, und so wurde gerade von mehreren Kaisern im vierten Jahrhundert versucht, der Kirche eine einfachere, bibelnäher wirkende Theologie aufzuzwingen, die auf Termini wie Wesen, Hypostasen usw. verzichtete und den Sohn lediglich „ähnlich dem Vater“ nannte; das war aber eher ein Denkverbot denn eine Lösung des Problems. Um 360 tritt eine Debatte über die Frage hinzu, ob der Heilige Geist als Gott zu denken sei. Athanasius argumentiert, dass unsere Erlösung nicht denkbar wäre, wenn nicht Gott selbst es ist, der als Heiliger Geist uns erfüllt und die Verbindung zu Vater und Sohn herstellt.

In diesen Jahren entwickelten Aëtios und Eunomios das Argument, Gottvater und der Gottessohn seien weder gleichen Wesens, noch ähnlich, sondern geradezu unähnlich, denn der Vater sei ohne Zweifel ungezeugt, der Sohn aber *per definitionem* gezeugt, somit von konträrer Wesen. Wenn dieses Argument zutrifft, war die nizänische Theologie erledigt und die wahre Gottheit des Sohnes kaum mehr zu denken. Gegenargumente wurden erdacht. Besonders drei Theologen aus Kappadokien, Basilus der Große, Gregor von Nazianz und Gregor von Nyssa formulierten hierzu und überhaupt zur Trinitätstheologie maßgebliche theologische Konzepte. Kerngedanke ist dabei, dass für Gott gilt: Ein Wesen (*mia usia*), aber drei Hypostasen (*treis hypostaseis*) gleichen Ranges, also Daseinsweisen, Realisierungen, Wirklichkeiten, die in unvermischter Einheit zu denken sind: weder gehen Dreiheit und Unterschiede in dieser Einheit verloren, wie man das dem Monarchianismus vorwarf, noch sind Dreiheit und Eigenheiten so groß, dass entweder die Einheit Gottes aufgelöst wird, wie man das Arius vorwarf, oder gar drei Götter angenommen werden müssten.

Das Bekenntnis von Nizäa ist wohl auf der Grundlage eines früheren Glaubensbekenntnisses entstanden, das dreigliedrig angelegt war.

Die Theologie der Kappadokier steht, wie wir aus einem erläuternden Schreiben des Folgejahres wissen, hinter dem Bekenntnis, das dem Konzil von Konstantinopel 381 zugeschrieben wird. Viele Formulierungen des Bekenntnisses von Nizäa kehren hier wieder, einige sind entfallen, einige kommen dazu, darunter vor allem in Bezug auf den Heiligen Geist, der im Glaubensbekenntnis von Nizäa nur am Schluss mit den Worten „... und an den Heiligen Geist“ genannt worden war. Jetzt heißt es:

Wir glauben an den Heiligen Geist, der Herr ist und lebendig macht, der aus dem Vater hervorgeht, der mit dem Vater und dem Sohn angebetet und verherrlicht wird, der gesprochen hat durch die Propheten.

Die theologische Fachterminologie wird beim Heiligen Geist vermieden, ihm wird in neutestamentlichen Formulierungen das Herrsein (vgl. 2 Kor 3,17f.) und lebenspendender Charakter (vgl. 1 Kor 15,45; 2 Kor 3,6; Joh 6,63) zugesprochen, was dann implizit besagt, dass der Heilige Geist Gott ist. An eine liturgische Formel lehnt sich der Ausdruck „mit dem Vater und dem Sohn angebetet und verherrlicht“ an.

Dass der Heilige Geist aus dem Vater hervorgehe, steht im griechischen Original, dagegen ist die Hinzufügung „und vom Sohn“ eine nur im lateinischen Text stehende Formulierung, das berühmte *Filioque*. Es wurde wohl erstmals um das sechste Jahrhundert in Spanien hinzugefügt, und geriet mit der Zeit auch auf politischen Druck hin offiziell ins lateinische Credo. Die Vorstellung, dass der Geist nicht allein vom Vater, sondern auch vom Sohn ausgehe, ist im antiken Christentum eine Minderheitsmeinung, die es am deutlichsten bei Augustin gibt. Die lateinische Hinzufügung des *Filioque* wurde im Laufe des Mittelalters von Lateinern wie von Griechen zu einem zentralen Unterscheidungsmerkmal zwischen östlicher und westlicher Theologie und Kirche hochstilisiert, was es aber nicht ist.

Viel wichtiger ist, dass das Nicaeno-Constantinopolitanum, auch wenn es erst einige Jahrzehnte später bekannter geworden zu sein scheint, doch so etwas wie ein Abschluss eines langen Ringens um den trinitarischen Gottesbegriff gewesen ist und, vom *Filioque* abgesehen, bis heute ein Dokument der Einheit zwischen den Christen ist. Natürlich ging das Nachdenken über die Trinitätslehre in Ost und West bis in die Gegenwart weiter, doch die Grundlage dafür ist in aller Regel weiterhin das kappadokische Grundmodell und das Bekenntnis von Konstantinopel 381.

7. Augustin und die lateinische Trinitätslehre

Das lange Ringen um den trinitarischen Gottesbegriff im vierten Jahrhundert war vor allem die Sache griechischer Theologen gewesen. Der lateinische Westen hatte an der großen Debatte verspätet, eher am Rande und begrenzt produktiv teilgenommen. Das ändert sich mit Augustin. Um 399 begann er sein großes Werk *De trinitate* („Über die Trinität“), das er erst nach mehr als zwanzig Jahren veröffentlichte.

Auch für Augustin steht fest: Gott ist Trinität, und die Trinität ist Gott. Vater, Sohn und Heiliger Geist sind nicht drei Götter, aber dennoch unterscheidbar.

Das lange Ringen um den trinitarischen Gottesbegriff im vierten Jahrhundert war vor allem die Sache griechischer Theologen gewesen. Der lateinische Westen hatte an der großen Debatte verspätet, eher am Rande und begrenzt produktiv teilgenommen.

In ihrer Gleichheit zeigen sie die Einheit Gottes. Für Augustin ist es der Sinn des Glaubens, den Menschen auf die rechte Suche nach Verstehen zu führen. Gregor von Nyssa hatte Versuchsversuche unternommen und erwogen, die Rede von der einen Substanz und den drei Hypostasen nach Art der Logik von Art und Einzelding zu erklären: Gott als Art, und Vater, Sohn und Geist als die Individuen dieser Art. Augustin unterwirft solche Versuche einer vernichtenden Analyse: Weder passe der Ausdruck „Substanz“ für Gott, noch liefere die Rede von den Hypostasen oder Personen ein logisch plausibles Modell. Augustin löst daher das große Problem des Eumios anders als die Kappadokier, indem er in der Trinitätslehre Aussagen über das Wesen und Aussagen

über Relationen unterscheidet. Die Unterscheidungen in Gott betreffen die Relationen. Augustin hält den Trinitätsbegriff für ganz wahr, aber die Trinitätslehre des vierten Jahrhunderts für mangelhaft, und das begründet er in den ersten sieben der fünfzehn Bücher seines Werkes *De trinitate*.

Darum entwickelt er in der zweiten Hälfte seines Werkes einen ganz eigenständigen, neuartigen Versuch. Die Kernidee dieses Versuches ist die Einsicht, dass Gott nicht nach dem Modell eines geistigen Gegenstandes gedacht werden kann. Augustin übt den Leser in eine anders verfahrenende Suche nach Verstehen ein. Wenn Gott nicht draußen, wie ein Gegenstand, gesucht werden kann, und wenn der Mensch in seiner Geistigkeit Ebenbild Gottes ist, könnte dann nicht die Selbsterkenntnis des menschlichen Geistes Gott näher kommen? Man hat oft Augustins Methode als „psychologische Trinitätslehre“ missverstanden, so als werde der in sich abgeschlossene, sich selbst denkende Menschengott zum Modell der göttlichen Trinität erhoben. Das Gegenteil ist der Fall: Augustin entdeckt im Allerinnersten des Menschengottes etwas Uneinholbares, das aller Selbstreflexion als eigener Ursprung zugrunde liegt, ohne objektivierbar zu sein, und das der Gläubige als Gott deutet. Der Geist ist also gerade nicht in sich abgeschlossen. Alle menschliche Faszination durch Gutes und Schönes fasst Augustin als ein Lieben auf, das implizit das gute Streben selbst, also die Liebe liebt, und diese ist letztlich Gott selbst. Wer dies einsieht, wird auch in seinem Nächsten das Bild Gottes lieben.

„Aber ich sehe noch kein Bild der Trinität“ lässt Augustin seinen Leser einwenden. Doch Augustin zeigt in langen Analysen, wie sich in geistigen Akten immer wieder Strukturen von Trinität finden, etwa folgendermaßen: Der Geist bringt etwas ihm Gleiches und doch von ihm Unterschiedenes hervor, und diese Gleiches stehen in einer Beziehung, die ihnen im Idealfall gleich ist. Wenn etwa der Geist als Inbegriff seiner selbst (*memoria*) zur Erkenntnis seiner selbst (*intelligentia*) zu gelangen sucht, dann liegt in diesem Suchen das Moment der Liebe (*amor*). Und darin kann der Geist sein Urbild erahnen, den Vater als *principium*, den Sohn als Wort und Vernunft, den Heiligen Geist als Liebe von Vater und Sohn, als Geschenk, das vom Vater ausgeht, aber da der Vater sich ganz dem Sohn gegeben hat, ist der Geist dann auch Geschenk des Sohnes. Augustin zeigt bei all diesen Trinitäten des Menschengottes die Differenzen zu dem, was für Gottes Trinität gelten müsste. Keine der Triaden holt das ein, was der Trinitätsglaube behauptet. Die Trinität Gottes rückt in dieser wohlkalkulierten, rationalen Mystik gleichzeitig immer weiter in die Ferne. Dem Leser wird immer bewusster, wie unergründlich das ist, was seinem Innersten zugrunde liegt, nämlich der Gott, der die Trinität ist.

Vom Ringen des antiken Christentums um den trinitarischen Gottesbegriff sollte ich Ihnen erzählen. Augustin war mit dem, was bis dahin als Ergebnis dieses Ringens galt, nicht zufrieden, weil er darin die Gefahr sah, Gott wie eine geistige Sache aufzufassen, obwohl Gott doch, wenn überhaupt, dann Ursprung von Allem ist. Der Sinn von Augustins Werk liegt darin, den Leser immer tiefer in eine Bewegung der Gottsuche in sich selbst zu führen, statt sich mit dem Fürwahrhalten rechtgläubiger Formeln zu begnügen. Gott ist verborgen, meint Augustin, damit man ihn suche, und wenn man ihn findet, erweist er sich als unermesslich, auf dass man weiter ihn suche. □

„Gott ist dreifaltig einer“? Das Lob des dreieinen Gottes in der Liturgie

Ansgar Franz

Zauberei und Dogmatik

Beginnen wir mit einer Erfahrung: Dreifaltigkeitssonntag, Gemeindemesse in einem kleineren Stadtteil im Rheinhessischen. Vorsteher der Liturgie ist der seit etwa einem halben Jahr in dieser Gemeinde seinen Dienst versiehende Kaplan, der schon mit einer gewissen Routine – es ist seine zweite Stelle – die Teilnehmenden begrüßt und mit wenigen Worten in das Thema des Sonntages einführt, das ein großes Mysterium sei, das Geheimnis schlechthin, und auch immer bleiben werde. Die Lesungen des Wortgottesdienstes (Lesejahr A) streifen Aspekte der Thematik, bleiben aber recht unvermittelt nebeneinander stehen.

Nach der Verkündigung des Evangeliums verlässt der Vorsteher den Ambo und tritt zur Überraschung der Gemeinde an den Altar, einen massiven Steinquader. Dort nimmt er einen festen Standpunkt ein und holt dann lächelnd mit Zeigefinger und Daumen der rechten Hand aus der zur Faust geformten Linken nacheinander drei etwa 20 cm lange helle Seilstücke hervor, die er schließlich mit empor gestreckter Hand den nun neugierigen Zuhörern präsentiert. Wer es von den älteren Gemeindegliedern noch nicht gewusst haben sollte, der erfährt es jetzt: Der neue Kaplan ist ein talentierter und passionierter Zauberkünstler, der mit diesem Hobby auf Pfadfinderfreizeiten und Firmvorbereitungswochenenden schon viele Sympathien erworben hat.

Nun erklärt er, das größte Geheimnis unseres Glaubens, das uns von Juden und Muslimen unterscheidet, sei das Mysterium der Dreieinigkeit, dass die drei Personen Vater, Sohn und Geist – hierbei werden die drei Seilstücke nacheinander in die zum Trichter geformte linke Hand gestopft – nur ein einziger Gott seien, eine einzige untrennbare und ungeteilte Einheit. Im Handumdrehen wird nun aus der Linken ein einziges längeres Seil hervorgezogen, das zum Beweis des Ungetrennten und Ungeteilten mehrmals kräftig zwischen beiden Händen gestrafft wird, bevor es dann wieder in den Linken verschwindet.

Aber Gott in seiner Güte – nun erscheint wieder ein kürzeres Seilstück – habe seinen Sohn – zweites Seilstück – zu den verlorenen Menschen gesandt, um sie zu erlösen. Nach der Erhöhung des Sohnes zur Rechten des Vaters sei uns der Geist gesandt – drittes Seilstück. Was uns die Heilige Schrift als drei Personen geoffenbart habe – wieder verschwinden die Seilstücke in der Linken – sei dem Wesen nach der eine Gott, ohne Anfang und ohne Ende – und nun kommt wie durch Zauberhand aus der Linken das schon bekannte längere Seil, das aber diesmal einen geschlossenen Ring bildet, bei dem keine Verknüpfungen sichtbar sind und dessen Konsistenz wieder durch mehrmaliges Straffen erwiesen wird. So geht es noch einige Minuten weiter im Wechsel von drei und eins; am Ende applaudiert die Gemeinde, was der Prediger mit einem leichten Kopfnicken quittiert.

Es folgt als „Lied zum Credo“ GL 489: „Gott ist dreifaltig einer.“ Auch hier stellen sich dem, der das Stück aufmerksam singt, einige Fragen. Dazu später.



Prof. Dr. Ansgar Franz, Professor für Liturgiewissenschaft und Homiletik an der Universität Mainz

Nach dem Einleitungsdialog des Eucharistiegebets („... lasset uns danken dem Herrn, unserm Gott“) folgt die Präfation:

„In Wahrheit ist es würdig und recht, dir, Herr, heiliger Vater, allmächtiger ewiger Gott, immer und überall zu danken. Mit deinem eingeborenen Sohn und dem Heiligen Geist bist du der eine Gott und der eine Herr, nicht in der Einzigkeit einer Person, sondern in den drei Personen des einen göttlichen Wesens. Was wir auf deine Offenbarung hin von deiner Herrlichkeit glauben, das bekennen wir ohne Unterschied von deinem Sohn, das bekennen wir vom Heiligen Geiste. So beten wir an im Lobpreis des wahren und ewigen Gottes die Sonderheit in den Personen, die Einheit im Wesen und die gleiche Fülle in der Herrlichkeit. Dich loben die Engel und Erzengel, die Kerubim und Serafim. Wie aus einem einzigen Munde preisen sie dich Tag um Tag und singen auf ewig das Lob deiner Herrlichkeit: Heilig, heilig, heilig ...“

Anstelle der Anamnese, der lobpreisenden Vergegenwärtigung der biblisch verbürgten Heilstaten Gottes, die die Tradition des Eucharistiegebets eigentlich an dieser Stelle fordert, werden in diesem Falle dogmatische Kernsätze ausbreitet. Diese mögen in der Sprachform des *Bekenntnisses* einen Platz in der Liturgie haben, aber als *Gebet*, das sich an den Vater richtet? Man hat den Eindruck, Gott werde hier über die Ergebnisse trinitätstheologischer Reflexion vergangener Jahrhunderte informiert.

Zauberkunststücke und dogmatischer Extrakt – ist es das, was die Liturgie zur Dreieinigkeit zu sagen hat?

Ins Gebet genommen

Die beschriebenen Phänomene stellen die Frage nach dem rechten Verständnis des viel zitierten Leitsatzes „lex orandi lex credendi“, der die Identität von Beten und Glauben, von Doxologie und Dogma postuliert. Offenkundig handelt es sich zumindest um



Referenten im Dialog: der Kirchenhistoriker Professor Roland Kany (links) mit Prof. Dr. Trutz Rendtdorff, emeritiertem evangelischen Sozialethiker an der Universität München.

eine spannungsreiche Identität, denn nicht jedes Ergebnis systematischer Reflexion oder vermeintlich kreativer Predigtvorbereitung scheint mit jeder Form liturgischen Sprechens kompatibel zu sein. Dabei weiß die Liturgie durchaus an zentraler Stelle, nämlich zu Beginn und am Ende des Eucharistiegebetes, in einer biblisch fundierten Weise über und zu dem dreieinen Gott zu sprechen. Betrachten wir zunächst die Schlussformel:

„Durch ihn (Christus) und mit ihm und in ihm ist dir, Gott, allmächtiger Vater, in der Einheit des Heiligen Geistes alle Herrlichkeit und Ehre jetzt und in Ewigkeit.“

Diese entfaltete Form des abschließenden Lobpreises – eine Art ‚Gebetsiegel‘ – geht auf die Kurzformel der älteren, sog. dynamischen Doxologie zurück:

„Ehre sei (eigentlich: ist!) dem Vater durch den Sohn im Heiligen Geist“.

Die Formel nähert sich dem Beziehungsgeschehen zwischen Gott und Mensch von der Struktur der Offenbarung ebenso wie der liturgischen Handlung her. Grund und Ziel der menschlichen Existenz ist der eine Gott, der Vater, der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs und der Vater Jesu Christi; er ist deshalb im liturgischen Gebet – speziell der Messe – auch der Grund und das Ziel, der Adressat des Gebetes. Nicht nur das Eucharistiegebet, auch die übrigen Präsidialgebete (Tages-, Gaben- und Schlussgebet) richten sich, bis auf wenige liturgiegeschichtlich junge Ausnahmen, grundsätzlich an den Vater.

Doch „Gott wohnt im unzugänglichen Licht“ (1 Tim 6,16), „kein Mensch hat ihn je gesehen“ (Joh 1,18). Zugang zum Vater haben wir durch den Sohn („durch ihn und mit ihm und in ihm“), wer ihn sieht, sieht den, der ihn gesandt hat (Joh 12,45). Christus ist der Mittler zwischen Gott und den Menschen (1 Tim 2,5) und der Hohepriester des Neuen Bundes (Hebr 7-8). Und weiterhin: Christliche Existenz im allgemeinen und liturgisches Gebet im besonderen vollzieht sich „in der Gemeinschaft des Heiligen Geistes“; der Geist ist es, der die Kirche zur Einheit zusammenfügt (1 Kor 12) und der der Atem (*pneuma*) unseres Betens ist (vgl. Röm 8,26). So ergibt sich, dass in der älteren liturgischen Redeweise „die drei göttlichen Personen nicht nach ihrem

innergöttlichen Leben, sondern nach ihrem heilsgeschichtlichen Hervortreten, als ‚ökonomische Trinität‘ eingeführt sind: nicht Vater, Sohn und Geist, sondern Gott, Christus, Kirche, Kirche nämlich als der Leib, der durch den Heiligen Geist beseelt und zusammengehalten wird.“ (Josef Andreas Jungmann, *Die Doxologie am Schluss der Hochgebete*, in: *Gemeinde im Herrenmahl. Zur Praxis der Messfeier* (FS Leningel), hg. von Theodor Maas-Ewerd und Klemens Richter, Freiburg i. Br. 1976, 314-322, hier: 321.)

Leider wurde diese heilsökonomische Sprechweise, Gottes Herrlichkeit zu preisen, im 4. Jahrhundert zu einem Schlachtfeld in der Auseinandersetzung mit dem Arianismus. Hatte Arius gelehrt, der Sohn sei ein Geschöpf und als solches dem Vater untergeordnet, wies das Bekenntnis des Konzils von Nizäa (325) zur Gleichwesentlichkeit („eines Wesens mit dem Vater“) der Theologie und der Frömmigkeit eine andere Richtung. Doch vermochte die konziliare Entscheidung den Konflikt kurzfristig nicht zu befrieden, der sich noch über Jahrzehnte weiter hinzog. Innerhalb der Liturgie wurde nun, um die Wesensgleichheit der Personen zu betonen, aus der *dynamischen* eine *additive* Doxologie: „Herrlichkeit (ist) dem Vater und dem Sohn und dem Heiligen Geist“. In der aufgeheizten Atmosphäre der theologischen Debatten konnte die ältere dynamische Form heterodox interpretiert werden, schien sie doch einer Herabstufung des Sohnes gegenüber dem Vater Vorschub zu leisten. Wie messerscharf im Bewusstsein des 4. Jh. die Demarkationslinie zwischen Orthodoxie und Arianismus gerade an dieser Stelle verlief, zeigt eine Bemerkung des Theodoret von Cyrus († ca. 466) in seiner Kirchengeschichte. Demnach versuchte Leontius, der in den Jahren 344 – 357 Bischof von Antiochien war, sich beim Gebet um eine Entscheidung herumzumogeln:

„Obschon er nämlich von der gotteslästerlichen Lehre des Arius angesteckt war, versuchte er doch, seine Krankheit zu verheimlichen. Da er merkte, dass die Geistlichkeit und das übrige Volk in zwei Parteien gespalten waren, indem die einen bei der Doxologie (Ehre sei dem Vater usw.) vor dem Worte ‚Sohn‘ das Bindewort ‚und‘ gebrauchten, während die anderen beim Sohne das Vor-

wort ‚durch‘ und beim Heiligen Geiste ‚in‘ setzten, so sprach er die Doxologie ganz still aus, sodass die Nahestehenden nur die Schlussworte vernahmen ‚von Ewigkeit zu Ewigkeit‘.“

Auch die im Angesicht der arianischen Herausforderung leider notwendig gewordene dogmatische Präzisierung der Trinitätslehre lässt sich durch die additive Doxologie ‚ins Gebet nehmen‘. Sie richtet sich auf die innere Wirklichkeit Gottes, die die moderne Theologie häufig mit dem Paradigma der Beziehung zu umschreiben sucht. Wenn der erste Johannesbrief sagen kann: „Gott ist die Liebe“ (1 Joh 4,16), wenn Gott also Liebe nicht nur hat, sondern ist, dann muss er Beziehung in sich tragen, ja selbst diese Beziehung sein. Doch ist damit nicht nur etwas über die innergöttliche Wirklichkeit gesagt; dass Gott die Liebe ist, prägt auch seine Beziehung zum Menschen: „Gott ist nicht nur in sich bzw. für sich überströmende Güte und Liebe; er ist es auch für die Menschen. Seine überströmende Güte stiftet ‚nach außen‘ die Beziehung, die den Menschen vor dem Nichts rettet, wie sie – theologisch zuvor – ‚nach innen‘ jene Beziehungen setzt, in denen die drei göttlichen Personen ihr gemeinsames Wesen teilen und einander in ihrem Wesen vollkommen entsprechen.“ (Jürgen Werbick, *Trinitätslehre*, in: *Handbuch der Dogmatik*, hg. von Theodor Schneider, Bd. 2, Düsseldorf 1995, 481-576, hier: 557.)

Es spricht für die Liturgie, dass sie allen dogmatischen Streitigkeiten zum Trotz beide Formen der Doxologie bewahrt hat. Die dynamische Version findet sich, wie gesehen, in entfalteter Form am Ende des Hochgebetes, die additive Version hat ihren Ort vor allem in der Psalmodie des Stundengebets. Zwischen beiden Formen besteht kein Widerspruch. So bestätigt die Liturgie in gewisser Weise Karl Rahners Axiom der Identität von immanenter und ökonomischer Trinität: Im einen Fall (additive Doxologie) geht es um die göttliche Liebe, wie sie ist; im anderen Fall (dynamische Doxologie) geht es um die göttliche Liebe, wie sie sich uns zeigt und wie wir darauf antworten.

Kommen wir noch auf den Beginn des Hochgebetes zurück, auf den Einleitungsdialog, dem eine der dynamischen Doxologie vergleichbare heilsgeschichtliche Sicht der Trinität zugrunde liegt. In sechs Doppelpersonen, die jeweils eine Proklamation bzw. Aufforderung des Vorstehers und eine Antwort der Gemeinde umfassen, vergewissern sich die Betenden, was sie nun tun werden.

„Dominus vobiscum“ – „Der Herr (sei) mit euch“ proklamiert die Anwesenheit des erhöhten Herrn in der feiernden Gemeinde (vgl. Mt 18,20). Die zunächst kryptisch wirkende Antwort „Und mit deinem Geiste“ bringt zum Ausdruck, dass diese Anwesenheit eine Gegenwart ‚im Geist‘ ist. Mit Paulus gesprochen: Es ist der Geist, der die Getauften zum Leib Christi macht. So könnte man „Und mit deinem Geiste“ verstehen im Sinne von „Und mit dir als einem, der in seiner Taufe den Geist des Herrn empfangen hat“.

„Erhebet die Herzen“ – „Wir haben sie beim Herrn“: Der Gottesdienst „findet ‚oben‘, d. h. in der Gegenwart Gottes statt, in welche die Gemeinde einzutreten ermächtigt ist durch den in seiner Menschheit zu Gott erhöhten Christus“.

Die dritte und letzte Doppelformel des Eröffnungsdialogs („Lasset uns danken, dem Herrn, unserem Gott“ – „Das ist würdig und recht“) gibt dem Hochgebet seine Richtung vor: sein Thema (Dank) und seinen Adressaten, wobei nun mit dem „Herrn“ der Vater gemeint ist. So wird deutlich, dass die betende Gemeinde mit und in ihrem Hohepriester Christus, mit dem sie sich im Geist

verbunden weiß, vor den Vater tritt.

Die klassische römische Liturgie folgt also in ihrer Gebetsprache sehr bestimmt demselben trinitarischen Programm, das schon im Konzil von Hippo (can. 21) im Jahre 393 festgeschrieben wurde:

„Ut nemo in precibus vel Patrem pro Filio, vel Filium pro Patre nominet. Et cum altari assistitur, semper ad Patrem dirigatur oratio. – Dass niemand in den Gebeten den Vater anstelle des Sohnes oder den Sohn anstelle des Vaters nenne. Wenn man am Altar steht, soll das Gebet immer an den Vater gerichtet sein.“

Im Frühmittelalter tauchen unter karolingischem Einfluss durch die Vermischung mit gallischen Traditionen dann doch in der römischen Mess-Liturgie Vorstehergebete auf, die nicht an den Vater, sondern an Christus gerichtet sind – ein Phänomen, das sich besonders häufig bei Heiligenfesten zeigt; ab dem 9. Jahrhundert finden sich Gesänge in der Liturgie, die den Geist ansprechen – denken Sie an den Pfingsthymnus „Veni creator spiritus“ und die Pfingstsequenz „Veni sancte spiritus“. Dennoch hat aufs Ganze gesehen die römische Tradition deutlicher als andere Liturgien das biblisch verbürgte heilsökonomische Verständnis der Dreieinigkeit bewahrt und im Lobpreis zum Ausdruck gebracht.

„Dominus vobiscum“ – „Der Herr (sei) mit euch“ proklamiert die Anwesenheit des erhöhten Herrn in der feiernden Gemeinde (vgl. Mt 18,20).

Josef Andreas Jungmann kann deshalb am Ende seiner umfangreichen Studie zur Stellung Christi im Liturgischen Gebet, in der er die meisten Riten der Ost- und Westkirchen untersuchte, das etwas pathetische Resümee ziehen: „Trotz des vielen Schönen und der berechtigten Eigenart, die auch andere Liturgien aufweisen, dürfen wir, was den Typus des Gebetes betrifft, mit dankbarem Stolz auf die römische Liturgie blicken und uns ihrer freuen – ihres ehrwürdigen Alters und ihrer unvergänglichen Jugend, in der sie uns auch heute die beste Lehrmeisterin des Gebetes ist, die sicherste Führerin, die uns unermüdlich den ewigen Weg führt: durch Christus zu Gott.“

Banalisierungen

Gerade vor dem Hintergrund der an der liturgischen Sprache ablesbaren Sensibilität für die heilsgeschichtliche Dimension der Trinitätstheologie erweist sich das „Lied zum Credo“ unseres oben beschriebenen Beispielsonntages (GL 489) als unangemessen:

„Gott ist dreifaltig einer; / der Vater schuf die Welt, / der Sohn hat uns erlöst, / der Geist uns auserwählt. / Dies glaub ich, und so leb ich / und will im Tod vertraun, / dass ich in meinem Leibe / soll meinen Gott anschauen.“

Abgesehen von der grundsätzlichen Problematik dieser in Messliedreihen zusammengestellten Lieder zum Ordinarium (Lied „zum Gloria“, „zum Credo“, „zum Sanctus“ etc., wo eigentlich „Gloria“, „Credo“ oder „Sanctus“ stehen sollten), die ursprünglich ‚neben‘ den offiziellen liturgischen Texten herliefen, heute aber an deren Stelle treten sollen, scheint dieses „Credo-Lied“ im Besonderen problematisch, da es die biblische Dynamik der Dreieinigkeit

Gottes gründlich domestiziert und die frohe Botschaft von dem sich in drei Personen offenbarenden Gott nachhaltig historisiert. Die allesamt in der Vergangenheitsform gebrauchten Verbformen, die das Heilswirken der göttlichen Personen beschreiben („schuf“, „hat erlöset“, „[hat] auserwählt“), vermitteln den Eindruck, der Vater habe sich bereits nach getaner Schöpfung zurückgezogen, der Sohn habe sich nach vollbrachter Erlösung verabschiedet und auch der Geist sei, nachdem er uns einmal „auserwählt“ hat, nun nicht mehr wirksam. Es ist ein grundlegender Unterschied, ob man mit dem Symbolon bekennt „Ich glaube an Gott, den Vater, den Allmächtigen, den Schöpfer des Himmel und der Erde ...“ oder ob man sagt: „... der Vater schuf die Welt“; im ersten Falle wird bekannt, dass Gott auch heute noch ‚kreativ‘ ist, im zweiten Falle liegt sein Schöpfungshandeln in weiter Ferne. Verstärkt wird dieser Eindruck dadurch, dass der ganze zweite Teil des Liedes nur noch von der eigenen leiblichen Auferstehung („dass ich in meinem Leibe“) spricht und gemessen am Symbolon sowohl die Kirche verschweigt, deren Liturgie das Heilswirken der göttlichen Personen vergegenwärtigt, als auch die Gemeinschaft der Heiligen, die das irdische Gottesvolk mit den Bewohnern des Himmlischen Jerusalem vereint. Der Einzelne scheint hier von Gott, den Menschen und allen guten Geistern verlassen. Von dem in der Bibel bezeugten dynamischen Verhältnis der drei göttlichen Personen zueinander und zu den Menschen – das, was den Vater als Vater auszeichnet, den Sohn als Sohn und den Geist als Geist – ist in dem Lied nichts zu spüren. Warum es Vater, Sohn und Geist sind und nicht etwa Vater, Sohn und Enkel oder drei Geschwister geht allein daraus, dass sie sich – wie das Lied behauptet – streng paritätisch die Heilswerke Schöpfung, Erlösung und Erwählung teilen, kaum hervor. Sicherlich kann und muss es ‚Kurzformeln‘ des Glaubens geben, aber ob eine Verkürzung wie GL 489 noch sinnvoll ist, darf bezweifelt werden.

Ohne Innovationen

Dabei könnten doch gerade Kirchenlieder ein exzellentes Medium sein, eine biblisch begründete Sicht der Dreieinigkeit Gottes zu vermitteln, wirken Kirchenlieder doch erfahrungsgemäß viel nachhaltiger auf die Frömmigkeit der Gläubigen als etwa die Präsidialgebete des Vorstehers. Doch sucht man in den Gesangbüchern der beiden großen Kirchen jenseits der sog. „Credo-Lieder“ nach Stücken, die das Mysterium der Dreieinigkeit Gottes besingen, so stößt man auf einen überraschenden Befund. Das Evangelische Gesangbuch von 1993 führt unter der Rubrik „Trinitatis“ ganze drei Lieder, die aus dem 16., 17. und 18. Jahrhundert stammen – „offensichtlich ist die Dreieinigkeit Gottes kein Thema, das neueres Liedgut produktiv herausfordert.“ Das katholische „Gotteslob“ von 1975 kennt gar keine eigene Rubrik „Dreieinigkeit“; allerdings findet sich hier unter der Abteilung „Lob und Dank“ ein Lied, dessen zentrales Thema die Dreieinigkeit Gottes ist: *Dreifaltiger verborgener Gott* (GL 279). Laut GL stammt das Lied aus dem Jahr 1969 und ist von Friedrich Dörr verfasst, ist also fast noch ein zeitgenössisches Stück. Allerdings folgt es in Form, Versmaß und Metaphorik weitestgehend mittelalterlicher Hymnodie; auch die ihm beigegebene Melodie stand ursprünglich bei dem Versperhymnus *O lux beata trinitas* im Hymnar des Benediktinerklosters Kempton, dessen handschriftliche Überlieferung etwa aus dem Jahr 1000 stammt.



Eine Reihe von Tagungsteilnehmern sah sich in einer der Pausen schon einmal die Fotos an, die der Künstler Christoph Brech bis zum Sommer im Kardinal Wendel Haus ausstellt.

Die Struktur des Liedtextes ist klar erkennbar: Die jeweils einer göttlichen Person gewidmeten Mittelstrophen 2 – 4 werden umschlossen von den Rahmenstrophen 1 und 5, die beide den einen dreifaltigen Gott anreden; gleichzeitig vollzieht das Lied in diesem Aufbau eine deutliche Entwicklung: Der Weg führt von dem fernen, „verborgenen Gott“, der durch die Lichtmetaphorik in seinem innertrinitarischen Zueinander beschrieben ist (Str. 1), über die sich der „Welt“ auf jeweils spezifische Weise zuwendenden drei Personen (Str. 2 – 4) hin zu dem nahen, „in uns wohnenden Gott“, der Ziel des Lobens und Bekenntens sein kann. Schon die Struktur des Liedes will deutlich machen, dass von den drei göttlichen Personen sinnvoll nur im Rahmen der Einheit Gottes zu sprechen ist, und dass im Vollzug dieses Ansprechens sich der verborgene Gott als der in den Betenden wohnende Gott offenbart.

Die Lichtmetaphorik der 1. Strophe nimmt das Incipit des Hymnus *O lux beata trinitas* auf, der im Römischen Brevier in der Vesper des Samstags seinen Platz hatte. Die bildlichen Konkretionen „Licht aus dreier Sonnen Glanz“ (1,2) und „drei Flammen einer Liebesglut“ (1,3) wirken ebenfalls traditionell, auch wenn ich für sie keinen unmittelbaren Bezugstext ausmachen kann (dabei scheint mir das Bild der „drei Sonnen“ trinitätstheologisch gesehen zumindest grenzwertig, da es in die Einheit der drei Personen eine starke Differenzierung einträgt; anders als die „Flamme“ erfahren wir die „Sonne“ als in sich abgeschlossene Ganzheit). In den Strophen 2 – 4 treten „Gott Vater, Sohn und Heiliger Geist“ (1,1) aus ihrem innertrinitarischen Zueinander heraus auf die „Welt“ (2,2; 3,2; 4,2) zu und erweisen sich als Schöpfer, Erlöser und Lebensspender. Der Vater als Schöpfer und Lenker der Welt ist auch Herrscher über Zeit und Ewigkeit. Die Aufnahme

klassischer Hymnodie ist hier mit Händen zu greifen. So heißt es etwa zu Beginn des Morgen- und des Abendhymnus des Ambrosius von Mailand: „Ewiger, Schöpfer aller Dinge ... du gibst den Zeiten ihre Zeit“ – „Gott, Schöpfer des Alls / und Lenker des Himmelgewölbes ...“. Der Sohn, das „Ebenbild des unsichtbaren Gottes“ (Kol 1,15), erscheint wie im Gleichnis vom Weltgericht als „König“ der zu seiner Rechten versammelten „erlösten Welt“ (Mt 25,31–46). Die Vorstellung des durch die Menschwerdung und die Erhöhung Christi vollzogenen „heiligen Tausches“ ist ein klassisches Motiv der Weihnachtsoratorien: „... da, quaesumus, nobis eius divinitatis esse consortes, qui humanitatis nostrae fieri dignatus est particeps“. Der Geist als „Atem“ – ein Verweis auf den zweiten Schöpfungsbericht (Gen 2,7) und die Geistspendung im Johannesevangelium (Joh 20,22) – wird charakterisiert mit Motiven des Pfingsthymnus *Veni creator spiritus*, von dem Friedrich Dörr in selben Jahr, in dem sein Dreifaltigkeitslied entstand, eine Übersetzung angefertigt hat, die ebenfalls in das „Gotteslob“ eingegangen ist (Nr. 241). Das Durchdringen „mit Lebenskraft“ (4,2) des Liedes scheint den Beginn der Hymnenübersetzung aufzugreifen: „Komm, Heiliger Geist, der Leben schafft, / erfülle uns mit deiner Kraft“ (1,1f). Das Motiv „senkst in uns die Liebe ein“ (4,3) entstammt der 4. Strophe des Hymnus: „Entflamme Sinne und Gemüt, / dass Liebe unser Herz durchglüht“ (4,1f). Strophe 5 führt die drei Personen wieder zur Einheit zusammen („Du großer Gott“) und beschließt das Lied in der klassischen Form einer Doxologie.

Anders als in dem „Credo-Lied“ GL 489 gelingt es dem Stück von Dörr, das spezifische Zueinander der göttlichen Personen und ihr jeweiliges Verhältnis zur „Welt“ zu erfassen: Der Vater ist der Schöpfer und Lenker, der die Welt

„durch der Zeiten Lauf“ führt. Der Sohn ist sein „Ebenbild“, in dessen Erniedrigung sich die Erhöhung des Menschen vollzieht. Der Geist setzt als „Atem“ Gottes das Werk des Sohnes fort, indem die von ihm ausgehende Liebe die Menschen „eint und göttlich macht“. Ungewöhnlich ist dabei die Klimax, die von „lenken/führen“ (Vater) über „erhöhen“ (Sohn) bis hin zu „göttlich machen“ (Geist) reicht. Ihr entspricht die Entwicklung des Liedes von dem „verborgenen Gott“ (Str. 1) zu dem „Gott, der in uns wohnt“ (Str. 5). – Auf andere Art ungewöhnlich ist, dass dieses in jenem turbulenten Jahr 1969 entstandene Lied völlig in der Vorstellungswelt mittelalterlicher Hymnodie verhaftet bleibt – auch wenn dies mit einigem Geschick geschieht, drängt sich auch hier der Eindruck auf, dass die Dreieinigkeit Gottes augenscheinlich kein Thema ist, das heute zu poetischen und theologischen Innovationen inspiriert.

Geht man über die beiden genannten Gesangbücher hinaus und sucht nach dem Thema Dreieinigkeit in den vielen Dutzenden von Sammlungen sog. Neuer geistlicher Lieder, wie ich das einmal systematisch für einen Aufsatz getan habe, so ist das Ergebnis noch ernüchternder. Der großflächige Ausfall dieses Themas ist nicht zu übersehen, und gemessen an der Bedeutung der Dreieinigkeit Gottes für den christlichen Glauben im Vergleich zu Judentum und Islam ist dieser Ausfall erstaunlich. Man wird ihn als Symptom dafür sehen müssen, dass es der Liturgie und der Verkündigung anscheinend nicht gelingt, dem Thema eine den Glaubens- und Lebensvollzug des Christen grundlegende Bedeutung zu geben. □

Der ursprüngliche Text des Autors war mit ausführlichen Fußnoten versehen. Aus Gründen der besseren Lesbarkeit wurden sie beim Abdruck weggelassen oder in den Text integriert.

Das trinitarische Geheimnis und seine Deutung in den verschiedenen Konfessionen

Walter Schöpsdau

Mein Durchgang durch die Deutungsgeschichte beginnt mit dem Bruch zwischen Ost- und Westkirche. Das trinitarisch erneuerte Kirchenverständnis des Zweiten Vatikanums markiert den Beginn einer neuen Begegnung. Im Protestantismus soll die Trinitätslehre seit Hegel auch Problemlagen der Moderne aufnehmen. Den Abschluss bildet ein ökumenischer Ausblick.

Das „filioque“ und seine Auswirkungen

Der Westen bekennt durch einen Zusatz im Nizänum, dass der Geist vom Vater „und vom Sohn“ ausgeht. Die Einfügung dieses *filioque* gilt vielen Orthodoxen als die Wurzel aller Gegensätze zwischen Ost und West, was indes nicht ganz zu der Tatsache passen will, dass das *filioque* sich schon mit Augustinus anbahnte und die Kirchengemeinschaft trotzdem noch Jahrhunderte lang bestanden hat.

Worum geht es? Das ursprüngliche Bekenntnis sagt, dass der Sohn von Ewigkeit vom Vater „geboren/gezeugt“ ist und der Geist aus dem Vater „hervorgeht“. Die neutestamentlichen Texte sagen aber sehr viel über den Sohn und den Geist in der geschichtlichen Offenbarung. Aus der Sendung des Geistes durch Christus zog der Westen den Schluss, dass der Geist auch innertrinitarisch aus dem Sohn hervorgehe. Er soll ja nach Augustinus das Band der Liebe zwischen Vater und Sohn sein. Auch die Wesensgleichheit des Sohnes mit dem Vater schien zu verlangen, dass der Geist auch aus ihm hervorgeht.

Der Osten konnte vom „Geist des Sohnes“ sprechen, wollte aber nicht sagen, dass er aus dem Sohn, sondern nur, dass er durch den Sohn hervorgehe; nur so werde die Monarchie des Vaters als „Ursprung“ der Gottheit gewahrt und eine Subordination des Geistes unter den Sohn vermieden. Die Dreifaltigkeitsikone von Andrej Rubljow zeigt Vater, Sohn und Geist „als wirkliche Personen“, die in geheimnisvoller Gemeinschaft miteinander stehen. Wie sich die Hervorgänge des Sohnes und des Geistes aus dem Vater unterscheiden, bleibt Geheimnis. Auf der Ikone neigen die Gestalten des Sohnes und des Geistes beide ihr Haupt vor der dritten. Für unkundige Betrachter erweckt die Darstellung den Anschein von Trithemismus. Der ist aus orthodoxer Sicht dadurch ausgeschlossen, dass Sohn und Geist ihre Gottheit und ihren personalen Charakter vom Vater haben, dessen Person die alleinige Quelle der Gottheit ist.

Auch die religiöse Volkskunst des Westens konnte die Dreifaltigkeit durch drei selbstständige Personen darstellen. Papst Benedikt XIV. wollte dagegen 1732 die Darstellung des Geistes als Taube, in nicht-personaler Gestalt, verbindlich machen. In der Ikonographie des Gnadenstuhls erscheint die Trinität fast wie eine Binität. Deutet man mit Augustinus die Trinität nach Analogie des Selbstbewusstseins als Sein, das erkennend aus sich herausgeht und mit sich identisch bleibt, oder als wechselseitige Bezogenheit von Liebendem und Geliebtem durch die Liebe selbst erscheinen die Personen nur noch als Momente des einen göttlichen Wesens.



Pfarrrer Dr. Matthias Meyer, Ökumene-Referent am Konfessionskundlichen Institut in Bensheim, verlas den Beitrag von Dr. Walter Schöpsdau.

Der Osten sieht darin westlichen „Rationalismus“ und singt das Lob der „lebenspendenden Dreieinigkeit“, der heilsgeschichtlichen Dreieinigkeit von Vater, Sohn und Geist, deren Einheit letztlich jenseitig und unergründlich bleibt. Im Westen hat im 12. Jahrhundert Joachim von Fiore den östlichen Ansatz bei der Heilsoökonomie und der Monarchie des Vaters aufgegriffen und die Welt aus der Entfaltung des innergöttlichen Lebens erklären wollen: Auf das Reich des Vaters unter dem Gesetz im Alten Testaments und das Reich des Sohnes oder der Gnade und der Kirche folgt das dritte Reich des Geistes der Mönche, der Freiheit und der Liebe. Jede der drei Personen ist nur zusammen mit den anderen Gott, aber das Pendel schlägt deutlich nach der Selbständigkeit der Personen aus. Joachim klingt nach in Schellings Erwartung einer Verherrlichung des Geistes *nach* der Zeit, in der auch die Herrlichkeit des Vaters vor der Zeit und die des Sohnes *in* der Zeit erst voll realisiert sein werden.

Innergeschichtliches Pendant ist die johanneische Kirche als Synthese des petrinischen und des paulinischen Prinzips, in der die Reformation vollendet und die Einheit des Christentums eine innere geworden ist. Schellings These, dass der Weltalter-Gott den Philosophen zum „Erzähler“ mache, kehrt wieder in heutigen Trinitätstheologien, die das göttliche Sein „erzählen“ wollen, zumal die Trinitätslehre keine subsumierenden Oberbegriffe vertrage. Mit ihnen verdrängt das östliche kommunikative Modell endgültig das substantialistische des Westens.

Wie spiegelt sich die *Filioque*-Differenz in den konfessionellen Profilen? Für die Orthodoxen setzt der Heilige Geist nicht einfach das Werk Christi fort. Das Werk Christi betrifft die menschliche Natur als solche; das Wirken des Geistes teilt darüber hinaus jedem Glaubenden die Fülle der Gottheit in ganz persönlicher Weise mit und wirkt so Einheit in personaler Vielfalt. Dass der Geist in der Bibel nicht so deutlich Person ist, deutet man so, dass

seine völlige Offenbarung und die Verklärung der Schöpfung noch ausstehen. Jede Eucharistie wird in dieser Perspektive gefeiert, wenn der Priester beginnt: „Gepriesen sei das Reich des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes jetzt und immerdar und von Ewigkeit zu Ewigkeit.“ Brot und Wein werden der neuen Schöpfung zugeführt. Einen Bruch gibt es nicht im Wirken des Geistes. Die Wandlung ist nicht auf einen Zeitpunkt datierbar, sondern Gipfel einer Dynamik, die im Grunde schon in der Schöpfung ansetzt.

Das *filioque* treibt aus östlicher Sicht einen Keil zwischen Schöpfung und Erlösung und macht aus dem schöpferischen Geist den Geist der Kirche. Der westliche Gottesdienst beginnt quasi amtlich „im Namen“ der Dreifaltigkeit. Die Erlösung werde als „äußere[...] juristische[...]“ Aufhebung der Differenz zwischen Gott und den Menschen gedacht, sodass der Kirche nur die Rolle der Ausspenderin der Verdienste Christi bleibe. Die Protestanten wiederum wüssten mit Kirche als Institution nichts anzufangen. Der Geist wirke bei ihnen nur in der Beziehung des einzelnen zu seinem Heiland. Katholiken wiederum verabsolutierten christomonistisch Fragen der Amtsvollmacht und der Gültigkeit. Während der Osten den Geist auf Brot und Wein herabrufft, bewirkt der katholische Priester die Wandlung durch Sprechen der Einsetzungsworte *in persona Christi*. Die östliche Spendeformel lautet passivisch: „Es wird getauft der Knecht/die Magd Gottes NN“, die westliche: „Ich taufe dich“. Orthodox kann der Geweihte nicht in sich selbst begriffen werden, sondern nur in seinem Bezug auf die eucharistische Gemeinschaft. Die Weihe verlangt Zustimmung des Volkes, der Gedanke eines unauslöschlichen Prägemals ist umstritten. Hauptanstoß ist der Jurisdiktions- und Lehrprimat des Papstes, der ihn aus dem Bischofskollegium herauslöst und sein unfehlbares Lehren nicht an den Konsens der Kirche bindet.

Altkatholiken und Anglikaner haben den Eingriff in das Nizänum rückgängig gemacht, Johannes Paul II. hat es im ökumenischen Gottesdienst ohne *filioque* gebetet. Theologisch ist das *filioque* damit nicht erledigt. Es wehrt einem charismatischen Subjektivismus und pantheistisch angehauchter Kosmosfrömmigkeit. Es erklärt vielleicht das Ernstnehmen der Geschichte und die historische Jesusforschung im Westen. Es wahrt die Freiheit der Kirche gegenüber den politischen Mächten. Der Westen kannte ein Ringen zwischen Sacerdotium und Imperium, der Osten postuliert eine Symphonie von Kirche und Nation, die gegen politische Instrumentalisierung nicht gefeit ist.

Das erneuerte Kirchenverständnis des Katholizismus

Nach dem Beitritt der Orthodoxen begann im Ökumenen Rat eine trinitarische Renaissance. Die katholische Kirche öffnete sich im Zweiten Vatikanum vorsichtig der Tradition einer „eucharistischen Ekklesiologie“, die Nikolaj Afanas'ev der abstrakt „universalistischen Ekklesiologie“ des Papstprimats entgegengestellt hatte. Die konziliare Ekklesiologie versteht sich „als frohe und befreiende Verkündigung“ eines in Christus offenbarten Mysteriums. Der Wandel beginnt beim Geistverständnis. Vorkonziliar beschränkte sich die Rolle des Geistes auf zwei Funktionen: Er bewirkte das *unfehlbare* Gelingen der hierarchischen Vollzüge im Amt der Lehre, Heiligung und Leitung. Er galt als Seele des Leibes Christi, die den sichtbaren, hierarchisch verfassten Leib zum *corpus mysticum* macht. Das

Konzil erkennt, dass die Taufe in den Leib Christi und nicht nur in eine Konfession eingliedert, und verbindet mit dem biblisch und liturgisch stärker verankerten Begriff „Volk Gottes“ eine trinitarische Vision von Kirche: Der universale Heilsratschluss des Vaters (Nr. 2), die Sendung und das Amt des Sohnes (Nr. 3) und das Heiligungswerk des Geistes (Nr. 4) begründen die Kirche als Mysterium. Als „Volk Gottes, [...] Leib Christi und [...] Tempel des Heiligen Geistes“ ist sie das „von der Einheit des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes her geeinte Volk“ (Nr. 4).

Ohne trinitarische Balance mutiert die Kirche entweder christomonistisch zur historischen Institution oder kongregationalistisch zum rein geistlichen Ereignis. „Wird der Bezug zum Vater vergessen“, schreibt der Konzilshistoriker Pottmeyer, „schwindet die gemeinsame Würde und Sendung aus dem Blick, die Grundlage der *communio*. Wird die Kirche nicht mehr als Leib Christi verstanden, bricht die *communio* der Ortskirchen und der Glaubenden auseinander in die vielen, die sich gegeneinander auf den Geistbesitz berufen. Wird schließlich vergessen, dass die Kirche Tempel des heiligen Geistes ist, erstarrt sie zu einer Hierokratie, dem Zerrbild der *communio*“.

Damit ist eine verengte Leib-Christi-Ekklesiologie, die die Kirche zu einem zweiten Christus machte, verabschiedet. Was durch die Kirche fortgesetzt wird, ist nicht die Inkarnation, sondern das Heilshandeln Gottes in der Welt. Kirche dient dem Geist Christi zum Wachstum seines Leibes in Analogie zu der Art, wie in Christus die menschliche Natur

Altkatholiken und Anglikaner haben den Eingriff in das Nizänum rückgängig gemacht, Johannes Paul II. hat es im ökumenischen Gottesdienst ohne *filioque* gebetet.

im Dienst der göttlichen steht. Während der Logos seine menschliche Natur erst personhaft macht, ist der Geist in eine Vielheit schon existierender Personen hineingegeben; während der Logos sich in eine sündlose Natur hinein erniedrigt hat, ist der Geist in sündige Menschen hineingesandt, so dass, mit Heribert Mühlens zu reden, „die Kenosis des Heiligen Geistes vielleicht noch tiefer ist als die des Sohnes“. Denn das soziale Gefüge der Kirche kann dem Geist den Dienst auch verweigern.

Die wechselhafte Geschichte der Trinität im Protestantismus

Im Protestantismus, zu dem sich an dieser Stelle gut übergehen lässt, hat die Trinitätslehre eine bewegte Geschichte durchlaufen. Die Reformation ist wortfrierter als der Katholizismus und bindet aufgrund von Erfahrungen mit den sog. Schwärmern den heiligen Geist an Wort und Sakrament als „Mittel“, durch die Gott oder Christus heute wirkt. Andererseits entwickelt die Reformation ein neues Verständnis von Dogma. Die Trinitätslehre muss sich in der Schriftauslegung bewähren, wird also am Maßstab der Schrift neu begründet und als „angewandte trinitarische Theologie“ in der Explikation des christlichen Glaubens entfaltet. Für Luther ist sie der Inbegriff des Evangeliums, „weil wir hier sehen, wie sich Gott ganz und gar mit allem, das er hat und vermag, uns gibt [...]“: der Vater alle Kreaturen, Christus

alle seine Werke, der heilige Geist alle seine Gaben“.

Bei Melancthon klingt aber schon Schleiermachers Kritik der „Wut des Verstehens“ an, wenn er erklärt: „Christus erkennen, bedeutet, seine Wohltaten zu erkennen, und nicht, wie jene behaupten, seine Naturen und die Weisen der Inkarnation zu betrachten“. Das wird zur Parole von Theologien, die von der existenziellen Erfahrung des Subjekts ausgehen. Trinitarische Spekulationen bieten keinen Erkenntnisgewinn für Schleiermacher, keine Vertiefung der Frömmigkeit für Pietisten, keinen praktischen Nutzen für Reich-Gottes-Theologen. Die Kirchenverfassungen schwanken zwischen ausdrücklicher Bindung an die altkirchlichen Symbole und völliger Bekenntnisfreiheit wie in manchen schweizerischen Kantonskirchen. Hier kann es passieren, dass ein Gemeindegemeinderat dem neuen Pfarrer die trinitarische Eröffnung des Gottesdienstes verbietet – nicht um dem Antitrinitarier Servet späte Genugtuung zu leisten, sondern weil man den je neuen Akt des Bekennens für wichtiger hält als das Repetieren von Bekenntnisformeln. Unter den Freikirchen stellt sich die Methodistische Kirche in die altkirchliche und reformatorische Tradition einschließlich des *filioque*, reflektiert sie aber nicht theoretisch, sondern aus der Perspektive von Gottes rettendem und heilendem Handeln.

Es war ein Philosoph, Hegel, der dem Protestantismus die Trinitätslehre zurückgeben wollte, doch ohne dauernden Erfolg.

Es war ein Philosoph, Hegel, der dem Protestantismus die Trinitätslehre zurückgeben wollte, doch ohne dauernden Erfolg. Nachhaltiger war der trinitäts-theologische Schub durch Karl Barths Dogmatik von 1932. Sie machte die evangelische Theologie wieder für Katholiken interessant. Barth kreist nicht mehr um das fromme Subjekt, sondern um Gott, Offenbarung, Dogma und Kirche und dies in vorurteilslosem Gespräch mit der vorreformatorischen Tradition.

Barth rückt die Trinitätslehre an die Spitze der Dogmatik, wo traditionell von der Glaubensbegründung gehandelt wird. Das ist seine Antwort auf das Ende des klassischen Theismus. Schon Hegel wollte Gott dadurch retten, dass er ihn als absolutes Subjekt begriff, das nur im Durchgang durch die Negation und in der Rückkehr aus dieser Entäußerung Gott ist. Die Monarchie des Vaters erscheint als vormoderner, substanzmetaphysischer Rest von Unmittelbarkeit, der sich aufhebt im Vermittlungsgang zu sich, was noch bei Panenberg nachwirkt.

Auf der Barthschen Linie bekommt die Trinitätslehre eine antitheistische Spitze; der gekreuzigte Gott entlarvt die zivilreligiöse Korruptibilität des Monotheismus. Christlicher Glaube und Atheismus erscheinen wie Zwillingenbrüder mit dem entscheidenden Unterschied allerdings, dass der Glaube den Tod Gottes nur in trinitarischer Weise als „Tod in Gott“, als „Tod des lebendigen Gottes“ verstehen kann. Zugleich soll die Trinitätstheologie die radikale Kontingenz Gottes im Denken Gottes wahren. Glaube sei nicht von außen begründbar, sondern aus dem Handeln des in Jesus offenbaren Gottes an einem Menschen zu verstehen. Als Integral einer solchen „Ereignis“- bzw. „Widerfahrnis-Theologie“ erweise sich die

Trinitätslehre als „ein eminent praktisches Lehrstück“.

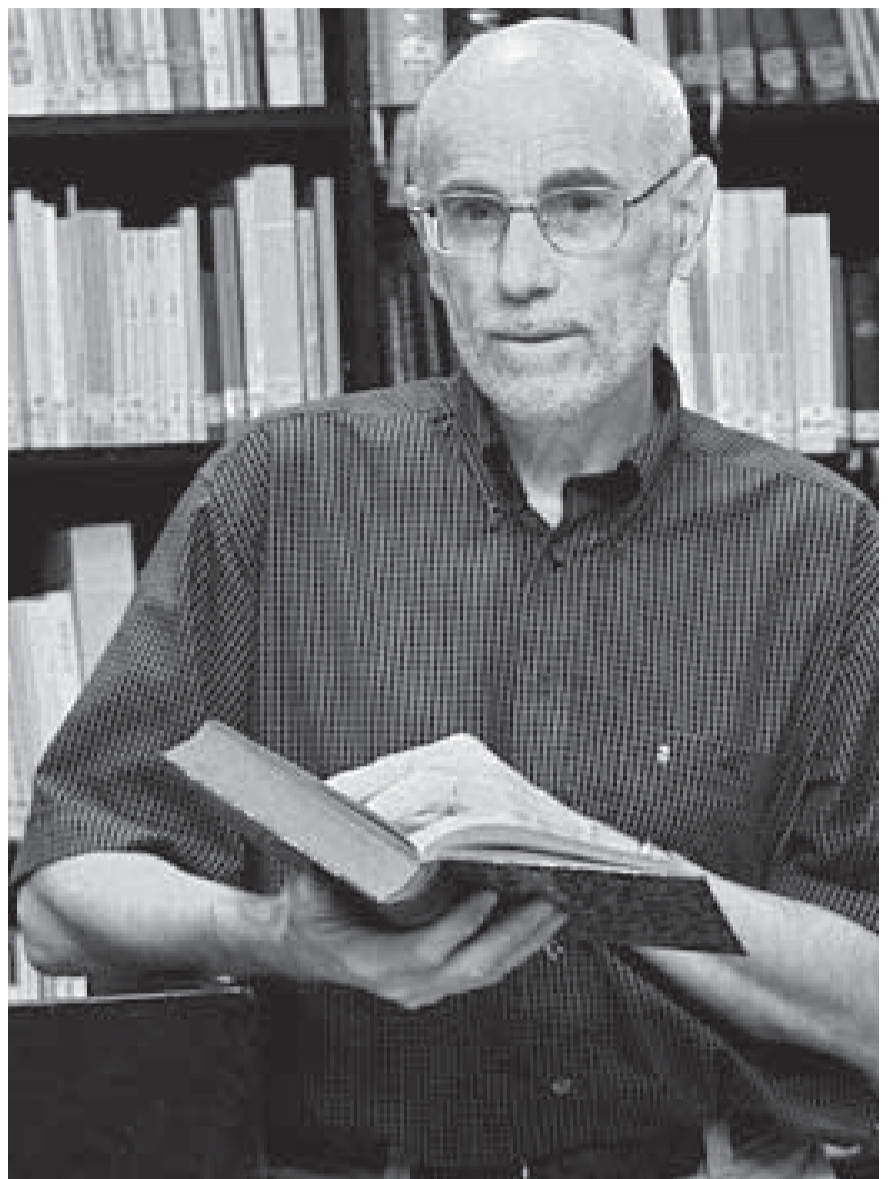
Katholiken sehen sich durch die Trinitätslehre nicht von Begründungsfragen und Transzendenzdenken dispensiert. Rahner gab zwar der neueren Trinitätstheologie entscheidende Impulse; doch der Vollzug unseres Geistes als Ausgriff auf Unbedingtes macht für ihn eine transzendentaltheologische Reflexion dieses vorgängigen Gottesbezugs unabdingbar. Auch bei Hans Urs v. Balthasar tritt die Trinitätslehre nicht an die Stelle der Metaphysik. Aufgrund der Mittelstellung des Seins zwischen Gott und den einzelnen Seienden könne man nicht Theologe sein, ohne Metaphysiker zu sein, wie auch eine Metaphysik, die sich weigerte, Theologie zu sein, ihren eigenen Gegenstand verlieren würde.

Trinitätslehre und Ökumene

Rahner und Barth stehen noch jenseits der neueren trinitarischen Renaissance. Barth entfaltet die Trinitätslehre aus dem Herrsein Gottes in seiner Offenbarung, welches besagt, „dass Gott selbst [...] der Offenbarer, die Offenbarung und das Offenbare ist“. Das erinnert an Hegels absolutes Subjekt, dem die trinitarischen Personen als „Seinsweisen“ subordiniert erscheinen. Auch Rahners Rede von drei „Subsistenzweisen“ verbleibt im Horizont des absoluten Subjekts und rettet die Einheit auf Kosten der Personwirklichkeit der zweiten und der dritten Person. Außerdem suggeriert Rahners Axiom „Die ‚ökonomische‘ Trinität ist die ‚immanente‘ Trinität und umgekehrt“ durch die Umkehrung eine logische Identität, die der Transzendenz Gottes und dem Noch-nicht der eschatologischen Herrlichkeitsoffenbarung zu nahe tritt.

Ökumenisch ist das absolute Subjekt heute zugunsten einer „offenen“ oder „sozialen“ Trinität wechselseitiger liebender Selbsthingabe verlassen, wie sie bei Rubljow aufscheint. Sie ist vorbereitet durch Barths späte Reflexionen über den Gang des Sohnes in die Fremde oder Balthasars trinitarische Passion. Das kommunale Konzept spiegelt auch das Ideal herrschaftsfreier Kommunikation Verschiedener, das sich von dem homogenen Gemeinschaftsbild unterscheidet, für das die Trinität einst als Vorbild dienen konnte. Ökumenisch entspricht ihm ein Modell versöhnter Verschiedenheit, wonach jede eucharistische Versammlung Kirche ist, wenn sie sich in die Geschichte Gottes mit der Welt hineinnehmen lässt in der Danksagung an den Vater, im Gedächtnis des Sohnes, in der Anrufung des Geistes, in der universalen *Communio* des Leibes Christi und im Vorgesmack des kommenden Gottesreiches.

Trotzdem gehen von dem kommunalen Trinitätskonzept aus die Wege auch auseinander. Moltmann und Leonardo Boff sehen in ihm geradezu ein befreiungstheologisches „Sozialprogramm“. Jüngel wollte im Wesen der trinitarischen Einheit das Paradigma eines Miteinanders der Kirchen auf Augenhöhe erkennen. Mennoniten entnehmen dem trinitarischen „Beziehungsmodell“, dass „Vielgestaltigkeit“ in Gott wie in der Kirche ein Reichtum und keine Bedrohung sei. Kardinal Kasper betont dagegen die hierarchische Ordnung innerhalb der Trinität, die durch die Monarchie des Vaters gegeben ist. Bei Kardinal Ratzinger führt die Hingabe des Sohnes zu einer martyrologischen Deutung des Primats, bei der die Einheit der Christen in Petrus „personalisiert“ und „zusammengehalten“ werde. Auch aus Balthasars „trinitarischen Drama“ der Liebe lassen sich schwer ökumenische Funken schlagen. Eine



Dr. Walter Schöpsdau, ehem. Referent am Konfessionskundlichen Institut in Bensheim, konnte wegen eines schweren Unfalls leider nicht an der Tagung

teilnehmen. Sein Text wurde von seinem Kollegen Dr. Matthias Meyer vorgetragen.

innertrinitarische „Selbstentäußerung“ von Vater und Sohn nimmt die Entäußerung des Kreuzes vorweg und integriert sogar die Sünde des Menschen. Nach außen manifestiert sich der Sohnesgehorsam in einer radikalen Sendung, die sich rettungslos Gott überantwortet und sich fortsetzt im gekreuzigten Gehorsam gegenüber der kirchlichen Autorität, in der Selbsthingabe von Zölibat und Priesteramt. Trinität und Ekklesiologie sind so ineinandergeschoben, dass eine abweichende Auffassung nur bei „einem protestantischen Gemeindediener“ landen kann.

Darf man überhaupt die immanente Trinität, ein Ankunftspunkt des Denkens, erneut zum Ausgangspunkt machen? Ihre Sätze sind anbetende, doxologische Rede an der Grenze, die die Ungeschuldetheit der Gnade preisen. Ohne den Anderen in Gott selbst hätten wir einen Hegelschen Gott, welcher der Welt bedürfte zur Selbstwerdung. Das weiß auch der amerikanische Bestseller „Die Hütte“, dessen Fabel ein therapeutisches Wochenende mit den trinitarischen Personen imaginiert: Ohne ein innertrinitarisches Objekt der Liebe, „hättet ihr einen Gott, für den Liebe eine Begrenzung seines Seins wäre“.

Ein Novum ist der trinitarische Dialog mit dem Judentum und den Kulturen Afrikas und Asiens. Die Trinitätslehre verklammert Israel und die Kirche.

Beide Glaubensweisen denken Gott in Beziehungen, sei es in der Vorstellung von der Tora, dem Wort, das bei der Schöpfung zugegen war, auf dem Sinai den Namen offenbarte und in das Exil des Leidens mitgeht, sei es im Glauben an Christus als fleischgewordenes Wort des Schöpfers, das kam, um die Menschen zu erlösen. Die Trinitätslehre wäre dann eine Auslegung des jüdischen Glaubens im Blick darauf, dass Gott einen seiner Zeugen vor der allgemeinen Auferstehung vom Tod erweckt hat. Sie bekennt Gott, wie er in Israel, in Jesus und in der Kirche auf neue Schöpfung hin wirkt. Afrikaner und Asiaten suchen jedoch Spuren des göttlichen Geschichtshandelns auch in ihren Kulturen. Eine trinitarische Theologie könnte Kulturen und Religionen als Werk des Schöpfers und Ort der Wirksamkeit des Geistes würdigen, ohne die *Christologie* als Kriterium aufzugeben. □

Aus Gründen der besseren Lesbarkeit wurde beim Abdruck auf den ausführlichen Anmerkungsapparat verzichtet.

Der Glaube der Christen an den dreieinigen Gott im Kontext des interreligiösen Gesprächs

Reinhold Bernhardt

1. Die religionswissenschaftliche und die theologische Perspektive

Mein Auftrag war und ist es, aus religionswissenschaftlicher Perspektive über das Thema dieser Tagung zu sprechen. In dieser Perspektive betrachtet, ist die Trinitätslehre ein Produkt der Ideengeschichte des Christentums; eine spezifische Form der Auffassung und des Redens von Gott, die als solche in Beziehung zu anderen Gottesverständnissen, wie sie in Geschichte und Gegenwart der Religionen begegnen, gesetzt werden kann.

Im Unterschied zur *theologischen* Betrachtung fragt die *religionswissenschaftliche* Sichtweise nicht nach der Wirklichkeit und dem Wesen Gottes auch nicht nach der Wahrheit von Aussagen über Gott, sondern nach Erscheinungsformen der Religionen als Teil der Kulturgeschichte der Menschheit.

„Gott“ kommt als *religiöse Vorstellung*, nicht als *transzendenter Seinsgrund* in den Blick. In *religionswissenschaftlicher* Perspektive geht es nicht primär um den *theologischen Gehalt*, sondern um die *formale Gestalt* dieser Lehre, nicht um die Legitimität ihrer biblischen Begründung, nicht um die Entfaltung ihres systematisch-theologischen Inhalts, sondern allein um ihre historisch konstatablen Erscheinungsformen.

Die *theologische* und die *religionswissenschaftliche* Sichtweise können sich überschneiden in der Frage nach der theologiegeschichtlichen Entstehung und Entwicklung dieses Konzepts, nach den dabei möglicherweise aufgetretenen Beeinflussungen durch andere Religionstraditionen und nach der Wirkungsgeschichte des Trinitätsglaubens in der christlichen Frömmigkeitgeschichte. Alles Geschichtliche kann zum Gegenstand der Religionswissenschaft werden, die Frage nach Geltung aber nicht.

Die Religionswissenschaft katalogisiert und beschreibt aber nicht nur religiöse Phänomene in Geschichte und Gegenwart. Sie versucht diese zum einen *entwicklungsgeschichtlich* zu rekonstruieren und zum anderen *systematisch*, d.h. auf ihre Funktionen und Strukturen zu untersuchen. In dem so bestimmten Aufgabenfeld werde ich mich jetzt bewegen und dabei mit dem Blick in die Religionsgeschichte beginnen.

2. Der Blick in die Religionsgeschichte

Göttertriaten gibt es in vielen Religionen: Bei den Sumerern (Anu, Enlil und Enki bzw. Ea), Babyloniern (Sin, Schamasch und Ishtar) und Ägyptern etwa. Eines der bekanntesten Beispiele ist die heilige Familie Ägyptens: Osiris, Isis und Horus, die in der griechisch-römischen Welt rezipiert worden ist; man denke etwa an die Söhne des griechischen Chronos: Zeus, Poseidon und Hades; oder an die römische Trias von Jupiter, Juno und Minerva; oder an Jupiter, Mars und Quirinus. In der germanischen Welt wurde die Dreieheit Odin, Thor und Thyr verehrt. In den Hindureligionen werden Brahman, Vishnu und Shiva zur sog. Trimurti verbunden. Hier – wie auch in anderen Göttertriaten – repräsentieren die Götter elementare kosmische Funktionen, die in Spannung



Prof. Dr. Reinhold Bernhardt, Professor für Systematische Theologie an der Universität Basel

zueinander stehen. In der hinduistischen Trimurti sind es die drei Kräfte des Erschaffens, des Erhaltens und des Zerstörens.

Die Verbindung von Göttern zu einer Dreieheit kann über Herrschaftsstrukturen (also hierarchisch) oder über Familienstrukturen (also sozial, was zumeist bedeutet: patriarchal) erfolgen. So etwa bei der phönizischen Trias von El, Aschera und Baal, die aus der Kultkritik des AT bekannt ist. Nicht selten wird eine männliche mit einer weiblichen Gottheit verbunden, aus deren Beziehung dann eine als deren Kind verstandene Gottheit hervorgeht, wie bei Osiris, Isis und Horus. Die Götterdreieheit ist dabei nach dem Modell des Königs-paares und ihres legitimen Thronfolgers konstruiert.

Bei einigen dieser Götterdreieheiten handelt es sich um nachträgliche Verbindungen von ursprünglich getrennten Lokalgottheiten, die zusammengefügt wurden, weil sich die Sippen, die sie verehren, zu Stämmen verbanden, aus politischen Interessen also. Wenn Göttertriaten aus ursprünglich selbständigen Gottheiten gebildet wurden, dann hat das auch die Funktion, Religionsfrieden herzustellen. Denn mit den Gottheiten werden die Kultgemeinschaften verbunden. Und wenn sich schon die Götter einig sind, dann können ihre Verehrer nicht aufeinander losgehen.

Die Gottheiten bleiben bei solchen Verbindungen aber unterscheidbar und werden nicht in eine Synthese eingeschmolzen, wie das nach der Deutung von Albrecht Alt beim Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs und der Fall war. Alts These (die ich hier nicht diskutieren will) war ja, dass es sich dabei ursprünglich um drei getrennte Sippen-gottheiten handelte.

3. Die Trinitätslehre – funktional und strukturell betrachtet

Mit der christlichen Trinitätslehre haben solche Göttertriaten nur wenig gemeinsam. Denn wir haben es bei der

Trinitätslehre nicht mit der Verbindung dreier relativ selbständiger Götter zu tun, sondern gewissermaßen umgekehrt mit der Ausdifferenzierung des einen Gottes. Dabei werden drei Repräsentanzen dieses Gottes *zueinander* und zur *Gottheit Gottes* auf höchst kunstvolle Weise in Beziehung gesetzt. Lediglich in *funktionaler* Hinsicht lassen sich (formale) Analogien zu den Dreigötterkonzepten herstellen. Denn in der sog. ökonomischen Trinitätslehre werden drei Funktion (bzw. opera ad extra) miteinander verbunden: die schöpferische, die neuschöpferisch-heilstiftende und die vollendende Wirksamkeit. Anders formuliert: das kreative, das transformative und das concursive (begleitende, zur Vollendung führende) Wirken.

- Der erste Person der Trinität – Gott, dem Vater – ist die Funktion zugewiesen, alle Wirklichkeit grundzulegen, das Leben und den Menschen ins Sein zu rufen, also die creatio, die Kreativität, die alles Seiende konstituiert.

- Der zweiten Person der Trinität – Gott, dem Sohn – ist die Funktion zugewiesen, die von Gott entfremdete Schöpfung wieder mit ihm zu versöhnen, die gestörte Gottesbeziehung wiederherzustellen und damit Heil zu schaffen, also die salvatio, die das Seiende restituiert.

- Der dritten Person der Trinität – Gott, dem Geist – ist die Funktion zugewiesen, diese neue Gottesbeziehung zu vergegenwärtigen, sie an die Geschöpfe heranzutragen, diese dafür zu öffnen, damit die gesamte Schöpfung zu durchdringen und auf das Schöpfungsziel hin auszurichten, also die sanctificatio, die das Seiende finalisiert.

In einer solchen funktionalen Betrachtungsweise gibt es also eine gewisse formale Vergleichbarkeit zu den Göttertriaten der Religionsgeschichte. Auch dort werden den Göttern kosmische Funktionen zugewiesen und diese werden in Beziehung zueinander gesetzt. Der entscheidende Unterschied liegt darin, dass die drei Funktionen, die die Trinitätslehre von Gott aussagt, nicht nur additiv nebeneinander gestellt, sondern in der einen Gottheit verankert und damit zu einer differenzierten Einheit zusammengebunden werden.

Erinnert man sich daran, dass Marcion im 2. Jh. den Versuch unternommen hatte, die schöpferische und die heilstiftende (soteriologische) Wirksamkeit zu trennen und mit ihr den Gott Israels, wie er im AT bezeugt ist, vom Gott, den Jesus seinen Vater nannte, abzuscheiden, dann wird klar, wie um diese Verbindung gekämpft werden musste.

Die Trinitätslehre verbindet drei Formen der Gottesgegenwart miteinander: Gottesgegenwart durch Inkarnation und Gottesgegenwart durch Inspiration. Und sie führt diese drei Formen der Selbstmitteilung Gottes auf eine Tripolarität in Gott selbst zurück.

Strukturell betrachtet lässt sich dieses Schema der dreifachen Mitteilung des einen Gottes so fassen: Gott teilt sich mit: erstens in einer Tatoffenbarung in den Werken der Schöpfung, zweitens in einer Wortoffenbarung an einem bestimmten Punkt in der Geschichte, der damit als „Mitte der Zeit“ qualifiziert wird, und drittens in einer Geistoffenbarung, die als Lebensprinzip die Schöpfung beseelt.

Nun kann man von hier aus fragen, ob es nicht in allen theistischen Offenbarungsreligionen Strukturanalogien zu diesem Dreierschema gibt, vielleicht sogar geben muss.

Im Islam: Erstens Gott, der allmächtige Schöpfer, zweitens der himmlische Koran, die ewige Offenbarung Gottes, die im irdischen Buch des Koran zu den Menschen herabgesandt ist, als die normative Wortoffenbarung an *einem* Punkt in der Geschichte und drittens die Vergegenwärtigung des Gotteswortes in der Rezitation des Koran und in der dadurch unterstützten Rechtleitung Gottes.

Im Judentum: Erstens Gott, der Schöpfer des Himmels und der Erde, zweitens die Thora als die normative Wortoffenbarung an *einem* Punkt in der Geschichte und drittens die Schechinah, die ‚Einwohnung‘ Gottes, die als Inbegriff seiner Gegenwart bei seinem Volk verstanden werden kann.

Das Schema, nach dem diese Strukturanalogien konstruiert bzw. rekonstruiert sind, könnte man auf die Begriffe „Transzendenz“, „Immanenz“ und „Kopräsenz“ Gottes bringen.

Es geht also in allen Fällen um die Beziehung zwischen Schöpfer und Schöpfung, die auf eine dreifache Weise besteht. Die Aussage ist immer die, dass Gott sich in verschiedenen modi in Beziehung zur Welt gesetzt hat, ohne seine Gottheit preiszugeben. Es ist der ganze Gott, doch nicht das Ganze Gottes, das sich in der Schöpfung manifestiert.

4. Die Anfragen aus Judentum und Islam

Mit solchen (strukturellen-funktionalen) Vergleichen sollen die tiefen *Unterschiede* zwischen Judentum, Christentum und Islam nicht verwischt werden. Die Unterschiede brechen an zwei (eng miteinander zusammenhängenden) Fragen auf: zum einen an der Frage, ob die Erhebung des Gottesmittlers zu einem

Die Aussage ist immer die, dass Gott sich in verschiedenen modi in Beziehung zur Welt gesetzt hat, ohne seine Gottheit preiszugeben.

mit Gott wesensgleichen Wesen nicht die Transzendenz Gottes gefährdet und zum anderen an der Frage, ob die Einheit Gottes gewahrt bleibt.

Diese beiden Anfragen stellen die beiden Haupteinwände sowohl von jüdischer als auch von islamischer Seite dar. Ich skizziere sie kurz.

4.1. Grenzüberschreitung zwischen Schöpfer und Geschöpf

Die erste Frage, ob die Vergöttlichung des Gottesmittlers die Transzendenz Gottes gefährdet, betrifft zunächst die Christologie, damit aber den Themenkomplex, der sachlich die Entwicklung der Trinitätslehre notwendig gemacht hatte.

Wenn im Anschluss an den Prolog des Johannesevangeliums die Göttlichkeit des Logos behauptet wurde, musste geklärt werden, wie sich die Göttlichkeit des Logos zur Göttlichkeit Gottes verhielt. Gleiches gilt für die Behauptung der Göttlichkeit des Geistes, wie sie später erhoben wurde. Wenn zudem behauptet wurde, dass sich der göttliche Logos in der Person Jesus mit der Menschennatur verband, dann konnte (musste) der Verdacht aufkommen, dass hier eine Vermischung des Göttlichen mit dem Menschlichen stattgefunden habe.

Darin besteht aber sowohl für das Judentum wie für den Islam die Grundsinde schlechthin: in der Nicht-Respektierung der Unterschiedenheit von

Schöpfer und Geschöpf. Man darf keine vergöttlichten Geschöpfe an die Seite Gottes stellen. Das ist ein Verstoß gegen die Einzigkeit Gottes, gegen die Transzendenz Gottes, also gegen den absoluten und exklusiven Monotheismus. Es ist „Beigesellung“ = *širk*, so der Vorwurf von islamischer Seite.

Ganz ähnlich lautet der Vorwurf von jüdischer Seite gegen die Behauptung der Göttlichkeit Jesu, also der Gottessohnschaft Jesu, also der Lehre von der Inkarnation des ewigen Gotteswortes. Es handelt sich dabei um - „Schittuf“ (Vermischung) zwischen Göttlichem und Menschlichem. Schittuf gilt als schlimmster Verrat an der Transzendenz Gottes, denn dabei wird die Grenze zwischen Gott und den Menschen von den Menschen her durchstoßen, indem sie Gott ein vergöttlichtes Menschenwesen zur Seite stellen. Damit begehen sie einen Verstoß gegen das erste Gebot: „Ich bin der Herr Dein Gott. Du sollst nicht andere Götter haben neben mir“. Im zentralen Bekenntnis des Judentums, dem Sch'ma-Gebet, heißt es: „Höre Israel, der Ewige unser Gott, ist einzig“ (Dtn 6,4). Mittelalterliche und neuzeitliche Ausleger dieses Bekenntnisses haben dies als eine eindeutige Absage an die christliche Lehre von der Dreieinigkeit Gottes gedeutet. So z.B. Joseph H. Hertz in seinem bis heute weit verbreiteten Kommentar zum jüdischen Gebetbuch aus dem Jahre 1941.

So sehr Gott in der Thora in die Geschichte eingegangen ist und so sehr er sich in der sog. Schechina herabgelassen hat, unter seinem Volk zu wohnen, so sehr bleibt er doch immer auch der Unnahbare und von allem geschöpflichen Sein kategorial Unterschiedene. Etwas technisch ausgedrückt könnte man sagen: Die Schnittstellen zwischen Gott und der Welt müssen selbst noch einmal von Gott unterschieden werden.

Aber wie soll man denken, dass Gott einerseits in Beziehung zur Welt treten will, andererseits aber die Bedingung der Möglichkeit dieser Beziehung von Gott unterschieden werden muss. Im Islam ist dieses Problem immer wieder diskutiert worden und letztlich ungelöst geblieben. Es ist genau dieses Problem, auf das die Trinitätslehre eine Antwort gibt.

Blenden wir uns kurz ein in die innerislamische Diskussion: Das Herz des islamischen Selbstverständnisses



Da die Tagung mit den ersten warmen Frühlingstagen zusammenfiel, konnte auch im Park diskutiert werden. Prof. Dr. Otto Hermann Pesch, einer der

großen Männer des ökumenischen Gesprächs (li.), unterhielt sich lange mit den Referenten Reinhold Bernhardt (Mi.) und Jens Schröter.

besteht im Grundsatz des „*taw'hid*“ (Einzigkeit Gottes, so Hanna Kohlbrugge, *Tawhid: Das Herz der islamischen Theologie*, in: *EvTh* 51, 1991/3, 271-294.) Dieser Grundsatz hat mehrere Bedeutungsaspekte. Der erste und wichtigste ist „*al-taw'hid al-dhati*“, das ungeteilte Eins-Sein Gottes (nach Muratada Mutahari, *Understanding Islamic Science*, London 2002). Das meint, dass Gott einfach, nicht vergleichbar und ungeteilt ist (Sure 42,11: „Es ist niemand wie ER“).

Zwischenbemerkung: Auf die Frage nach dem höchsten Gebot hatte Jesus nach der Überlieferung des Mk-Evngls geantwortet: „Das höchste Gebot ist das: »Höre, Israel, der Herr, unser Gott, ist der Herr allein, und du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Gemüt und von allen deinen Kräften« (5. Mose 6,4.5). Das andre ist dies: »Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst« (3. Mose 19,18). Es ist kein anderes Gebot größer als diese. Und der Schriftgelehrte sprach zu ihm: Meister, du hast wahrhaftig recht geredet! *Er ist nur einer, und ist kein anderer außer ihm*“ (Mk 12,29-32). Das entspricht dem islamischen Einheitsverständnis.

Zurück zum Islam: Wie verhält sich nun aber der Koran zu Allah? Im 8. und 9. Jh. wurde in der islamischen Theologie darüber gestritten, ob der Koran erschaffen oder unerschaffen sei. Wenn der Koran (nur) geschaffen ist, wie kann er dann die direkte Offenbarung Gottes aus dem Himmel sein? Wenn der Koran aber ewig ist, stand und steht er dann von Ewigkeit her neben Gott? Unter Berufung auf die Surenen 43,2-4 und 85,22 entschied man sich für die Unerschaffenheit des Koran, d.h. der himmlischen Urschrift des Koran. Unerschaffenheit ist aber eine Eigenschaft Gottes. Damit musste sich die Frage stellen, wie die Göttlichkeit des Korans zur Göttlichkeit Gottes in Beziehung gesetzt werden kann und soll. Wie lässt sich die Einzigkeit Gottes („*taw'hid*“) mit dem Glauben an die Anfanglosigkeit bzw. Ewigkeit des Koran vereinbaren? Nach islamischem Gottesverständnis kann es nicht nur kein vergöttlichtes Erschaffenes, sondern auch (und erst recht) kein Unerschaffenes neben Gott geben. Man darf die Offenbarung nicht zum Teil Gottes erklären. Aber wie kann man dann sagen, dass es göttliche Offenbarung ist?

Ganz ähnlich hatte sich die christliche Theologie in der Auseinandersetzung mit Arius entschieden, von der Unerschaffenheit des göttlichen Logos auszugehen. Indem die Logoslehre damals in die Gotteslehre mit aufgenommen wurde, war das Problem gestellt, das die Trinitätslehre zu lösen unternimmt. Im Islam bleibt das Problem ungelöst.

Das gleiche Problem stellt sich im Blick auf die Rede vom „Wort Gottes“ und vom „Geist Gottes“, wie sie der Koran gebraucht. Wie verhalten sich

Wenn der Koran (nur) geschaffen ist, wie kann er dann die direkte Offenbarung Gottes aus dem Himmel sein?

diese göttlichen Attribute zur Gottheit Gottes? Nach dem Grundsatz, dass Gott in sich ungeteilt ist, können Wort und Geist Gottes nicht wesensgleich mit Gott sein. Wenn sie aber nicht wesensgleich mit Gott sind, dann müssen sie von Gott hervorgebracht sein. Dann wären es aber nicht wirklich Selbstmitteilungen Gottes. Wie kann man also sagen: Sie sind wirklich göttlich, aber sie fügen nichts zu Gott hinzu? Das ist das Problem, auf das die Trinitätslehre christlicherseits die Antwort gibt.

Im Islam bleibt das Paradox stehen, indem man lehrt: „Gott hat Attribute, die nicht mit ihm identisch sind, auch wenn die Attribute nichts anderes sind als Gott“. Das Problem wäre nur zu lösen durch eine Art Binitätslehre, die Identität und Differenz, Einheit und Zweiheit miteinander verbindet.



Ökumene zwischen Rom und Tübingen: Pater Elmar Salmann OSB (links), Professor an den Päpstlichen Universitäten

Sant' Anselmo und Gregoriana (li.), und der Tübinginger Akademiedirektor Udo Hahn.

4.2. Gefährdung der Identität Gottes

Die zweite Anfrage von jüdischer wie vor allem von muslimischer Seite betrifft die Einheit Gottes, die durch eine Dreiheit in Gott gefährdet zu sein scheint. Während es bei der ersten Frage um die Beziehung zwischen Gott, dem Logos Gottes und der Inkarnation des Logos in der Person Jesus ging, so geht es jetzt um die Kritik an der christlichen Behauptung einer *immanenten* Dreieinigkeit in Gott.

Der Koran blickt dabei einseitig auf die Dreiheit in der Trinitätslehre und ignoriert das Moment der Einheit. Durch dieses Verständnis gerät dann die Trinitätslehre in einen scharfen Gegensatz gegen die Shahada, das grundlegende Glaubensbekenntnis des Islam: „Es gibt keinen Gott außer Gott“ (Sure 37,35 und Sure 47,19). „Das sind Ungläubige, die sagen: ‚Allah ist der dritte, (einer) von dreien‘, denn es gibt nur einen einzigen Gott.“ (5,73f).

Bekanntlich versteht der Koran die Trinität als ‚himmlische Kleinfamilie‘ von Gottvater, der Gottesmutter Maria und dem Gottessohn Jesus. Nach Sure 5,116 fragt Allah: „O Jesus, Sohn der Maria, hast du zu den Menschen gesprochen: ‚Nehmet mich und meine Mutter als zwei Götter neben Allah an?‘ – Jesus antwortet: ‚Gepriesen seist du! (wie dürfte man dir andere Wesen als Götter beigesellen!) Ich darf nichts sagen, wozu ich kein Recht habe.“ In Sure 4,171 werden die Christen aufgefordert: „Glaubet an Allah und Seinen Gesandten und sprecht nicht: ‚Drei‘. Stehet ab davon, gut ist's euch. Allah ist nur ein einiger Gott“ (siehe auch 5,73).

Die Quellen für dieses tritheistische Missverständnis der christlichen Trinitätslehre sind kaum aufzuhellen. Zum einen mag es christliche Sekten auf der arabischen Halbinsel gegeben haben,

Ich bin eine Person, neben mir gibt es keine andere Person mit meiner Identität. Ich bin einer und einzig.

die die Dreieinigkeit Gottes nach dem Vater-Mutter-Kind-Schema verstanden. Diese Annahme hat George Sales in der Vorrede seiner Koranübersetzung aus dem Jahre 1923 vorgetragen. Er nennt dort die Collyridianer und die Mariamiten, die Maria (die ja vom Konzil von Ephesus 431 als „Gottesgebärerin“ bezeichnet worden war) als Göttin verehrt haben sollen.

Es ist aber auch denkbar, dass die koranische Trinitätsdarstellung auf Kultbräuche zurückgeht, die in der vorislamischen Kaaba gepflegt wurden. Dort soll sich neben den Kultbildern paganer Gottheiten auch ein Bild von Jesus und Maria befunden haben. Daraus kann man schließen, dass es auch außerhalb christlicher Sekten im Kontext paganer Religiosität eine Verehrung Jesu und Mariens gegeben hat. (Andreas Feldtkeller: *Religionswissenschaftliche Perspektiven zur Trinitätslehre*, in: Volker Henning Drecoll (Hg.): *Trinität, Themen der Theologie Bd. 2*, Tübingen 2011, 221-243, bes. 237f.) Die koranische Kritik an der christlichen Dreigötterlehre wäre dann Teil der für den frühen Islam konstitutiven Kritik am Polytheismus im Allgemeinen und an den Vorstellungen von kinderzeugenden Göttern im Besonderen.

Wie dem auch sei, – der Trinitätsdarstellung des Korans liegt eine *biologische* Auffassung der Gottessohnschaft Jesu, besonders der christlichen Rede von der „Zeugung“ des Gottessohnes



Die erste Reihe mit einigen der Referenten.

zugrunde. Wo von der Zeugung Jesu im Koran die Rede ist, wird das arabische Verb gebraucht, das zum Stamm *wald* gehört. Dieses Wort hat eine gänzlich biologische Bedeutung: „ein Kind zur Welt bringen“ oder „zeugen“. Die Formulierung aus dem Konzilsbeschluss von Nizäa 325, die besagt, dass der „Sohn Gottes, gezeugt (ist) aus dem Vater ..., gezeugt, nicht geschaffen, eines Wesens (homoousios) mit dem Vater“ wurde also in einem biologisch-substanthaften Sinn interpretiert – als Resultat eines himmlischen Zeugungsaktes.

In der Sache ganz ähnlich ist die Kritik des Judentums in dieser Hinsicht. Maimonides, der im 12. Jh. die jüdischen Glaubensgrundsätze formulierte, hatte sich an das islamische Glaubensbekenntnis angelehnt, als er schrieb: „Gott ist einer und einzig, und Moses ist sein Prophet“. Dass auch das antike (vor allem das hellenistische) Judentum Wesenheiten Gottes gekannt hat, die eine gewisse Selbständigkeit besitzen (Wort, Geist, Weisheit), ist bekannt. Es handelt sich dabei um Ausdrucksformen des Wesens Gottes, die nach jüdischem Verständnis (etwa bei Philo von Alexandrien) die Einheit dieses Wesens nicht in Frage stellen. So entstanden triadische Formulierungen, die die drei nebeneinander nannten.

Die christliche Trinitätslehre geht darüber hinaus, indem sie diese Ausdrucksformen in das Wesen Gottes selbst einschreibt: mehr noch, indem sie das Wesen Gottes als ein in sich differenziertes darstellt. Das aber widerspricht nach theologischer Logik nicht dem Postulat der Einheit Gottes. Gregor von Nazianz hatte von der „Monarchie des dreieinigen Gottes“ gesprochen. Man kann widerspruchsfrei von einem „trinitarischen Monotheismus“ sprechen, wenn man die Einheit des Ganzen mit innerer Vielfalt zusammen-

denkt, so wie wir das beim Begriff der „Person“ zu tun gewohnt sind.

Ich bin eine Person, neben mir gibt es keine andere Person mit meiner Identität. Ich bin einer und einzig. Und gleichzeitig bin ich in mir differenziert: Ich habe Vernunft, Gedächtnis und Willen, ich integriere verschiedene Identitäten (Rollenmuster) in mir. In diesem Sinne bin ich viele. Darin liegt die Bedingung der Beziehungsfähigkeit.

Die Trinitätslehre verankert die Beziehungsfähigkeit und den Beziehungswillen Gottes in seinem Wesen. Dieser Wille kommt nicht erst sekundär zu seinem Wesen hinzu, sodass man erst über Gott *an sich* unabhängig von seiner Offenbarung sprechen könnte und dann über seine Offenbarung wie über etwas Zweites, Nachrangiges. Der Mitteilungswille gehört zu seinem Wesen. Und die Trinitätslehre ist nötig, um genau das denken zu können: dass Gott in sich *wesenhaft* darauf angelegt ist, aus sich heraus zu gehen, den Menschen nahe zu sein, ohne dabei sein Gottsein einzubüßen.

Die Einsprüche der Juden und Muslime gegen die Trinitätslehre enthalten wichtige Warnhinweise. Sie zwingen zu einer genauen Bestimmung dessen, was mit „Personen“ in Gott gemeint ist. Es sind dies nicht nur Attribute Gottes (wie es die islamische Theologie zu denken erlaubte) und auch nicht nur Ausdrucksformen Gottes (wie es die jüdische Theologie zu denken erlaubte), aber auch nicht distinkte Wesenheiten, wie es die jüdische und die islamische Tradition zu Recht scharf ablehnen, sondern Akt- und Beziehungszentren in Gott, von denen seine Beziehungen zur Schöpfung ausgehen. Die ganze Trinitätslehre ist damit nichts anderes als eine etwas kompliziert geratene Entfaltung der grundlegenden Aussage, dass Gott Liebe ist (1. Joh. 4,16). □

zur debatte

Themen der Katholischen Akademie in Bayern

Jahrgang 43

Herausgeber, Inhaber und Verleger:
Katholische Akademie in Bayern, München
Direktor: Dr. Florian Schuller
Verantwortlicher Redakteur: Dr. Robert Walser
Fotos: Akademie
Anschrift von Verlag u. Redaktion:
Katholische Akademie in Bayern,
Mandlstraße 23, 80802 München
Postanschrift: Postfach 40 10 08,
80710 München,
Telefon 089/381020, Telefax 089/38102103,
E-Mail: info@kath-akademie-bayern.de
Druck: Kastner AG – Das Medienhaus,
Schloßhof 2 – 6, 85283 Wolnzach.
zur debatte erscheint zweimonatlich. Kostenbeitrag: jährlich € 35,- (freiwillig). Überweisungen auf das Konto der Katholischen Akademie in Bayern, bei der LIGA Bank: Kto.-Nr. 2 355 000, BLZ 750 903 00. Nachdruck und Vervielfältigungen jeder Art sind nur mit Einwilligung des Herausgebers zulässig.



Organtransplantation in Deutschland

Was können wir aus den Skandalen lernen?

Skandale und Probleme haben das System der Organspenden und der Organtransplantationen in Deutschland in letzter Zeit in eine schwere Krise gestürzt. Die Zahl der Spender ist deutlich zurückgegangen, von verschiedenen Seiten kommt sogar fundamentale Kritik an der gesamten Vorgehensweise in diesem Bereich der Medizin. Das Expertengespräch mit

dem Titel „Organtransplantation in Deutschland. Was können wir aus den Skandalen lernen?“, das am 1. März 2013 in Zusammenarbeit mit dem Gesundheitsforum der Süddeutschen Zeitung und dem Institut für Ethik, Geschichte und Theorie der Medizin der LMU stattfand, hat ethische, organisatorische und rechtliche Lösungsansätze untersucht.

Konsequenzen aus dem Transplantationsskandal: Aus der Sicht eines Transplantationschirurgen

Karl-Walter Jauch

Der Transplantationsskandal, und hier möchte ich mich auf die Probleme der Lebertransplantation beschränken, legt gewisse Systemfehler der Deutschen Transplantationsmedizin offen. Dies soll und kann persönliches Fehlverhalten in diesem Zusammenhang nicht entschuldigen. Ärztliches Verhalten ist eine verlässliche Richtschnur für Richtig und Falsch – auch in diesem Skandal. Doch es gibt eben gewisse Rahmenbedingungen, die ein Fehlverhalten von Medizinern in der Transplantationsmedizin zumindest begünstigen. Dazu gehören ein, über das stimulierende Maß hinausgehender, Konkurrenzdruck zwischen den deutschen Transplantationszentren, ein ausschließlich auf Dringlichkeit basiertes Organ-Allokationssystem und mangelnde Professionalität in der Transplantationsmedizin bzw. der Transplantationschirurgie, um bei meiner eigenen Profession zu bleiben.

Konkurrenzdruck zwischen Transplantationszentren

Im Bereich der Transplantation haben wir einen Anbietermarkt. Der Konkurrenzdruck zwischen den Deutschen Transplantationszentren ist teilweise erdrückend. Bei limitierten Ressourcen, in unserem Falle „Spenderorgane“, wird aus einem gesunden Konkurrenzkampf schnell ein Verteilungskampf. „Konkurrenz belebt das Geschäft“ – sagt man. „Der ärztliche Beruf ist kein Gewerbe“ heißt es im § 1 der gültigen Berufsordnung für Ärzte.

Bayern hat in Deutschland die höchste Dichte an Lebertransplantations-



Prof. Dr. Karl-Walter Jauch, Stellv. Ärztlicher Direktor des Klinikums der LMU, Vizepräsident der Deutschen Gesellschaft für Chirurgie, Mitglied des Eurotransplant Board

zentren. 4 pro 10 Millionen Einwohnern, Baden-Württemberg im Vergleich knapp 2, in den USA und Canada sind es anderthalb und in Großbritannien 1 Zentrum pro 10 Millionen Einwohnern.

In 2013 wurde von Halldorson und Mitarbeitern in der Zeitschrift *Liver Transplantation* ein interessanter Artikel zu diesem Thema mit dem Titel: „Center competition and outcomes following liver transplantation“ veröffentlicht.

Anhand der US Daten konnte gezeigt werden, dass sich die Auswahl von Patienten und Organen in Abhängigkeit vom regionalen Konkurrenzdruck ändert. Bei einem hohen Konkurrenzdruck erfolgt eine Negativselektion, d.h. besonders kranke Patienten erhalten besonders schlechte Organe. Das Ergebnis ist ein schlechtes Patientenüberleben in Zentren die unter einem hohen Konkurrenzdruck stehen. Als Maß für den Konkurrenzdruck wurde, der aus den Wirtschaftswissenschaften bekannte, Hirschman-Herfindahl Index verwendet. Ein Index von unter 0,38 bedeutet einen sehr hohen Konkurrenzdruck ein Index von 1 keinen Konkurrenzdruck. Die Zentren in Bayern sind mit einem Index von 0,28 einem extremen Konkurrenzdruck unterworfen, während Berlin mit einem Index von 1 sich praktisch außerhalb der Konkurrenz bewegt. (Abb. 1)

Meines Erachtens ist es nicht verwunderlich, dass zwei der „Skandalzentren“, die Universitätsklinik Regensburg und München rechts der Isar, in der Region mit der höchsten Dichte an Zentren zu finden sind, die einem erbitterten Verdrängungswettbewerb unterliegen.

Auf Dringlichkeit basierte Organ-Allokation

Zur Erklärung: Der für die Organzuweisung in der Lebertransplantation verwendete MELD Score errechnet sich aus drei Laborwerten: dem Bilirubin (Maß der Gelbsucht), dem INR (Maß für die Blutgerinnung) und dem Kreatinin oder der Dialysepflichtigkeit als Maß der Nierenfunktion. Der errechnete Score kann Werte zwischen 6 und 40 annehmen und gibt die Wahrscheinlichkeit an, ohne eine Lebertransplantation zu versterben. Grob vereinfacht kann man davon ausgehen, dass ab einem MELD Score von 15 das Überleben mit einer Transplantation besser ist als ohne, ab einem MELD Score von 30 sterben ungefähr die Hälfte der Patienten innerhalb von drei Monaten, wenn Sie keine rettende Lebertransplantation erhalten. Ein MELD Score von 40 ist mit einer 3-Monats-Sterblichkeit von 75% behaftet.

Als wir 2006 die MELD-basierte Leber-Allokation aus den USA übernommen haben, haben wir etwas falsch verstanden. Aus „The principle is to allocate livers according to the patients medical need“ haben wir das „sickest first“ Prinzip gemacht. Schon im Corpus Hippokratikum, Über die Heilkunst, steht, was die Medizin zu tun und lassen hat: „Kunst die Kranken von Ihrem Leiden ganz zu befreien, die Heftigkeit von Krankheiten zu lindern, sich aber von der Behandlung derjenigen ganz fern zu halten, die schon von der Krankheit überwältigt sind.“ Aber das MELD System in unserer Interpretation hat die Transplantation von „Patienten die bereits von der Krankheit überwältigt waren“ incentiviert. Die Konsequenz sind kontinuierlich steigende MELD Werte bis zur Allokation eines Spenderorgans. Momentan liegt der Allokations-MELD bei circa 30.

Ab einem MELD von 30 gehen fast 40% der Spenderorgane verloren, da die viel zu kranken Patienten kurz nach der Transplantation versterben. In Deutschland ist das 1-Jahres Überleben circa 75%, verglichen mit über 90% in USA, Canada und Großbritannien. Um Transplantationszahlen zu „machen“ werden einfache medizinische Einsichten in den Wind geschlagen. „To work the system“ war und ist das geflügelte Wort, das benutzt wird, um die maximale Anzahl von Transplantationen aus dem Allokationssystem auf noch faire, aber schon teilweise medizinisch fragwürdige Weise, zu generieren.

Mit Sicherheit führt auch das Zentrums-spezifische Reporting der Transplantationsergebnisse in den USA, Kanada und Großbritannien dazu, dass eine bessere Empfängerselektion vorgenommen wird, um schlechte Ergebnisse zu vermeiden. Diese Empfängerselektion ist die Grundvoraussetzung für ein funktionierendes MELD-basiertes Allokationssystem.

Der eigentliche Skandal ist also der ineffiziente Einsatz von Spenderorganen. Diese Zahlen sind weder international zu rechtfertigen noch werden sie den Erwartungen von Spendern und deren Familien gerecht, die auf einen sinnvollen Einsatz der Organe hoffen.

Mangelnde Professionalität der Transplantationschirurgie

Professionalität in der Transplantationsmedizin definiert mehr als Leistung und Können, nämlich berufliche Werte. Fehlverhalten entsteht in der Medizin immer dann, wenn diese professionellen Werte, wie Redlichkeit, Verlässlichkeit, Transparenz, Menschenfreundlichkeit und eine gewisse Beitragsbereitschaft hinter persönliches Karrierestreben gestellt werden. Aber auch hier geht die Saat nur auf, wenn Sie auf den richtigen Boden fällt.

Professionalität in der Transplantationsmedizin definiert mehr als Leistung und Können, nämlich berufliche Werte.

Die deutsche Transplantationsmedizin vermutete schon lange dubiose Leistungen. Ähnlich wie im Radsport, wurden die „Macher“ von fast unglaublichen Fallzahlsteigerungen gefeiert, hofiert und nicht hinterfragt. Wie professionell ist die Deutsche Transplantationschirurgie? Es gibt keine wirklichen Karrieren in der Transplantationschirurgie. Das Feld war bis in die 90er Jahre des vergangenen Jahrhunderts geprägt vom Pioniergeist und hat den Schritt in die Standardversorgung noch nicht abgeschlossen. Sie dient momentan überwiegend als temporärer Karrierebeschleuniger auf dem Weg zum Ordinarius oder zum Chefarzt. Dabei wird dieser Sektor im Vergleich zu viel häufigeren Eingriffen in der Tumor- und Versorgungschirurgie überbewertet. Es gibt nicht einmal eine Weiterbildung von Transplantationschirurgen. Nirgends ist die Diskrepanz zwischen denen, die darüber reden, und denen, die machen, so groß wie in der deutschen Transplantationschirurgie.

Forderungen an die Transplantationsmedizin

Rückbesinnung auf das „ärztliche Handeln“ in der Transplantationsmedizin ist notwendig. Stark vereinfachende Lösung und eine fast reflexartig einsetzende Überregulierung können verantwortungsvolles ärztliches Handeln nicht ersetzen. Im Gegensatz befördert die Regulierung falsches Handeln in Bereichen, die noch nicht geregelt sind. Ich bin weiterhin davon überzeugt, dass auch nach wie vor die gute ärztliche Entscheidung besser für das Patientenwohl ist, als jeder gutgemeinte Allokationsalgorithmus.

Reduktion des Konkurrenzdrucks und der Transplantationszentren auf ein „gesundes“ Maß. Ein überbordender Konkurrenzdruck wird zwangsläufig Fehlverhalten provozieren. Auch hier sei der Querverweis auf den Radsport erlaubt.

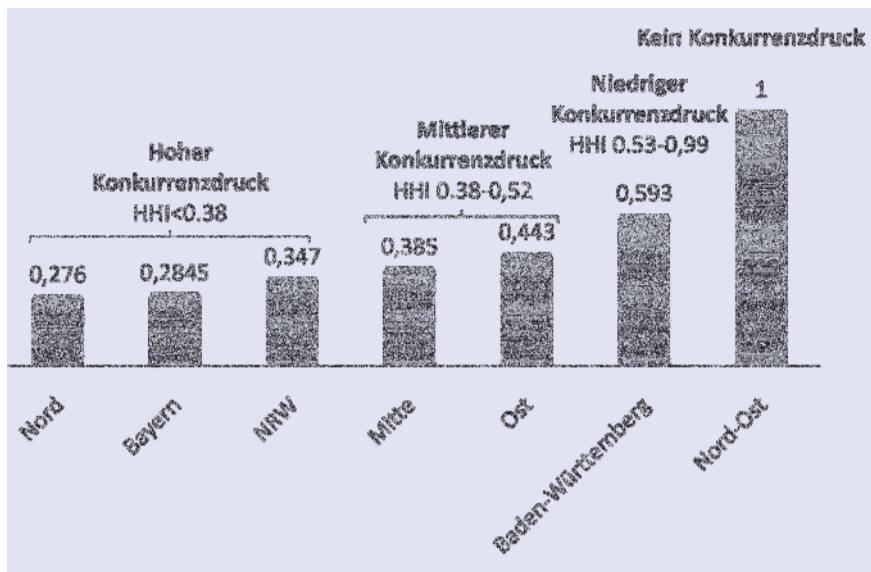


Abb. 1: Der Einfluss des Konkurrenzdrucks auf die Erfolgsaussichten von Transplantationen. (M. Guba, K.W. Jauch, unveröffentlichte, eigene Daten)

Transparenz der Struktur und Ergebnisqualität sollen den Patienten eine informierte Entscheidung über das für ihn bevorzugte Transplantationsprogramm ermöglichen.

Ein Organverteilungssystem muss auch die Erfolgsaussicht berücksichtigen. Dazu gehört auch die Einsicht, dass manche Patienten zum Zeitpunkt der möglichen Transplantation zu krank sind, um eine Transplantation

Ein Organverteilungssystem muss auch die Erfolgsaussicht berücksichtigen.

mit einer akzeptablen Erfolgsaussicht durchzuführen.

Professionelle Transplantationschirurgie mit flachen Hierarchien wäre ein Weg, gepaart mit attraktiven Karriereoptionen für akademische Chirurgen, die langfristig zum Wohle der Patienten in der Transplantation tätig sein wollen. Ein Kollegialsystem wäre hierfür eine Lösung.

Personelle Konsequenzen

Auch wenn am Ende auch die grotesksten Betrugsfälle keine strafrechtliche Relevanz haben werden, sollten sie doch zumindest standesrechtlich geahndet werden. Ein erneutes darüber Hinwegsehen würde in der Bevölkerung nicht verstanden werden und würde als schweres Makel der ärztliche Selbstverwaltung anhaften.

Ich wünsche mir von den deutschen Transplantationschirurgen einen professionellen Umgang mit der Krise. Eine Aufklärung mit Augenmaß und medizinischen Sachverstand. Viel zu oft heben gerade Skandale und Krisen selbsternannte „Kenner der Materie“ mit geschwätzigen Halbwissen auf das Podium der Öffentlichkeit. Gerade die Transplantationsmedizin leidet unter einer skandalisierenden Berichterstattung im besonderen Maße. Nicht nur das Ansehen der Transplantationsmedizin als ganzes nimmt Schaden. Sondern die Folgen sind, aufgrund der reflexartigen Verweigerung der Bevölkerung Organe zu spenden, für viele Patienten tödlich. □

Literatur

1. Halldorson JB, Paarsch HJ, Dodge JL et al. Center competition and outcomes following liver transplantation. *Liver Transpl* 2013; 19: 96-104.

2. Wiesner R, Edwards E, Freeman R et al. Model for end-stage liver disease (MELD) and allocation of donor livers. *Gastroenterology* 2003; 124: 91-96.

3. Schlitt HJ, Loss M, Scherer MN et al. [Current developments in liver transplantation in Germany: MELD-based organ allocation and incentives for transplant centres]. *Z Gastroenterol* 2011; 49: 30-38.



Dr. Monika Dorfmueller (li.), stellvertretende Vorsitzende des SZ-Gesundheitsforums und Prof. Dr. Constanze Giese von der Katholischen Stiftungsfach-

Zu wessen Bestem? Das Interesse der Klinik muss nicht immer das des Patienten sein

Sibylle Storkebaum

I.

Seit es sie gibt, ist die Transplantationsmedizin nicht aus dem öffentlichen Diskurs herausgekommen. Das ist einerseits sehr zu begrüßen, Hirntod als Todeskriterium, Widerspruchslösung oder erweiterte Zustimmung, Fallpauschale oder nicht – alles wichtig zu diskutieren. Auch kriminelle Energie zu stoppen, tödliche Unregelmäßigkeiten aufzudecken, klar.

Andererseits fragt sich jemand wie ich, der in dieser kleinen Nische der High-Tech-Medizin arbeitet, ob die richtigen Dinge diskutiert werden. Ob es sich gerade die Medien nicht zu leicht machen, wenn sie immer wieder nur „Skandale“ an einzelnen Orten anprangern. Der Diskurs plätschert zwischen Hosianna oder kreuziget sie. Aber wer macht sich die Mühe, et altera pars zu hören? Wer schaut von außen eigentlich wirklich hinter die hermetisch intransparenten Kulissen? Es wäre zum Besten der Transplantation längst dringend nötig, ihre ziemlich undurchsichtigen Strukturen aufzubrechen. Es geht hier weniger um Gut und Böse, Täter und Opfer, sondern um den notwendigen Versuch der Auflösung jener gigantischen, tief greifenden Ambivalenz, die die Transplantation von allen anderen Teilen der Medizin unterscheidet. Die sie so vielen Menschen suspekt macht. Und die meine Arbeit in der Transplantationsmedizin prägt.

Seit zwanzig Jahren betreue ich als Psychologin und Psychosomatikerin im Klinikum rechts der Isar, in Großhadern und dem Münchner Herzzentrum transplantationswillige und transplantierte



Dipl.-Psych. Sibylle Storkebaum, Psychologische Psychotherapeutin, Transplantationszentrum München der LMU

Patienten, ihre Angehörigen und die Klinikteams, die das alles zu stemmen haben. Ich habe ein Buch und viele Artikel zum Thema geschrieben, bekam eine Filmdrehbuchprämie für ein Transplantationsthema, ich saß auf vielen Podien, in der leider so gut wie verblichene Ethikkommission der Deutschen Transplantationsgesellschaft und bin Mitglied der Lebendorganspendekommission des Klinikums rechts der Isar. Ich habe kräftig dabei geholfen, uns wenig gehörten und in der Klinikhierarchie manche immer noch irritierenden „Psychos“ Foren zu schaffen auf nationaler und europäischer Ebene, und ich wurde wie zahllose andere mit der Urkunde der Karl-Max von Bauerfeind-Medaille der TU ausgezeichnet.

Was aber viel, viel wichtiger ist: Ich habe Tage und Nächte mit Patienten und ihren Familien verbracht. In Krisen während der schier endlosen Wartezeit, in der Leere nach der Feststellung des Hirntodes bei einem toten beatmeten Menschen, der noch ganz lebendig wirkt. Ich habe das überwältigende Glück, die unfassbare Seligkeit und das ehrfürchtige Staunen nach gelungener Transplantation genauso erlebt wie die Zweifel, die Ängste, die Widerstände und die tiefe Trauer, wenn der Tod, der immer an der Bettkante saß, sich dann trotz aller Kunst der Ärzte doch geholt hat, was er wohl holen musste. Ich habe Entsetzen, Wut und Fassungslosigkeit von Ärzten und Krankenschwestern geteilt, und doch, wie sie alle, wieder Mut gefasst, den Weg zum nächsten Aspiranten zu gehen, lächelnd, intervenierend, motivierend.

Warum diese imposante Aufzählung? Gewiss nicht aus – gegebenenfalls durchaus verständlichem – narzisstischem Defizit, sondern um Ihnen zu vermitteln, dass meine folgenden Gedanken aus einer sehr langen, sehr intensiven Praxis herrühren. Ich musste, ich habe

mich immer allen Ambivalenzen gestellt. Anders hätte ich nicht arbeiten können. Ich war nicht dafür, ich war nicht dagegen, ich versuchte, jedem bei seiner individuell richtigen Entscheidung pro oder contra Transplantationem zu helfen.

II.

Es gibt viele Fragen für den Diskurs. Wer gibt eigentlich einem Staat das Recht, Organspenden einzufordern, von der „Sozialpflichtigkeit der Organe“ zu sprechen? Bloß weil etwas machbar ist, muss es doch nicht gemacht, muss es doch nicht zur moralischen Verpflichtung werden?

Viele Politiker, viele Betroffene, auch die Kirchen sind relativ eindeutig pro Transplantationem. Aber ist eine Organspende wirklich ein Gebot der Nächstenliebe? Liebe deinen Nächsten wie dich selbst: wer sich selbst liebt, sollte nicht unbedacht sich nur dem Nächsten verpflichtet fühlen, ein solches Geschenk sollte nur nach sorgfältiger Abwägung aus größtmöglicher Freiwilligkeit gemacht – und angenommen werden. Das gilt für Lebendspenden genau wie für postmortale Spenden. Ich könnte den Abend füllen mit wahren Geschichten über Schuldgefühle, Reue und Traumatisierung von Spendern, zu wenig wertgeschätzten Angehörigen und Empfängern gleichermaßen. Aber auch mit solchen über neue Innigkeit, gemeinsamen Gewinn an Lebensqualität oder einen Hauch von Sinn in der Situation eines Todes zur Unzeit.

Freiwilligkeit setzt beste Aufklärung voraus. Die wäre möglich, nicht alle Ärzte sind Autisten und Kommunikationsverweigerer, sie ist aber unter den aktuellen Bedingungen in den Kliniken schlicht nicht leistbar. Und nach dem bisherigen Trend der Deutschen Stiftung Organtransplantation (DSO) und der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BzgA) ist die Aufklärung der Öffentlichkeit eher zur oberflächlichen und wenig wirkmächtigen Werbung pervertiert. Werbung statt Aufklärung – das Resultat kennen wir.

Kaum gerät die Transplantationsmedizin in die Schlagzeilen der Medien, sinken die Spenderzahlen. Das war so, als der Essener Chirurg Christoph Brölsch gegen Beiträge zur Forschung manchen Patienten schneller transplantierte, als es die Warteliste vorsah; das ist jetzt so, da manche Kliniken wohl die teilweise Boni-gestützte Aufforderung ihrer gut besetzten Geschäftsführer-etaggen zum wirtschaftlichen und gewinnbringenden Arbeiten eifertig befolgten, mit „Anpassungen“ diverser Art. Hat der Tanz ums Goldene Kalb je Gutes für die Menschen bedeutet?

Für viele ist die Warteliste ein brisantes Stichwort: Da stellen sich die Patienten und noch mehr ihre Angehörigen sowie die Öffentlichkeit eine festgemauerte Reihung vor, die von oben nach unten abgearbeitet werden muss. Dies ist nicht so und kann nicht so sein und würde in der Realität jeglichem ärztlichen Fürsorgeauftrag widersprechen. Manche der Krankheiten, die als letzte Therapie nur noch die Transplantation kennen, bringen schnelle Progredienz, rasche Verschlechterung. Da muss der Arzt verantwortlich handeln und flexibel entscheiden können. Allerdings nicht im Sinne von Manipulation. Aber auch hier Ambivalenz. Eurotransplant und andere sind nicht zufällig permanent auf der Suche nach „gerechten“ Verteilungskriterien, wenn es die in einem so heiklen Bereich überhaupt geben kann.

Und soll nun der, der am längsten gewartet hat, das neue Organ bekommen? Ich vertrete seit langem nicht nur das Prinzip der Freiwilligkeit, sondern auch

das Prinzip dass der, der den größten Gewinn für sein Leben und nebenbei auch für die Solidargemeinschaft aus der Transplantation ziehen kann, unbedingt bevorzugt werden sollte. Jüngere Menschen mit Zukunft, mit erreichbaren Zielen im Leben, mit Kindern, mit Kraft sollten Bonuspunkte bekommen. Das sage ich als ziemlich alter Mensch aus voller Überzeugung.

Apropos Alter. Mit dem Alter der Transplanteure stieg auch das Alter der akzeptierten Spender. Old for old, auch ein 80-jähriger Spender taugte rechts der Isar noch. Mindestens ambivalent, wenn man die Untersuchungen kennt, dass z.B. ein Herz, das über 50 Jahre geschlagen hat, nicht mehr die Langlaufleistung bringt, die sich ein Patient wünscht. Das Argument, ein Leben zu retten und sei es auch nur für kurze Zeit, sei wünschenswert, überzeugt mich nicht. Ich habe zu viel Leid und Leiden nach Transplantationen gesehen.

Von Kurzzeitüberlebenden profitieren eher die Klinikassen als die Kranken.

III.

Denken wir doch mal einen Moment an die Heiligen Cosmas und Damian, die der Legende nach die Erfinder der Transplantation waren. Im 3. Jahrhundert nähten sie couragiert einem römischen Soldaten das Bein eines farbigen Verstorbenen an. Leider überlebte der nicht lange und leider kam es auch zu einem tiefen Zerwürfnis zwischen Cosmas und Damian, und nur der Herr selbst konnte sie durch Aussendung eines Engels versöhnen. Cosmas hatte seinem Bruder Damian sehr übel genommen, dass er von einer Patientin einen Apfel als Dank angenommen hatte. Cosmas beharrte auf ihrer Abmachung, nichts zu liquidieren, keine materielle Gegenleistung für Heilung und Behandlung zu akzeptieren. Nicht zufällig sind sie die Patrone der Ärzte, Apotheker, der Friseur, Zuckerbäcker und Kranken! Und nicht der Verwaltungsdirektoren von Universitätskliniken.

Spätestens seit Christiaan Barnard ist das Ideal von Cosmas und Damian Vergangenheit und in meinen Augen ist in den vergangenen Jahren abermals eine Wende eingetreten, die nicht zum Besten der Kranken wirkt, wie wir gerade in Göttingen, Regensburg und rechts der Isar miterleben, aber nicht nur dort und nicht nur in der Transplantationsparte. Eine neue Generation von Ärzten übernimmt die Universitätskliniken. Die Öffentlichkeit scheint sich nicht bewusst zu sein, dass da die Einser-Abiturienten berufen werden, die wohl weniger aus Leidenschaft, weniger aus karitativen als aus Gründen der effektiven und persönlichen Gewinnmaximierung Ärzte, eher: ärztliche Manager, geworden sind.

Man verzeihe mir diese pauschalierende Darstellung, selbstverständlich und zum Glück der Kranken gibt es auch den anderen Arzt. Und den, der sich z.B. traut, in höchster Not bei der vorgesetzten Behörde Missstände anzuprangern, die der eigene Chef gebilligt oder toleriert, wenn nicht verlangt hat.

Ich hatte das Glück, immer wieder mit besonders motivierten, wunderbaren Medizinern zusammen zu arbeiten. Wer in der Transplantation als Chirurg, Anästhesist oder Internist arbeitet, ist meist vielseitig und hoch kompetent. Diese Ärzte forschen und lehren auch noch, und auch sie sind in den Strukturen dieser Nische der High Tech-Medizin vielfältig gefesselt, in Dokumentationspflicht, Kontrollkommissionen etc. Sie sind Tag und Nacht im Einsatz, sie kämpfen und leiden mit den Kranken und bilanzieren manchmal erschöpft:



Prof. Dr. Klaus Peter (li.), der ehemalige Direktor des Klinikums Großhadern, unterhält sich in einer Pause mit Dr. Ralf Jox. Der Privatdozent am

Institut für Ethik, Geschichte und Theorie der Medizin der LMU wirkt bei der Konzeption des Forums mit.

Wir retten keine Leben mehr, sondern schieben nur den Tod ein wenig raus. Diese Ärzte für Menschen sind die Felsen im reißenden Fluss; die Medizin ist in höchster Gefahr, zum kalten, profitorientierten und ausbeuterischen System zu werden. Doch endlich formiert sich auch die Kritik.

Ärzte und Kliniken sollten zum Besten der Kranken arbeiten, mit Maß und Ziel, ich muss das hier nicht ausführen. Sie sollten dafür gut bezahlt und mit längerfristigen Verträgen ausgestattet sein, die ihnen Planungssicherheit geben. Sie sollen modernste Geräte haben, aber auch so zahlreich sein, dass sie sich das Gespräch mit ihren Patienten leisten können. Das Gleiche gilt für den hier nachgerade überlebenswichtigen Pflegebereich.

Zum Besten der Patienten sind sicher Kliniken, die in erreichbarer Nähe für ihre stützenden, aufmunternden Freunde und Angehörigen liegen. In einem so sehr auf Fachkompetenz beruhenden Teil der Medizin, wie es die Transplantation ist, gelten andere Bedingungen. Zum Besten der Patienten wäre nach meiner festen Überzeugung eine Reduktion und Zentrierung der Transplantationszentren. Früher kamen die Krankenkassen für die Reisespesen der Angehörigen auf. Warum schon lange nicht mehr?

IV.

Der Ruf nach mehr Organspendern ist angesichts des Bedarfs sehr verständlich, aber sehr ambivalent wird er, wenn Patienten über die Qualität der Betreuung während der oft monatelangen Wartezeit und noch mehr der Nachsorge erzählen, die ja den operativen Transplantationserfolg konsolidiert. Auch da müssen immer weniger und immer weniger erfahrene Mitarbeiter immer mehr Patienten behandeln und verwalten, offensichtlich scheint es den Rotstiftführern logisch, in einem boomenden Bereich besonders zu kürzen. Auch der Pharmaindustrie ist es egal, auf wie viele Häupter sie ihre Gaben verteilt. Die Transplantation ist aber hochsensibel und braucht den Faktor Mensch – welcher Zynismus liegt eigentlich in dieser Formulierung! – mehr als viele andere Zweige der Medizin.

Noch eine Ambivalenz: Wieso eigentlich steigt der Bedarf an Organen so heftig? Lugt dahinter doch Gier der Kliniken nach Transplantationspauschalen heraus, der Pharmafirmen nach Profitten? Tod als Versagen – müssen wir ihn vielleicht endgültig abschaffen? Werden nicht Menschen zur Transplantation quasi überredet, die sie eigentlich gar nicht wollen, vielleicht auch noch nicht brauchen, aber sich nicht trauen, dem fürsorglichen Weißkittel und den liebenden Angehörigen ein Nein entgegen zu setzen? Darf heute niemand mehr sterben?

Ich möchte mit dieser provokanten Frage enden. Ich will nichts sagen zur drohenden Ablösung des Vielen fragwürdigen Hirntodes durch den *Non-heartbeating donor*, will nichts sagen zum gewaltig wuchernden Geschäftszweig der Kunstherzimplantation statt der Transplantation, nichts zu wieder ansteigenden Zahlen der Lebendleber-spende mangels der Spenderlebern von Toten, und will auch nicht klagen über den Tatbestand, dass Fragebögen spiritual care ersetzen.

Mag sein, dass Ihnen mein Beitrag zu emotional war. Diese Emotionalität ist mir auch aufgefallen. Und ich finde sie nicht schlecht. Psychologen arbeiten mit Gefühlen. Sie versuchen sie zu spüren, bewusst zu machen, den adäquaten Umgang mit ihnen zu vermitteln. Zwanzig Jahre lang habe ich – wie übrigens auch meine Kolleginnen und Kollegen – fremde Gefühle in mir gesammelt, die meisten habe ich Ihnen ja schon geschildert. Ich habe Gefühle für manche bewahrt, contained, von anderen dankbar projiziert bekommen, dadurch ihre überlebenswichtige Abwehr ermöglicht. Was nicht leicht zu tragen ist. Manchmal merke ich eine Bitterkeit, eine Wut in mir. Wird die aktuelle Vertrauenskrise zu echtem Diskurs, zu wirklicher Transparenz und zur Besinnung in der gesamten Medizin führen? In der Transplantation dürfen viele Menschen noch echte Wunder erleben, die nicht wenige übrigens als göttliche Hilfe verbuchen. Ist unsere narzisstische Gesellschaft noch lernfähig – zum Besten der Schwachen und Kranken? □

Die Deutsche Stiftung Organtransplantation in der Kritik: Was muss sich ändern?

Rainer Hess

I.

Seit zwei Monaten bin ich als Interimsvorstand der Deutschen Stiftung Organtransplantation (DSO) im Amt, um durch die Einbindung von Bund und Ländern in deren Mitgliedschaftsstruktur die Stiftung stärker öffentlich-rechtlich auszurichten und soweit erforderlich auch auf eine Verbesserung der Organisationsstruktur der Stiftung hinzuwirken. Eine der ersten Erkenntnisse in dieser für mich neuen Materie ist die strikte gesetzliche Trennung des medizinischen Gesamtvorganges der Organtransplantation in die beiden Verantwortungsbereiche

- Organentnahme aufgrund einer postmortalen Organspende nach definitiv festgestelltem Hirntod und
- Organübertragung auf einen Patienten in einer darauf spezialisierten Klinik entsprechend den Prioritäten einer bundeseinheitlich geführten Warteliste.

Die DSO ist trotz ihres den Gesamtvorgang umschreibenden Namens rechtlich nur für die Organspende zuständig und der Gesetzgeber war in dem gerade novellierten Transplantationsgesetz sehr auf die strikte Einhaltung dieser Trennung bedacht. Dies könnte die DSO dazu verleiten, sich aus der Diskussion um Manipulationen an der Warteliste in einzelnen Transplantationskliniken und notwendiger Maßnahmen zu ihrer Vermeidung herauszuhalten und mit dem Hinweis auf die Verantwortungstrennung auch jegliche Verantwortung für den dadurch ausgelösten bedauerlichen Rückgang der Spenderbereitschaft abzulehnen.

Eine solche Betrachtungsweise würde aber der gesundheitspolitischen Aufgabenstellung, der alle Beteiligten trotz rechtlicher Trennung der Verantwortungsbereiche verpflichtet sind, nicht gerecht werden. Diese gesundheitspolitische Aufgabenstellung besteht entsprechend der Zielsetzung und den Vorgaben des novellierten Transplantationsgesetz (TPG) darin, den Wert der Organspende als letzte Chance für viele Menschen zu erhalten, nach schwerster Krankheit wieder ein weitgehend normales Leben führen zu können, und diesen Wert durch eine intensive Aufklärung der Bevölkerung zu stärken.

Gerade die Erfahrungen des letzten Jahres mit einem dramatischen Rückgang der Spenderbereitschaft zeigen, dass sich zwar Fehlentwicklungen in der Transplantation besonders negativ auf die Organspende in der zweiten Jahreshälfte ausgewirkt, dass aber auch die Querelen um eine angebliche Vetterwirtschaft in der DSO schon vorher zu einer Stagnation geführt haben. Beide Bereiche sind daher zur Erreichung ihrer Ziele aufeinander angewiesen. Jedes Fehlverhalten in einem Bereich schädigt auch den Anderen. Es bedarf daher gemeinsamer Anstrengungen, um das Vertrauen der Menschen in die Seriosität und den medizinischen und ethischen Wert einer Organspende wieder herzustellen.

In den ersten beiden Monaten meiner Amtszeit habe ich deswegen viele Gespräche geführt, um zu klären, welche



Dr. Rainer Hess, Interims-Vorstand der Deutschen Stiftung Organtransplantation (DSO)

Maßnahmen gemeinsam und im jeweiligen Verantwortungsbereich getroffen werden können, um die Qualität der Organtransplantation so zu sichern, dass sich derartige Vorgänge nach menschlichem Ermessen nicht wiederholen können. In einem Gespräch mit Eurotransplant ist eine wesentliche Intensivierung der Zusammenarbeit auf dem Gebiet der Datenvalidität, deren schnelle und sichere Verfügbarkeit sowie gemeinsam anwendbarer medizinischer Standards vereinbart worden.

Mit dem Gemeinsamen Bundesausschuss (G-BA) ist eine engere Kooperation in der weiteren Erarbeitung sektoren- und einrichtungsübergreifender Maßnahmen der externen Qualitätssicherung verabredet worden. Diese Qualitätssicherung basiert nicht mehr wie bisher auf anonymen Falldaten, sondern erlaubt auf der Grundlage pseudonymisierter Patientendaten eine qualitative Beurteilung des Behandlungsverlaufes und des Behandlungsergebnisses. Es ist noch zu meiner Zeit als Vorsitzender des G-BA ein Auftrag an das Institut für Qualitätssicherung (AQUA) erteilt worden, auf dieser Grundlage die Dialyse als Langzeitbehandlung mit einer dann erforderlichen Nierentransplantation und deren Nachbetreuung in eine solche patientenbezogene Qualitätssicherung einzubinden.

Hätten wir diese neue Methode der Qualitätssicherung heute schon, wäre es nach menschlichem Ermessen nicht mehr möglich, eine im Verlauf und im Ergebnis über lange Zeit dokumentierte Dialysebehandlung so zu manipulieren, wie dies bei der Lebertransplantation leider geschehen ist. Über diese Qualitätssicherung wäre auch das Ergebnis der Transplantation und der Nachbetreuung patientenbezogen bewertbar. Die DSO darf wegen ihrer auf die Organspende begrenzten Zuständigkeit und der auch nur für diesen Bereich bestehenden Kompetenz zur Datenverarbeitung eine solche Qualitätssicherung nicht selbst durchführen. Sie könnte, entsprechend ihrer Aufgabenstellung,

die Transplantationszentren jedoch in der Logistik einer solchen Qualitätssicherung unterstützen.

II.

Auch die Diskussion um die Einführung eines Transplantationsregisters ist durch die in dieser stringenten Form nur in Deutschland bestehende Verantwortungsteilung belastet. Es besteht weitestgehend Konsens darüber, dass ein solches Register notwendig ist, um insbesondere die Prozess- und Ergebnisqualität durchgeführter Transplantationen einschließlich der Nachbehandlung und der Überlebenschancen beurteilen zu können. Unklar ist aber, bei welcher Organisation ein solches Register errichtet werden sollte. An dieser Frage sind schon viele medizinisch sinnvolle Aktivitäten gescheitert, weil es häufig nicht um die Sache sondern um das Erstzugriffsrecht auf die Daten geht. Es ist daher dringend zu empfehlen, ein solches Register als Gemeinschaftsaufgabe der Beteiligten zu betreiben und jedem Berechtigten gleichermaßen Zugriff auf die gespeicherten Daten zu geben. Die DSO kann sich in ein solches Register mit ihrem System ISYS und der darin bis zur Organübertragung enthaltenen umfassenden Spenderdatei einbringen. Eurotransplant ist bereit, für Deutschland gemeinsam mit der DSO ein Transplantationsregister mit aufzubauen.

Insgesamt würden derartige gemeinsam getragene Maßnahmen dazu beitragen, die Organtransplantation in Deutschland auf eine wesentlich besser validierte Datengrundlage zu stellen und in ihrer Prozess- und Ergebnisqualität zu sichern.

Die Gespräche der ersten zwei Monate haben aber auch dazu gedient, die Organisationsstruktur des DSO kennen zu lernen und die erforderliche Satzungsänderung vorzubereiten. Dazu hat es in der Stiftungsratsitzung am 27. Februar 2013 einen einvernehmlichen Beschluss gegeben. Der Stiftungsrat soll sich in Zukunft aus 14 Mitgliedern zusammensetzen, die von sechs beteiligten Institutionen und mit Vorschlagsrecht von für die Organtransplantation relevanten Patientenvertretungsorganisationen berufen werden. Je zwei stimmberechtigte Mitglieder werden dann vom Bundesministerium für Gesundheit (BMG), der Gesundheitsministerkonferenz (GMK), dem Spitzenverband der Gesetzlichen Krankenversicherungen (GKV), der Bundesärztekammer (BÄK), der Bundesverband der Krankenhausträger (DKG) und der Deutschen Gesellschaft für Transplantationschirurgie berufen; hinzu treten zwei auf Vorschlag der genannten Patientenvertretungsorganisationen durch den Stiftungsrat berufene Mitglieder, die zwar kein Stimmrecht aber ein Antragsrecht haben und daher die Position transplantierter Patienten zu Tagesordnungspunkten ohne Bindung an ein eigenes Stimmverhalten einbringen und vertreten können. Die Stiftung als solche bleibt zwar vorbehaltlich der noch erforderlichen Genehmigung der Satzung durch die Stiftungsaufsicht – privatrechtlich, wird aber in ihrer breiten Mehrheit durch Vertreter öffentlich-rechtlicher oder zumindest mit der Wahrnehmung öffentlich-rechtlicher Aufgaben beliehener Institutionen getragen. Diese neue Zusammensetzung des Stiftungsrates unterstreicht die im TPG geregelte öffentlich-rechtliche Ausrichtung der Beauftragung der DSO durch den GKV-Spitzenverband, die BÄK und die DKG. Die normalerweise auf eine Aufsicht gegenüber der Selbstverwaltung ausgerichtete Funktion von Bund und Ländern wird in der DSO zur Übernahme von Mitverant-

wortung für die Stiftungsarbeit verdichtet. Auch diese Neuausrichtung der Stiftungssatzung dient dazu, das Vertrauen in die Organspende zu stärken.

Dabei ist der Vorwurf der Vetterwirtschaft bereits im letzten Jahr durch ein vom Stiftungsrat eingeholtes externes Gutachten weitgehend ausgeräumt worden. In den Gesprächen mit den Mitarbeitern der DSO, die ich gemeinsam mit dem seit dem 1. Februar 2013 tätigen kaufmännischen Vorstand, Herrn Biet, führe, haben wir eine hohe Motivation für die Arbeit in der DSO festgestellt. Allerdings hat sich aus diesen Gesprächen auch ergeben, dass es zwischen den vier Arbeitsebenen Vorstand – Hauptverwaltung – Geschäftsführende Ärzte – Koordinatoren Abstimmungsprobleme in der täglichen Arbeit gegeben hat. Ursache hierfür ist zum einen die sich über Jahre hinziehende Auseinandersetzung um die Arbeitszeitregelung der Koordinatoren. Die DSO hat für jede ihrer sieben Regionen und für die Hauptverwaltung einen Betriebsrat und über diesen noch einen Gesamtbetriebsrat.

III.

Die Arbeitszeitregelung für die Koordinatoren erfolgt bisher in den Betriebsvereinbarungen auf der regionalen Ebene und wird aufsichtsrechtlich durch die regionalen Gewerbeaufsichtämter geprüft. Das Problem ist die Einhaltung

Als neu gewählter Vorstand wollen wir die Diskussion über strukturelle Veränderungen in der DSO offen führen.

arbeitsrechtlicher Vorgaben für die Einhaltung zulässiger Höchstarbeitszeiten beim Einsatz der Koordinatoren in einem häufig viele Stunden dauernden Einsatz. Dazu bestehen unterschiedliche Rechtsauffassungen, aber auch unterschiedliche Wünsche der einzelnen Koordinatoren. Diese unter einen Hut zu bringen, war und ist eine Sisyphus-Arbeit. Die sich daraus ergebenden Unklarheiten führen zu teilweise unerquicklichen Auseinandersetzungen zwischen Hauptverwaltung, geschäftsführenden Ärzten und Koordinatoren, die durch eine möglichst einheitliche Regelung beendet werden müssen. Schwieriger ist die Vereinheitlichung medizinischer Standards in der Arbeitsweise der Koordinatoren.

Zwar gibt es die verbindlichen Richtlinien der Bundesärztekammer. Sie lassen aber Interpretationsspielräume, die der ärztliche Vorstand bisher durch Dienstanweisungen ausgefüllt hat, die in den Regionen durch die geschäftsführenden Ärzte teilweise aber modifiziert angewandt wurden. Daraus hat sich über die Jahre ein Spannungsfeld zwischen ärztlichem Vorstand, geschäftsführenden Ärzten und Koordinatoren entwickelt, aus dem heraus auch Vorstellungen zu einer Neustrukturierung der DSO entstanden sind. Sie reichen von einer weitgehenden Regionalisierung der Organisationsstruktur bis hin zu einer stärkeren Zentralisierung durch Einbindung geschäftsführender Ärzte in die Hauptverwaltung. Auch die interne Diskussion hierüber führt zu einer erheblichen Unruhe unter den Mitarbeitern der DSO. Als neu gewählter Vorstand wollen wir die Diskussion über strukturelle Veränderungen in der DSO offen führen. Notwendig erscheint in jedem Fall eine bindende Vorgabe medizinischer Standards, die vor allem

den Koordinatoren eine größere Sicherheit für ihre Arbeit geben.

In der neuen Satzung bereits ange-dacht ist insoweit eine Neuausrichtung des Fachbeirates, der bisher ausschließ-lich eine Diskussionsplattform der re-gionalen Fachbeiräte mit Vertretern von GKV-Spitzenverband, BÄK, DKG und der Deutschen Gesellschaft für Trans-plantationsmedizin (DGT) war. In einer neuen strafferen Struktur soll er unter-halb der Richtlinien der BÄK möglichst praktikable Vorstellungen zu deren ein-heitlichen Umsetzung entwickeln. Auch den Bundesländern sollten eine einheit-liche Anwendung medizinischer Stan-dards und ein zentrales darauf ausge-richtetes Beschaffungswesen wichtig sein. Ihrer in einer Bundesratsinitiative entwickelten Forderung nach einer Re-gionalisierung der DSO steht diese, der gerade jetzt notwendigen Rechtssicher-heit dienende, Gewährleistung einheit-licher Standards entgegen. Andererseits sollte den Regionen durchaus ein grö-ßerer Spielraum in der Ausgestaltung von Beziehungen zu den Entnahme-krankenhäusern, den Transplantations-zentren der Landespolitik und den dortigen Medien eingeräumt werden. Es gibt schon aufgrund der den Ländern verfassungsrechtlich vorbehaltenen Krankenhausplanung Unterschiede in den Krankenhausstrukturen, die in der Koordination der Arbeit vor Ort berück-sichtigt werden müssen. Deswegen kommt aus meiner Sicht den geschäfts-führenden Ärzten eine besondere Be-deutung als Ansprechpartner für die ge-nannten Landeseinrichtungen zu, auf die nicht verzichtet werden sollte. Mein Anliegen ist es, den Prozess einer Neu-strukturierung der DSO möglichst offen und transparent zu gestalten und auch damit das Vertrauen in die Arbeit der DSO zu stärken. □

Rechtliche Konsequenzen des Fehlverhaltens bei der Organtransplantation

Ruth Rissing-van Saan

Transplantationsmedizin setzt das Vorhandensein von Spenderorganen voraus. Am 1. Januar 2013 standen bei Eurotransplant, der für Deutschland maßgeblichen Vermittlungsstelle von Spenderorganen, 11.233 Patienten auf der Warteliste, im Jahr 2012 sind 4042 vermittlungspflichtige Organe von verstorbenen Spendern transplantiert worden. Vermittlung von Spenderorganen ist also Mangelverteilung. Das ist eine Herausforderung, denn einem Spenderorgan stehen mehrere potentielle Empfänger gegenüber, denen durch die Zuteilung des Organs entweder eine neue Lebenschance gewährt oder bei Nichtberücksichtigung versagt wird. Die Medizin ist jedoch schon immer mit Problemen der Versorgung vieler verletzter oder kranker Personen und der sinnvollen Verteilung knapper Be-handlungsressourcen konfrontiert worden, etwa bei der Behandlung zahlreicher Verwundeter in kriegerischen Auseinandersetzungen, bei Katastrophen mit hunderten von Toten und Verletzten oder bei Massenunfällen. Es sind aber Regeln erforderlich, mit deren Hilfe die knappen Mittel möglichst gerecht und effektiv verteilt werden können. Es müssen also Kriterien gefunden werden, um für *alle* Betroffenen geltende Behandlungsprioritäten festzulegen, wie sie etwa bei der sog. Triage mit dem



Prof. Dr. Ruth Rissing-van Saan, Vorsitzende Richter am Bundesgerichtshof a. D., Leiterin der Vertrauensstelle „Transplantationsmedizin“ bei der Bundesärztekammer

Grundsatz einer Versorgung nach Bedarf gelten: wer warten kann muss warten!

I.

Organtransplantationen finden nicht im rechtsfreien Raum, sondern in Deutschland auf dem Boden des Transplantationsgesetzes (TPG) statt, das seit dem 1. Dezember 1997 gilt. Es ist zuletzt am 21. Juli 2012 nicht unwesentlich durch die gesetzliche Verankerung der Zustimmungslösung ergänzt worden (gültig ab dem 1. August 2012).

Das TPG regelt die rechtlichen Voraussetzungen für eine Organspende sowie für die Koordination der Entnahme und Übertragung von vermittlungspflichtigen Organen auf einen bestimmten Empfänger. Es legt als Grundvoraussetzungen für die Organverteilung die Vermittlung durch eine von Ärzteschaft, Krankenkassen und Krankenhäusern finanziell und organisatorisch unabhängige Stelle fest (§ 12 Abs. 1 TPG). Diese soll die Organe nach Regeln vermitteln, die dem Stand der Erkenntnisse der medizinischen Wissenschaft entsprechen, insbesondere der Erfolgsaussicht und der Dringlichkeit der Transplantation für geeignete Patienten Rechnung tragen (§ 12 Abs. 3 Satz 1 TPG).

Es schreibt weiter vor, dass die Wartelisten der Transplantationszentren (TPZ) als eine Warteliste behandelt werden müssen (§ 12 Abs. 3 Satz 2 TPG). Diese Regelung der einheitlichen Behandlung aller Wartelisten der einzelnen TPZ als eine Liste gewährleistet bundesweite Chancengleichheit. Ein Organ wird also nicht einem bestimmten TPZ, sondern für einen bestimmten Patienten zugeteilt bzw. angeboten.

Die Entscheidung, welche Regelungen als dem Stand der Erkenntnisse der medizinischen Wissenschaft entsprechend anzusehen sind, trifft das Gesetz allerdings nicht selbst, sondern überträgt diese Aufgabe in § 16 TPG der Bundesärztekammer, die diese Feststellungen angefangen bei der Todesfeststellung des Spenders, über die Maßnahmen im Zusammenhang mit der Organentnahme und die Regeln zur Organvermittlung bis hin zur Qualitätssicherung für sämtliche Stufen der Organtransplantation in Form von Richtlinien treffen soll.

Das TPZ knüpft eine wesentliche Rechtsfolge an diese Richtlinien: werden sie beachtet, so spricht die gesetzliche Vermutung dafür, dass auch der Stand der Erkenntnisse der medizinischen Wissenschaft eingehalten wurde,

Organtransplantationen finden nicht im rechtsfreien Raum, sondern in Deutschland auf dem Boden des Transplantationsgesetzes (TPG) statt.

die Organtransplantation also lege artis erfolgt ist und – das folgt daraus auch – die Zuteilung und Transplantation des Organs rechens war.

Die Bundesärztekammer ist diesem gesetzlichen Auftrag nachgekommen und hat für alle vermittlungspflichtigen Organe, wie z.B. Leber, Herz und Nieren solche Richtlinien aufgestellt. Nähere Einzelheiten würden hier zu weit führen. Als Beispiel sei hier auf nur auf die (allgemeinen) Richtlinien für die Wartelistenführung und die Organvermittlung und die entsprechenden Richtlinien speziell für die Lebertransplantation verwiesen, bei der insbesondere der



In der ersten Reihe während der Vorträge: Prof. Dr. Constanze Giese, seit 2001 Professorin an der Katholischen Stiftungshochschule, Studiengang Pflegemanagement / Pflegepädagogik,

Dr. Monika Dorfmueller, stellvertretende Vorsitzende des SZ-Gesundheitsforums, Professor Konrad Hilpert, einer der Referenten, Professor Georg Marckmann, einer der Mitorganisatoren und

Professor Karl-Walter Jauch, mit dessen Referat das SZ-Gesundheitsforum zur Organtransplantation startete.

sog. MELD-Score (Model End Stage Liver Disease), der sich aus drei Laborwerten als Parameter zusammensetzt, eine gewichtige Rolle spielt, weil er die Einschätzung erlaubt, mit welcher Wahrscheinlichkeit ein Patient mit bestimmten Lebererkrankungen innerhalb von drei Monaten versterben wird, wenn er kein neues Organ bekommt. Je höher der MELD-Score desto dringlicher die Lebertransplantation

II.

Wenn man sich vor Augen hält, dass alle auf der Warteliste für ein bestimmtes Organ registrierte Menschen – wenn auch in unterschiedlichen Abstufungen – schwerkrank sind und ohne ein neues Organ keine Aussicht auf eine längere Lebenszeit oder eine bessere Lebensqualität haben, wird schnell klar, dass für den oder die behandelnden Ärzte eine Versuchung darin liegen kann, den eigenen Patienten z.B. durch Manipulation an den für den MELD-Score wichtigen Blutwerten noch kränker erscheinen zu lassen als er in Wahrheit ist und ihm so ein Vorrücken auf der Warteliste zu ermöglichen und damit eine größere Chance zu verschaffen, in kürzerer Zeit das benötigte Organ zugeteilt zu bekommen. Es sind allerdings auch andere Motive denkbar, wie etwa die Sicherung des eigenen Arbeitsplatzes oder der persönliche Geltungsanspruch.

Das TPG sieht eine Strafvorschrift bei bestimmten vorsätzlichen und fahrlässigen Verstößen gegen die Voraussetzungen für die Entnahme von Organen bei lebenden und verstorbenen Spendern vor (§ 19 Abs. 1 und Abs. 2 TPG), es enthält aber keine Norm, die bewusste Missachtung der Allokationsregeln oder gar Täuschungen über die Voraussetzungen für die Allokation unter Strafe stellt. Woran das liegt, darüber kann man nachdenken. Möglicherweise hat niemand der Verantwortlichen ein solches Szenario für möglich gehalten. Wenn dem so wäre, hätte man sich bitter getäuscht.

Damit ist solches Fehlverhalten jedoch nicht als folgenlos anzusehen. Auch im Bereich der Transplantationsmedizin gelten die allgemeinen Gesetze und damit z.B. auch das BGB mit seinen Schadensersatzregelungen sowie das Strafgesetzbuch und seine Tatbestände. Nach den §§ 211, 212 StGB wird derjenige bestraft, der einen Menschen (vorsätzlich) tötet, wie dies geschehen muss, sagt das Gesetz nicht.

Dies kann z.B. durch Manipulation des MELD-Score zum Nachteil Dritter geschehen, d.h. der an sich weit vor dem begünstigten Patienten rangierenden anderen Patienten, von denen einer das aktuell vergebene Organ sonst erhalten hätte, wird jetzt durch die anderweitige Vergabe des Organs konkret vom Tode bedroht; obwohl die Kausalitätsfrage bei tatsächlich eingetretenem Tod eines solchen Patienten kaum sicher zu beantworten ist, kommt hier ein versuchtes Tötungsdelikt in Betracht, wenn zu belegen ist (mit gegebenenfalls anonymisierten Wartelisten und den Patientenwerten), ob und gegebenenfalls wie viele Patienten vor dem irregulär begünstigten Patienten rangierten, um diese Erwägungen aus dem Bereich der bloßen Spekulation herauszuholen. Dass die Patienten mit hohem MELD-Score unmittelbar vom Tode bedroht sind und wenigstens einer von ihnen infolge des Vorenthaltes des aktuell zur Verfügung stehenden Organs sterben könnte, wusste der manipulierende Arzt und nahm das auch „billigend in Kauf“, zumindest war es ihm gleichgültig, ob ein anderer (fremder) Patient starb. Das reicht für den (bedingten) Tötungsvorsatz aus, denn er hat es als möglich erkannt und sich damit abgefunden, dass

ein anderer Mensch, dessen Identität er nicht kennen muss und dem ohne die Manipulation das Organ zugeteilt worden wäre, deshalb stirbt.

Neben der strafrechtlichen Verantwortung steht allerdings auch die Frage, ob den Arzt, der bewusst die Voraussetzungen für Zuteilung eines Spenderorgans zugunsten seines Patienten manipuliert, nicht auch oder sogar in erster Linie berufsrechtliche Konsequenzen treffen müssen. Ebenso ist zu fragen, ob die Klinik, in der ein Arzt unbehelligt, also auch unkontrolliert, derartige Aktivitäten entfalten kann, zur Rechenschaft gezogen und an ihre Verantwortung für die regelkonforme Organisation der Transplantationen erinnert werden muss. Das zu entscheiden liegt allerdings allein in den Händen der Landesärztekammern und der zuständigen Landesministerien.

III.

Letztlich muss aber von allen Beteiligten die Frage beantwortet werden, was man tun muss/kann, um derartige Vorkommnisse zukünftig zu verhindern und für alle Patienten ein gerechtes, die Chancengleichheit gewährleistendes System der Transplantationsmedizin zu sichern.

Dazu gehören regelmäßige, aber auch überraschende Kontrollen der Transplantationszentren. Es gilt auch hier: Vertrauen ist gut, Kontrolle ist besser.

Auch hier hat der Gesetzgeber die Bundesärztekammer jedoch zusammen mit dem Spitzenverband Bund der

Es gilt auch hier: Vertrauen ist gut, Kontrolle ist besser.

Krankenkassen und der Deutschen Krankenhausgesellschaft oder den Bundesverbänden der Krankenträger in die Pflicht genommen und ihnen in § 12 Abs. 5 Überwachungs- und Kontrollaufgaben zugewiesen, die sie gemeinsam durch die Prüfungs- und Überwachungskommissionen wahrnehmen. Diese Aufgabe wird konsequent durchgeführt und sowohl die Vermittlungsstelle als auch die Transplantationszentren werden überprüft. Letztere werden insbesondere seit dem Sommer 2012 sehr intensiv geprüft, nachdem in einzelnen TPZ – um es vornehm auszudrücken – Unregelmäßigkeiten bei der Organvergabe bekannt geworden waren.

Als Reaktion auf die bei den Überprüfungen festzustellenden allgemeinen Hierarchien oder auch besonderen Strukturen in einzelnen Transplantationszentren, die einer Transparenz der Vorgänge im Zusammenhang mit Organtransplantationen abträglich sein können, hat die Bundesärztekammer die Vertrauensstelle Transplantationsmedizin eingerichtet. Diese soll zum einen als Anlaufstelle für – auch anonyme – Anzeigen manipulationsverdächtiger Vorgänge oder tatsächlicher oder vermeintlicher Missstände im Zusammenhang mit Organtransplantationen dienen. Zum anderen soll sie Patienten, Patientenangehörigen, aber auch interessierten Bürgern die Möglichkeit geben, persönliche Beschwerden anzubringen oder Fragen zu stellen und beantwortet zu bekommen, die bereits durchgeführte oder bevorstehende Organtransplantationen betreffen. Dies soll dazu beitragen, das Vertrauen der Bevölkerung in die Transplantationsmedizin wieder zu stärken und die Spendenbereitschaft zu fördern. □

Organmangel als strukturelles Problem der Transplantationsmedizin

Alexandra Manzei

Am 1. November 2012 sind Änderungen des Transplantationsgesetzes in Kraft getreten. Zweck des Gesetzes ist nun nicht mehr allein die Regelung der Spende und Entnahme von menschlichen Organen und Geweben, erklärtes Ziel des Gesetzes ist es jetzt vielmehr, „die Bereitschaft zur Organspende in Deutschland zu fördern“ (§1, (1) TPG). Mit dieser Gesetzesänderung soll jene Unterversorgung der Patienten in der Transplantationsmedizin bekämpft werden, die als „Organmangel“ bekannt ist. Während viele Bereiche der Transplantationsmedizin nach den Skandalen des letzten Jahres kontrovers diskutiert werden, ist diese Maßnahme völlig unstrittig. Dass es ein Organmangelproblem gibt, welches sich durch die Erhöhung der Spendenbereitschaft lösen ließe, erscheint als gesichertes Wissen, das in der Politik, den Medien und der Öffentlichkeit weitgehend unhinterfragt bleibt. Mehr noch, es scheint geradezu tabuisiert, den Zusammenhang zwischen der Unterversorgung der Patienten und einer niedrigen Spendenbereitschaft in Frage zu stellen.

Verantwortlich für dieses Tabu ist das Argument, das – nahezu ritualisiert – einer jeden Auseinandersetzung mit der Organtransplantation vorangestellt wird: „12.000 Menschen warten auf ein Organ. Davon sterben jeden Tag drei, weil es nicht genügend Spenderorgane gibt“. Folglich macht sich jeder, der diesen Zusammenhang hinterfragt oder sich gar der Organspende verweigert, schuldig am „Tod auf der Warteliste“. Nicht nur für Christen, sondern für jeden moralisch denkenden und handelnden Menschen ist dies eine unerträgliche Vorstellung, ein Vorwurf, dem man sich nicht einmal in der Diskussion aussetzen möchte.

Dabei scheint es gleichwohl eine breite gesellschaftliche Skepsis gegenüber der Organspende zu geben, die sich nicht erst in den zurückgehenden Spenderzahlen des letzten Jahres äußert. Seit Jahren besteht eine große Diskrepanz zwischen der öffentlich geäußerten Akzeptanz der Organspende und einem viel niedrigeren Prozentsatz an Spenderausweisen – und dies nicht nur in der Bevölkerung, sondern auch unter medizinischen Experten. Es gibt insofern gute, sachlich berechtigte Gründe, den moralischen Druck zunächst einmal auszuhalten und den scheinbar selbstevidenten Zusammenhang zwischen Unterversorgung und mangelnder Spendenbereitschaft zu hinterfragen.

1. Warum nicht jeder Mensch nach seinem Tod Organe spenden kann

Menschen, so wäre dann als erstes zu konstatieren, sterben nicht, weil sich andere Menschen einen würdevollen Tod wünschen und die Entnahme ihrer Organe am Ende des Lebens verweigern. Menschen sterben, weil sie krank sind, oder alt sind, oder beides. Menschen sterben, weil Menschen sterblich sind; daran ändert auch die moderne Medizin nichts. Was sich mit der modernen Medizin jedoch tiefgreifend verändert, ist Frage, wann und wie ein Mensch stirbt – und hier nimmt die Transplantationsmedizin eine ganz besondere Rolle ein. Anders als andere bio-/medizinische Therapien oder



Prof. Dr. Alexandra Manzei, Lehrstuhl für Methodologie und Qualitative Methoden in der Pflege und Gesundheitsforschung an der Philosophisch-Theologischen Hochschule Vallendar

alternative heilkundliche Verfahren setzt die Organtransplantation die Verfügung über lebensfrische Organe von anderen Patienten voraus. Seit ihrer Entstehung steckt sie damit in einem tiefen moralischen, rechtlichen und medizinischen Dilemma: Denn Organe sind keine frei verfügbaren Ersatzteile, die sich herstellen und vertreiben lassen, wie ein künstliches Kniegelenk oder eine Hüftendoprothese. Organe sind vielmehr lebensnotwendige Bestandteile des menschlichen Leibes. Bevor sie einem Kranken helfen können, müssen sie einem anderen Menschen entnommen werden.

In dieser Tatsache – und nicht in der mangelnden Spendebereitschaft der Bevölkerung – liegt die eigentliche Ursache des sogenannten Organmangels: Es kann eben nicht jeder Mensch nach seinem Tod Organe spenden, wie von der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BzgA) und der Deutschen Stiftung Organtransplantation (DSO) behauptet wird. Spenden können vielmehr nur solche Menschen, die einerseits ihre Organe nicht mehr brauchen, die andererseits aber auch noch keine normalen Leichen sind – kalt und steif. Denn Organe von Leichen kann man nicht verpflanzen. Mit dem Organ einer Leiche würde man den Empfänger vergiften, da bei einem Verstorbenen der Zersetzungsprozess des Körpers schon begonnen hat. Transplantiert werden können vielmehr nur solche Organe, die eine möglichst kurze „Ischämiezeit“ aufweisen, wie es im Fachjargon heißt, also solche Organe, die nur einen ganz geringen Zeitraum nicht durchblutet sind. Die Rede von der „Spende postmortalen Organe“, wie sie in den Aufklärungsbroschüren der BZgA und der DSO propagiert wird, ist in diesem Sinne irreführend; sie verschleiern, dass man Leichenorgane nicht verpflanzen kann.

Lebensnotwendige Organe können und dürfen in Deutschland vielmehr nur sogenannten Hirntoten entnommen werden, also Menschen, die beatmet auf einer Intensivstation liegen und deren

Gehirnfunktion erloschen ist, während ihr Körper intensivmedizinisch am Leben erhalten wird. Solche Patienten gibt es jedoch nur sehr wenige. Wie viele es im Jahr in Deutschland genau sind, lässt sich nur schätzen; belastbare Daten liegen hierzu nicht vor. Die wenigen Studien, die es in Deutschland gibt, gehen von einer Anzahl von ca. 3000 bis 4000 Hirntoten pro Jahr aus. Selbst wenn alle diese Patienten Organspender wären und alle ihre Organe kompatibel, gesund und verpflanzbar wären (was in der Regel nicht der Fall ist), gäbe es also nicht genügend Organe: Allein für Nieren gibt die Organisation Eurotransplant für 2011 einen Bedarf von fast 11000 an. Das heißt mit anderen Worten: Selbst wenn jede/jeder Deutsche einen Organspendeausweis hätte, gäbe es nicht ausreichend Organe und viele tausend Menschen blieben weiterhin unversorgt. Dieser Sachverhalt wird von der Politik völlig ignoriert. Während das neue Gesetz sich ausschließlich auf die Erhöhung der Spendebereitschaft konzentriert, bleiben die strukturellen Probleme des Organmangels unangetastet.

2. Tot oder sterbend? Über die Ambivalenz des Hirntodkonzeptes

Ein weiteres Tabuthema in der politischen Debatte ist das Hirntodkonzept selbst. Als Hirntodkonzept wird die Übereinkunft bezeichnet, dass der irreversible Ausfall der Gehirnfunktionen mit dem Tod des Menschen identisch ist. Seit der Ratifizierung des Transplantationsgesetzes 1997 dient das Hirntodkonzept medizinisch und rechtlich als unbedingte Voraussetzung zur Entnahme lebensnotwendiger Organe. Ob es sich jedoch bei hirntoten Patienten um Sterbende oder um Tote handelt, ist seit seiner Entstehung Ende der 1960er Jahre höchst umstritten. Noch im Vorfeld der deutschen Transplantationsgesetzgebung zu Beginn der 1990er Jahre führte die Frage, wann der Tod eintritt und mit welchen Mitteln er sich diagnostizieren lässt, zu erbitterten Auseinandersetzungen zwischen Hirntodgegnern und -befürwortern. Aus guten Gründen hat der Gesetzgeber es deshalb bis heute vermieden, das Hirntodkonzept – also die Gleichsetzung des Hirntodes mit dem Tod des Menschen – explizit im Transplantationsgesetz zu verankern. Er überantwortet es vielmehr der Medizin, diese Gleichsetzung zu begründen.

So formuliert das Gesetz als Voraussetzung zur Organentnahme zwar, dass „der Tod des Organ- oder Gewebespenders nach Regeln, die dem Stand der Erkenntnisse der medizinischen Wissenschaft entsprechen“ festgestellt werden muss und dass vorab der Hirntod festzustellen sei, der als „nicht behebbare Ausfall der Gesamtfunktion des Großhirns, des Kleinhirns und des Hirnstamms“ bezeichnet wird (vgl. § 3 TPG). Aufeinander bezogen werden beide Forderungen jedoch nicht. In § 16 wird vielmehr festgelegt, dass es der Bundesärztekammer obliegt, den Stand der Erkenntnisse der medizinischen Wissenschaft in Richtlinien festzulegen. Entsprechend stellt der wissenschaftliche Beirat der Bundesärztekammer in seinen „Richtlinien zur Feststellung des Hirntodes“ fest: „Mit dem Hirntod ist naturwissenschaftlich-medizinisch der Tod des Menschen festgestellt.“ Warum jedoch der Ausfall des Gehirns mit dem Tod des Menschen gleichzusetzen ist, wird auch dort nicht begründet. Kann es auch nicht. Zu definieren, was der Tod ist, ist nicht Aufgabe der Medizin. Was unter Tod verstanden wird und damit auch, was unter Leben verstanden wird, ist vielmehr eine kulturelle, eine gesellschaftliche, eine religiöse Frage. Die Medizin kann den Tod zwar



Der Vortragssaal der Akademie war gut gefüllt.

feststellen, definieren kann sie ihn jedoch nicht.

Mit der Wahl der (erweiterten) Zustimmungslösung als Kriterium der Organentnahme bei hirntoten Patienten fand die Ambivalenz des Hirntodkonzeptes dennoch Eingang in das Transplantationsgesetz: Jeder und jede sollte für sich – frei und ohne Druck – entscheiden können, ob er bzw. sie das Hirntodkonzept (also die Annahme, dass hirntote Patienten tot sind) akzeptieren kann und unter diesen Bedingungen einer Organentnahme am Lebensende zustimmen möchte. Dieser Gedanke ist von der unbedingten und repressionslosen Anerkennung der Selbstbestimmung der Individuen getragen und gilt auch heute noch als Grundlage der neuen Gesetzgebung.

Das Transplantationsgesetz war insofern nicht nur medizinisch und rechtlich bedeutsam, sondern hatte auch eine wichtige gesellschaftliche Funktion im Sinne einer Befriedung der öffentlichen Debatte. Eine Diskussion und Infragestellung des Hirntodkonzeptes fand seitdem in der deutschen Öffentlichkeit nicht mehr ernsthaft statt. In Expertengruppen und international wurde die Debatte jedoch weitergeführt und führt heute zu einer erneuten Infragestellung des Hirntodkonzeptes.

3. Neue medizinische Studien belegen die Zweifel am Hirntodkonzept.

Zum einen könnten neue medizinische Studien belegen, dass der Hirntod keineswegs mit dem Tod des Menschen gleichzusetzen ist, da nach dem Erlöschen der Hirnfunktionen keineswegs unmittelbar der Tod eintritt. Durch mindestens 175 dokumentierte Fälle wurde allein bis 1998 wissenschaftlich belegt, dass hirntote Patienten mit intensivmedizinischer Unterstützung noch bis zu 14 Jahren weiterlebten. Möglicherweise

liegt die Anzahl jener Hirntoten, die nicht tot sind, jedoch noch viel höher. Untersucht werden können ja nur Fälle, bei denen nach Feststellung des Hirntodes keine Organe entnommen werden, da durch die Organentnahme der Tod ja in jedem Fall eintritt. Die US-amerikanische Presidents Commission on Bioethics sprach deshalb schon 2008 von einer „self fulfilling prophecy“ des Hirntodkonzeptes und stellte die Gleichsetzung von Hirntod und Tod erneut in Frage.

Zum anderen gibt es neue technische Verfahren der funktionalen Bildgebung, die Aktivitäten des Gehirns noch zu einem Zeitpunkt messen könnten, an dem der Hirntod schon vermeintlich sicher diagnostiziert ist. Entsprechend werden in der Fachliteratur etliche Fälle benannt, die klinisch zwar als hirntot diagnostiziert wurden, bei denen jedoch mit apparativer Diagnostik eine Durchblutung des Gehirns nachgewiesen werden konnte. Damit lässt sich nun auch medizinisch belegen, warum hirntote Patienten bei der Organentnahme oftmals Reaktionen zeigen, die bei anderen bewusstlosen Patienten als Schmerz- und Abwehrreaktionen gedeutet werden: Der Blutdruck und die Herzfrequenz steigen sprunghaft an, das Gesicht rötet sich, Schweißperlen treten auf, Arme und Beine werden bewegt. In anderen Ländern, wie der Schweiz und Großbritannien, werden Organspender bei der Entnahme deshalb narkotisiert, in Deutschland nicht. Schmerzmittel zu geben hieße anzuerkennen, dass es sich bei Hirntoten nicht um Tote handelt, sondern um schwerkranke sterbende Patienten.

Dass Hirntote Bewegungen mit Armen und Beinen ausführen können ist schon lange bekannt. „Spinale Reflexe“ oder „Lazaruszeichen“ werden diese Bewegungen genannt. Laut der DSO treten sie bei 75% aller Hirntoten auf.

Es handele sich hierbei jedoch nicht um Lebens-, sondern um Todeszeichen konstatiert sie und empfiehlt deshalb, zur „Optimierung des chirurgischen Eingriffs“ bei der Organentnahme das vegetative Nervensystem auszuschalten. Verhindert werden so jedoch nicht unbedingt die möglichen Schmerzen des Organspenders, sondern nur seine Bewegungen und körperlichen Reaktionen. Diese Maßnahme dient insofern eher der Beruhigung des assistierenden OP-Personals; denn für das Pflegepersonal, ebenso, wie für viele Ärzte und vor allem für die Angehörigen am Sterbebett ist die lebendige Erscheinung des hirntoten Patienten, sind seine Bewegungen und Lebenszeichen unerträglich: Hirntote haben einen warmen,

Dass Hirntote Bewegungen mit Armen und Beinen ausführen können ist schon lange bekannt. „Spinale Reflexe“ oder „Lazaruszeichen“ werden diese Bewegungen genannt.

durchbluteten Körper, man misst ihre Vitalzeichen (Puls, Blutdruck, Temperatur etc.), sie werden ernährt und scheiden aus, sie können Fieber entwickeln, ihre Wunden heilen, hirntote Kinder können wachsen und allein bis 2003 wurden 10 Fälle von schwangeren hirntoten Frauen dokumentiert, die über Monate ihre Schwangerschaft aufrechterhalten konnten und von einem Kind entbunden wurden.

Obwohl diese Argumente gegen das Hirntodkonzept in der internationalen Fachwelt breit diskutiert werden und



Prof. Dr. Hermann Hepp (li.), ehemaliger Professor für Gynäkologie und Geburtshilfe an der Universität München, Direktor der Frauenklinik im Klinikum Großhadern und seit langen Jahren Mitglied im SZ-Gesundheitsforum,

freute sich, wieder einmal auf Professor Konrad Hilpert zu treffen, der die theologisch-ethische Dimension der Organtransplantation auf dem Forum erläuterte.

auch in Deutschland bekannt sind, spielten sie in der Öffentlichkeit und in den politischen Debatten um die Novellierung des Transplantationsgesetzes nahezu keine Rolle. Dass eine solche Aufklärung jedoch unbedingt von Nöten ist, zeigen nicht nur diverse Studien, die die zum Teil weitreichende Uninformiertheit von Experten sowie Laien zum Thema nachweisen. (Vgl. Baureithel/Bergmann 1999: *Herzloser Tod. Das Dilemma der Organspende*. Stuttgart: Klett-Cotta Verlag. Schweidtmann/Muthny 1997: *Einstellung von Ärzten zur Organtransplantation. Ergebnisse einer empirischen Studie*. In: *Transplantationsmedizin* 9 (1), 2-7.)

Auch meine eigenen Erfahrungen in zahlreichen Vorträgen zum Thema zeigen, dass den meisten Menschen der Unterschied zwischen einer normalen Leiche und einem Hirntoten nicht bekannt ist. Es wird z. B. häufig die Frage gestellt, ob es stimme, dass man Organe von einer Leiche, die schon einige Zeit im Leichenschauhaus läge, nicht mehr verpflanzen könne. Dass man den Empfänger mit einem Leichenorgan vergiften würde, ist den meisten nicht bewusst. Ebenso wenig, wie die Tatsache, dass es ja auch keinen Organmangel gäbe, wenn man Leichenorgane verpflanzen könnte – normale Leichen gibt es ja genug.

4. Warum der Organbedarf ständig ansteigt

Für die chronische Unterversorgung der Patienten in der Transplantationsmedizin lassen sich neben der Problematik des Hirntodkonzeptes noch weitere Ursachen nennen, die in der Funktionsweise der Transplantationsmedizin selber liegen. Denn je erfolgreicher die Transplantationsmedizin ist, umso größer wird ihr Bedarf an Organen. Hier möchte ich einige systemimmanente Mechanismen hervorheben, die zu einer kontinuierlichen Steigerung des Organbedarfs führen.

Zum einen gilt die Organtransplantation bei zunehmend mehr Krankheiten als effektivste Therapie und ersetzt andere therapeutische Verfahren, wie beispielsweise bei akuten oder chronischen Lebererkrankungen. Die Warteliste für Lebertransplantationen hat sich deshalb von 1991 bis 2011 mehr als vervierfacht.

Zweitens muss man daran erinnern – auch das findet in der öffentlichen Diskussion kaum Beachtung – dass immer noch alle Organe (von nicht verwandten Spendern) früher oder später abgestoßen werden. Patienten, deren Organ abgestoßen wurde, kommen dann bevorzugt auf die Warteliste für ein neues Organ. Das heißt, die Re-Transplantationsrate steigt kontinuierlich an. Bei Nierentransplantationen führt das beispielsweise dazu, dass ein einziger Patient in seinem Leben vier und mehr Nieren erhalten kann. So nachvollziehbar dieses Verfahren aus einer ethischen Perspektive ist, der Gesamtbedarf an Organen wird dadurch vervielfacht. Drittens steigt auch die Anzahl von Multi-Organtransplantationen kontinuierlich an: Bei Patienten mit Typ-1-Diabetes beispielsweise werden häufig Bauchspeicheldrüse und Niere zusammen eingepflanzt, weil die Heilungschancen dadurch vergrößert werden.

Nicht zuletzt lassen sich organisatorische Gründe nennen, warum der Organbedarf kontinuierlich steigt. Transplantationskrankenhäuser müssen beispielsweise ein Mindestmaß an Transplantationen durchführen, um nicht die Berechtigung zu verlieren, transplantieren zu dürfen. Dass dabei nicht immer die geltenden Kriterien für die Dringlichkeit einer Transplantation beachtet werden, zeigen die jüngsten Skandale an den Münchner Kliniken rechts der Isar und Großhadern. Dort ermittelt die Staatsanwaltschaft gegen verantwortliche Transplanter, weil bei Patienten Lebertransplantationen vorgenommen wurden, die diese noch gar nicht gebraucht hätten. Zusammenfassend lässt sich also festhalten, dass der Organbedarf steigt je erfolgreicher bzw. je expansiver die Transplantationsmedizin ist. Die Schere zwischen Organangebot und -bedarf wird also immer weiter auseinandergehen. Und es wird immer neue Versuche geben, die Grenze zwischen Leben und Tod zu verschieben, um an lebensfrische Organe zu gelangen.

5. Beunruhigende Praxis: Wie in anderen Ländern Organe gewonnen werden

Wie diese Grenzschiebungen aussehen, lässt sich bereits an anderen Ländern beobachten. So erfolgt die

Entnahme lebenswichtiger Organe in Großbritannien bereits nach dem Hirnstammtod und nicht erst nach dem Ausfall des gesamten Gehirns. In Deutschland ist diese Praxis verboten, weil nicht gewährleistet werden kann, dass solche Patienten nicht doch noch über Bewusstsein verfügen. Patienten mit sogenanntem Locked-in-Syndrom beispielsweise sind zwar vollständig gelähmt, weil ein Teil des Stammhirns ausgefallen ist. Mit Hilfe technischer Unterstützung sind sie jedoch in der Lage, Fragen zu beantworten, zu lesen, fernzusehen usw. (Vgl. Geisler 2010: *Die Lebenden und die Toten*. In: *Universitas*, 65(763), 4-13).

Ein weiterer Versuch, die Grenze zwischen Leben und Tod nach vorne zu verlagern, ist die Organentnahme nach Herztod. Während sich diese Praxis in Deutschland, trotz mehrerer Versuche von Transplantationsorganisationen, sie hierzulande zu etablieren, bisher nicht durchsetzen konnte, wird sie in anderen Ländern des Eurotransplant-Verbundes, dem auch Deutschland angehört, seit langem praktiziert. In Österreich, Belgien, der Schweiz oder den Niederlanden sowie auch in den USA dürfen Organe bereits nach dem Herzstillstand entnommen werden. Das Problem ist hier jedoch nicht nur, dass bei solchen Non-heart-beating-donors, wie diese Patienten genannt werden, der Hirntod noch nicht eingetreten ist, sie also nach in Deutschland geltender Rechtslage noch nicht tot sind. Es stellt sich zudem die Frage, warum das Herz, das in einem anderen Patienten wiederbelebt werden soll und kann, im Körper des Spenders als tot gilt?

Begrifflich gelingt es, diese Widersprüchlichkeit zu fassen, in dem von einer „reversiblen Irreversibilität“ gesprochen wird, die zwischen Spender- und Empfängerkörper unterscheidet. Dass diese Trennung jedoch faktisch fragwürdig ist, belegt das „Maastrichter Protokoll“, das die Organentnahme nach Herztod seit 1995 in Europa regelt. Hier wurde die Wartezeit („no-touch-Phase“) bis zur Organentnahme auf 10 Minuten festgelegt. Danach kann dann mit der „In-Situ-Konditionierung“ des Spenderherzens begonnen werden, bis die Zustimmung der Angehörigen vorliegt: Der Körper, insbesondere die zu entnehmenden Organe, werden dann mit einer 15 Grad kalten Speziallösung durchspült und parallel dazu wird durch künstliche Beatmung und äußere Herzdruckmassage mit der Wiederbelebung des Herzens begonnen. Das heißt, das Herz des Spenders wird in dessen Körper für den Empfänger reanimiert.

Infrage kommen für die Organentnahme nach Herztod jedoch nicht nur Patienten, deren Herz aus Krankheits- oder Unfallgründen bereits stehen geblieben ist. Infrage kommen vielmehr auch schwerkranke lebende Patienten, mit einer infausten Prognose. Hier lässt sich dann das durchführen, was als „Controlled Death“ oder „Physician assisted Suicide“ bezeichnet wird und in den USA seit Beginn der 1990er Jahre und seit 2005 auch in Belgien praktiziert wird: Schwerkranke Patienten werden nach vorheriger Zustimmung im Operationssaal zu Tode gebracht, um ihnen unmittelbar danach die Organe zu entnehmen.

Aus Sicht der Transplantationsmedizin hat diese Methode sogar besondere Vorteile: Da alle zur Verpflanzung notwendigen medizinischen Untersuchungen der Organe noch zu Lebzeiten des Spenders durchgeführt werden können, kann man die Ischämiezeit der Organe sehr gering halten. (Vgl. Keller, Martina: „Carine, 43, lässt sich töten.“ In: *DIE ZEIT*, 20.10.2011, Nr. 43).

Während diese Praxis in Deutschland als Euthanasie gilt, wird sie in renom-

mierten ethischen Fachzeitschriften von international angesehenen Bioethikern, wie dem englischen Philosophen Julian Savulescu emphatisch als neue Quelle der Organgewinnung begrüßt. Wie auch das langjährige Mitglied des Ethikrates der Bundesärztekammer, Dieter Birnbacher, fordert er, die „tote-Spender-Regel“ aufzugeben, nach der Menschen erst tot sein müssen, bevor ihnen lebenswichtige Organe entnommen werden können. Anstatt trotz mangelnder empirischer Evidenz am Hirntodkonzept festzuhalten, sei vielmehr einzugestehen, dass es sich bei Hirntoten ohnehin um Sterbende handele und dass es somit seit Jahren weltweit gängige Praxis sei, sterbenden Menschen Organe zu entnehmen und ihr Leben dadurch zu beenden. „Euthanasia for Organ Donation“, wie Savulescu diese Praxis nennt, erscheint aus dieser Perspektive lediglich als eine folgerichtige Konsequenz und Fortführung der bisherigen Praxis.

Noch sind alle hier genannten Vorschläge zur Organgewinnung (nach Hirnstammtod, nach Herztod und durch ärztliche Sterbehilfe) in Deutschland jedoch verboten und auch die Bundesärztekammer versicherte 2011, dass „Töten nicht in das Handwerk von Ärztinnen und Ärzten gehöre“. Es sei vielmehr für das Vertrauensverhältnis zwischen Ärzten und Patienten unverzichtbar, dass ein Patient sich darauf verlassen könne, nur zu seinem eigenen

Ein weiterer Versuch, die Grenze zwischen Leben und Tod nach vorne zu verlagern, ist die Organentnahme nach Herztod.

Nutzen therapiert zu werden und nicht zum Nutzen Dritter. Denn eines lässt sich für alle hier genannten Vorschläge zusammenfassend sagen: Ob mit Zustimmung oder ohne, sie intendieren die Verwertung sterbender und schwerstkranker Menschen zur Organgewinnung für Dritte.

6. Fazit: Der Organbedarf muss gesenkt und Alternativen zur Transplantationsmedizin müssen gefördert werden

Als Fazit des bisher Gesagten lässt sich nun festhalten, dass es eine systematische Unter- und Fehlversorgung der Patienten in der Transplantationsmedizin gibt, die nicht aus der mangelnden Spendebereitschaft der Bevölkerung resultiert, sondern im System selber angelegt ist. Wenn die Transplantationsmedizin weiter expandiert, wird der Organbedarf weiter steigen und es wird niemals ausreichend Organe für alle Bedürftigen geben, weil es gar nicht so viele Hirntote gibt. Folglich wird es immer neue Versuche geben, lebensfrische Organe von gesunden Menschen (Lebensspende), von Schwerstkranken und von Sterbenden zu gewinnen – vom illegalen oder, wie in Iran, legalen Organhandel ganz zu schweigen. Die ausschließliche Konzentration auf die Erhöhung der Spendebereitschaft – in der öffentlichen Debatte sowie im neuen Gesetz – verschleiert dieses grundlegende Problem. Mehr noch, das unhinterfragte „immer-weiter-so“, das in der derzeitigen Politik angelegt ist, verhindert, dass sachlich über alternative Lösungen nachgedacht wird.

Anstatt immer mehr Ressourcen in die Transplantationsmedizin zu stecken, ohne zu fragen, ob diese Medizin ihre Patienten überhaupt versorgen kann,

wäre es vielmehr notwendig, *den Organbedarf zu senken und alternative Therapien zu fördern*. Maßnahmen könnten hier sehr breit ansetzen, sowohl auf Seiten der Prävention wie auch auf Seiten der Kuration. Denn einerseits sind viele Krankheiten, die heute durch Organersatz therapiert werden, auf Zivilisationskrankheiten zurück zu führen, wie Diabetes, Adipositas, Herz-Kreislaufkrankungen, Suchtkrankheiten usw. Maßnahmen zur Vermeidung dieser Grunderkrankungen könnten sowohl gesundheits-, arbeits- und sozialpolitisch ansetzen, indem die Lebens-, Arbeits- und Umweltbedingungen verbessert werden, als auch am Verhalten der Individuen selber. Darüber hinaus entstehen Organschäden oftmals durch die schädigenden Nebenwirkungen von Medikamenten, was besonders für chronisch kranke Patienten, wie beispielsweise Rheumapatienten, ein großes Problem ist. Hier wäre zu fordern, dass nicht politische Regulierungen, wie Rabattverträge (also der Preis), sondern die Verträglichkeit das Kriterium der Verschreibung sein müsste.

Langfristig lassen sich so jedoch sehr wohl Therapien entwickeln, die nicht die Verwertung anderer Menschen voraussetzen.

Auf Seiten der Kuration ließe sich ebenfalls breit ansetzen, denn der Organersatz ist keineswegs die einzige Therapieform, die der modernen Medizin zur Verfügung steht. Zum einen wären alternative (bio-)technologische Therapien zu fördern, wie Kunstherzforschung, Tissue Engineering u. a. Zum anderen wären pharmakologische sowie auch komplementär- und alternativmedizinisch (CAM) Therapien zu fördern, die nicht auf den Ersatz von Organen setzen, sondern die (Selbst-)Heilung des Körpers intendieren. Welche Möglichkeiten es hier gibt, wäre in einem breiten Expertendiskurs zu eruieren, der neben Medizin, Pharmaindustrie und Patientenverbänden auch Gesundheits- und Pflegewissenschaftler sowie Arbeits- und Sozialpolitiker umfassen müsste und beispielsweise als „konzertierte Aktion im Gesundheitswesen“ konzipiert werden könnte.

Nicht zuletzt wäre zu fordern, die Organtransplantation den gleichen Qualitätskontrollen zu unterziehen, wie andere medizinische Therapien auch, und sie bspw. durch das „Institut für Qualität und Wirtschaftlichkeit im Gesundheitswesen“ (IQuWiG) oder das „Büro für Technikfolgenabschätzung im Bundestag“ (TAB) oder andere evaluieren zu lassen. Denn jede technische Innovation außerhalb des Gesundheitssystems, die so viele Ineffizienzen aufweist und eine solche schlechte Prognose hätte, die ihr gestellten Probleme langfristig auch zu lösen, wie die Transplantationsmedizin, würde sofort vom Markt genommen. Angesichts der globalen Ausrichtung der Transplantationsmedizin und mangels alternativer Therapien ist das zwar heute noch nicht möglich. Langfristig lassen sich so jedoch sehr wohl Therapien entwickeln, die nicht die Verwertung anderer Menschen voraussetzen. Die Transplantationsmedizin wäre bis dahin als „Brückentechnologie“ zu betrachten, die sukzessive durch andere Verfahren ersetzt wird. □

Die theologisch-ethische Dimension der Transplantationsmedizin im Kontext der aktuellen Diskussion

Konrad Hilpert

I. Die ethische Dimension

Organtransplantationen sind keineswegs nur unter medizinischem Blickwinkel eine hochkomplexe und anspruchsvolle Angelegenheit. Vielmehr werfen sie auch weitreichende ethische Fragen auf. Das hat zunächst einmal mit der Tatsache zu tun, dass die Organtransplantation ein Verfahren ist, das aus zwei Teilvorgängen besteht – nämlich Spende und Empfang, die unter Vermittlung der dafür zuständigen Institutionen aufeinander abgestimmt werden müssen. Die Heilung bzw. die Linderung des Leidens *eines* Menschen hängt mit anderen Worten davon ab, dass ein *anderer* Mensch einen Teil seines Körpers hergibt und dem Empfänger – bei der Lebendspende unmittelbar, bei der postmortalen Spende anonym – spendet. Dies wirft zunächst Fragen auf wie die, wieweit der Körper Teil unseres Ichs bzw. des Ichs des Anderen ist. Oder die, wem eigentlich unser Leib gehört, und ferner auch die, was wir von anderen annehmen können und dürfen und was wir erwarten dürfen. Schließlich: Wie können wir mit dem verpflanzten Teil eines fremden Menschen so umgehen, dass er ein Teil unseres eigenen wird? Dies alles sind Fragen, die v. a. den *Empfänger* betreffen.

Ein zweiter ethischer Fragenkreis ergibt sich im Blick auf den *Spender*: Die Entnahme eines Organs ist im Unterschied zu allen anderen medizinischen Interventionen kein Heileingriff. Also widerspricht eine solche Entnahme beim Lebenden eigentlich dem Grundsatz, dass ein Eingriff nur dann erlaubt ist, wenn er zum Nutzen des Betroffenen geschieht. Beim Toten aber kann der Eingriff zumindest dem Grundsatz der Pietät widersprechen. Unter welchen Bedingungen darf der Nutzen für den Empfänger, der zweifellos gegeben ist, diese grundlegenden Regeln aufwiegen? Und welche Rolle darf oder muss dabei der Respekt vor der Autonomie des Spenders spielen? Und wie könnte auch dann der Schaden für den Spender minimiert werden?

Schließlich besteht ein massives Missverhältnis zwischen dem Bedarf an Transplantations-„gut“ und dem zur Verfügung stehenden Angebot an Spenderorganen. Wo immer jedoch ein Gut knapp ist, stellt sich zunächst die Frage, ob dieser Knappheit durch eine Vermehrung des Aufkommens abgeholfen werden kann. Wenn dies aber nicht möglich ist, stellt sich die Frage nach der *Verteilungsgerechtigkeit* des knappen Gutes. Dies ist der dritte ethische Fragenkreis: Nach welchen Kriterien soll die Verteilung erfolgen, wenn sie dem Prinzip der Gerechtigkeit entsprechen soll?

Das sind die drei ethischen Fragenkreise, denen auch die Fragen, die in den aktuellen Diskussionen gestellt werden, zugeordnet werden können.

II. Aktuelle Probleme

Es kann niemand verborgen geblieben sein, dass das Transplantationswesen in Deutschland seit geraumer Zeit in der Kritik steht.

Den Anfang machten mehrere Bundesländer, die im Mai 2011 einen Vorstoß für eine gesetzliche Neuregelung



Prof. Dr. Konrad Hilpert, Professor für Moralthologie an der LMU München

der Organspenden unternommen haben. Ziel dieser Initiative war es, die Versorgung mit Spenderorganen zu steigern. Hintergrund war das Bekanntwerden von Zahlen, dass Deutschland bei der Quote der Organspender im europaweiten Vergleich nur einen hinteren Platz einnimmt und von den etwa zwölfhunderttausend registrierten Menschen, die auf ein Spenderorgan warteten, jeder dritte – das sind pro Jahr etwa 1.000 Menschen – sterben, bevor sie die rettende Transplantation erhalten können. Das sind zunächst einmal Zahlen, aber hinter den Zahlen stehen genauso viele Schicksale von Menschen – auch Jugendlicher und Kinder –, die Tag für Tag unter eingeschränkten Bedingungen leben müssen, die sich die meisten von uns gar nicht vorstellen können. Mit „schuld“ an dieser Lage sei die seit 1997 in Deutschland gesetzlich vorgeschriebene Zustimmungsregelung, die ganz auf den moralischen Appell an den Bürger setzt, sich einen Organspendeausweis zuzulegen. Den Hinweis darauf, dass einer der Gründe für den Organmangel in der „Nicht-Ausschöpfung des Spendepotenzials“ liege, hatte bereits der Nationale Ethikrat in einer Stellungnahme aus dem Jahr 2007 gegeben. Die politischen Bemühungen, die Zahl der Organspenden zu erhöhen, führten dann im Mai 2012 zu einem parteiübergreifenden Beschluss des Deutschen Bundestags, das Transplantationsgesetz mit Wirkung vom 1.8.2012 dahingehend zu verändern, dass jeder Bürger ab 16 Jahren alle zwei Jahre von seiner Krankenversicherung eine Aufforderung erhalten solle, seine Bereitschaft zur Organspende zu „erklären“. Wie weit diese sog. Erklärungsregelung ein geeignetes Instrument ist, den Mangel an Spenderorganen zu beheben oder wenigstens zu lindern, muss die Zukunft erst erweisen.

In der Zwischenzeit ist noch eine andere Debatte aufgekommen, die eine längere Vorgeschichte hat, aber seit Jahren als längst erledigt galt, nämlich die Frage, ob die in den meisten Transplantationsgesetzen als Voraussetzung für

die Entnahme lebenswichtiger Organe genannte Feststellung des sog. Hirntods bedeutet, dass der betreffende Mensch dann auch wirklich tot ist. Das ist beileibe keine bloß theoretische, sondern eine wichtige praktische Frage; denn wer sich bereit erklärt, Organe von sich zu spenden, möchte sichergehen, dass er bei der Entnahme auch wirklich tot ist. Zweifel daran, ob der Hirntod die Feststellung des eingetretenen Todes erlaube, hat es immer wieder gegeben, aber es blieben Einzelstimmen, deren Bedenken sich teils mit dem Hinweis auf den Umfang der in Deutschland vorgeschriebenen Diagnostiken, teils mit der Aufklärung über den Unterschied zwischen Hirntod und Wachkoma entkräften ließen. Mehr Irritation von der durch Fernsehfilme einer breiteren Öffentlichkeit bewusst gewordenen Diskrepanz zwischen der Erwartung, wie ein Toter üblicherweise aussieht, und der tatsächlichen Wahrnehmung von hirntoten Menschen aus, erst recht nachdem es in einigen, wenn auch nur seltenen Fällen vorgekommen war, dass Schwangerschaften in einer hirntoten Mutter über Wochen hinweg fortgeführt werden konnten. Starke Beachtung fanden die Argumente einzelner Neurologen, die die Rechtfertigung für die Diagnose Hirntod als Voraussetzung für die Organentnahme zentrale These hinterfragten, dass mit dem Tod des Gehirns die „Schaltzentrale“, die die verschiedenen Regelkreise des Organismus zu einem Ganzen integriert, ausgefallen sei, so dass der Tod des Gehirns mit dem Tod der Person gleichzusetzen sei. Diese Bedenken bekamen ein stärkeres Gewicht, seit sie in einem Memorandum des von US-Präsident Bush berufenen President's Council of Bio-ethics von 2008 („Controversies in the determination of death“) Berücksichtigung fanden. ProLife-Aktivistinnen haben sie sich weltweit zu eigen gemacht, dabei freilich meist verschwiegen, dass der Bericht sich gar nicht gegen die Hirntodpraxis als solche ausgesprochen hat, sondern nur dafür plädierte, diese angesichts des neu gewonnenen Wissens besser – im Sinne von genauer – zu begründen.

Meines Erachtens muss man sich im Blick auf diese Diskussion zunächst folgenden Sachverhalt klarmachen: Was der Tod in sich ist und wann exakt er



Prof. Dr. Georg Marckmann vom Institut für Ethik, Geschichte und Theorie der Medizin der LMU, wirkte als Mitveranstalter und Ideengeber beim Forum. Er gab zu Beginn auch eine Einführung in das Thema.



Professor Hermann Hepp griff auch in die Diskussion ein.

eintritt, lässt sich medizinisch und naturwissenschaftlich nicht sagen. Die Feststellung des Hirntods ist streng genommen nichts anderes als ein physiologischer Indikator und ein empirisches Kriterium für den eingetretenen Tod des Menschen. Allerdings ist das der Herzkreislauf-Tod, der über Jahrtausende hinweg mit dem Ende des Lebens gleichgesetzt und als Trennung der Seele vom Leib gedeutet wurde, eben auch.

Eine andere Frage ist, wie plausibel der gewählte Indikator ist und wie sicher sein Vorliegen festgestellt werden kann. Und da bestand bislang eine hohe Übereinstimmung, wie sie auch in die geltenden Richtlinien der Bundesärztekammer Eingang gefunden hat, nämlich dass der Nachweis des irreversiblen Funktionsausfalls des Gehirns in allen drei Arealen (Großhirn, Kleinhirn, Hirnstamm) das sicherste Zeichen für den eingetretenen Tod des Menschen ist. Selbst wenn man im Licht der jüngeren Einwände bezweifeln mag, dass die Funktion des Gehirns im Hirntod-Konzept überschätzt und der Beitrag anderer Organe zur Aufrechterhaltung

des Gesamtorganismus unterschätzt ist, bleibt es eine Tatsache, dass der Ausfall des Gehirns beim Hirntod auch nicht durch maschinelle Unterstützung von außen rückgängig gemacht werden kann sowie dass der Körper eines Hirntoten die noch verbleibenden Vitalfunktionen nicht aus eigener Spontaneität und Kraft aufrechterhalten kann. Insofern mag jemand dem Hirntod-Kriterium für seine Person, die Anerkennung versagen; es aber als „Mogelpackung“ öffentlich zu diskreditieren, rechtfertigen diese Bedenken nicht.

Fast zeitgleich, aber ohne erkennbaren sachlichen Zusammenhang mit der Diskussion um eine eindeutige Spenderegelung und um das Hirntod-Konzept, entstand noch ein dritter Diskurs, nämlich derjenige über die Angemessenheit der etablierten transplantationsmedizinischen Entscheidungsprozesse. Zunächst ging es nur um Vorwürfe gegen Vorstände der Deutschen Stiftung Organtransplantation und die Frage, ob der Staat in diesem sensiblen Bereich nicht eine stärkere Kontrollfunktion ausüben müsse. Schließlich gehe es

bei der Organspende um nicht weniger als um „die Verteilung von Lebenschancen“ (Wolfgang Höfling). Dass die Gefahren in diesem Feld nicht nur fiktive sind, machten dann aber die seit Juli 2012 bekannt gewordenen und vielfach als Organspendeskandal chiffrierten Unregelmäßigkeiten an den Universitätskliniken in Göttingen, Regensburg, Leipzig und wohl auch München offenkundig. Ethisch besteht der Kern dieser Unregelmäßigkeiten darin, dass Krankendaten gefälscht wurden, um bestimmten Patienten (es geht immerhin um einige Duzend) schneller das benötigte Spenderorgan zuteilen zu können, als dies von ihrem Platz auf der Warteliste her möglich gewesen wäre. Das bedeutet dann für die, die eigentlich an der Reihe sind, längeres Warten müssen und möglicherweise sogar den Tod. Solches Handeln ist Betrug und erschüttert obendrein das öffentliche Vertrauen in das Verteilungssystem insgesamt, das doch nur ein einziges Ziel hat, nämlich zu gewährleisten, dass die Verteilung der knappen Spendeorgane gerecht erfolgt und das heißt in diesem Fall vor allem: ohne Ansehen der Person und ohne Aussicht auf Geld. Gerade deshalb müsste man sich bei einer Verbesserung der Strukturen der Entscheidung nicht nur auf die Verschärfung von Strafandrohungen verständigen, sondern auch ein Auge darauf werfen, wo überall im System falsche Anreize bestehen (Kostendruck, Prämien, Fallzahlen, Konkurrenz mit anderen Kliniken, Prestige und ähnliches mehr).

III. Theologisches

Seitdem Organtransplantationen als eine realistische Option erschienen, waren sie auch Gegenstand intensiver theologischer Reflexion. Diese Reflexion galt v. a. der ethischen Bewertung der Organspende. Entgegen anfänglicher Bedenken nämlich wurde sie seit den späten 1960er Jahren als eine Form von Nächstenliebe und von Solidarität mit Schwerkranken verstanden. An dieser Auffassung hat sich seither nichts verändert, und sie erfährt wiederholt Bekräftigungen durch hochrangige kirchliche Dokumente. Was heute vielleicht an neuen Aufgaben hinzugekommen ist und sich auch in den aktuellen Diskussionen als Notwendigkeit abzeichnet, sind drei Dinge, die ich aber nur schlagwortartig andeuten kann,

nämlich **erstens** die Erhaltung des Gespürs dafür, dass es beim Spender nicht nur um die Bergung von wertvollem menschlichen Material geht, sondern um das Vermächtnis eines Menschen, dessen Würde auch im Tod zu achten und mit dem pietätvoll (bis in den Sprachgebrauch hinein) umzugehen ist;

zweitens die Ehrlichkeit und Demut, nicht nur Erfolg und die vergrößerten Machbarkeitsspielräume der Hightech-Medizin zu thematisieren, sondern auch die eigenen und fremden Grenzen, die Ängste und Abhängigkeiten und die Möglichkeit zu scheitern;

und **drittens** schließlich die seelsorgliche Begleitung der Angehörigen des Spenders wie auch der Transplantierten selber, die sich auch aufgrund der Transplantation und nach ihr vor vielfältige Fragen gestellt fühlen können. Als diesbezügliche Fragen könnten vor allem die nach der eigenen Endlichkeit, nach dem Leben mit Fremdem in Eigenem und nach dem Grund des Überlebensdankes dank der Spende eines Anderen auftauchen. □

Presse

Organtransplantation

Süddeutsche Zeitung

7. März 2013 – Die Versuchung ist unbestritten da. Für Mediziner handelt es sich nur um einen kleinen Handgriff und schon erscheint ein Patient kränker, als er eigentlich ist. Dann rückt er auf der Warteliste nach oben, erhält eher ein Spenderorgan und hat damit größere Überlebenschancen. Manche der Manipulationen im deutschen Transplantationsskandal seien gewiss aus guten Motiven erfolgt, meint Ruth Rissing-van Saan, Leiterin der „Vertrauensstelle Transplantationsmedizin“ bei der Bundesärztekammer. Doch allein an das Gute will sie nicht glauben. Zugleich nämlich sicherten sich Mediziner ihren Arbeitsplatz und bessere Karrierechancen, sagte sie beim SZ-Gesundheitsforum, das gemeinsam mit der Katholischen Akademie in Bayern und der Universität München als Abschluss einer vom Bundesforschungsministerium geförderten Klausurwoche zur Organtransplantation ausgerichtet wurde. Zudem verstießen die Ärzte gegen das Gesetz.

Als Konsequenz aus den Manipulationen an deutschen Transplantationszentren, zunächst in Göttingen, dann in Regensburg, am Münchner Klinikum rechts der Isar und in Leipzig fordert sie regelmäßige und überraschende Kontrollen der Einrichtungen. Dass diese nötig sind, zeigt die knapp viermonatige Arbeit ihrer Vertrauensstelle: Einige Anzeigen zu weiteren Verdachtsfällen seien bereits bei ihr eingegangen. Und es hätten sich viele Bürger gemeldet, die verunsichert seien. Die Transplantationsmedizin hat das Vertrauen verspielt.

Das offenbart allein schon ein Blick auf die Statistiken. Zuletzt ist die Zahl der Organspenden dramatisch gesunken. 1046 Spender verzeichnete die Deutsche Stiftung Organtransplantation im Jahr 2012 und damit den niedrigsten Stand seit 2002. Im Jahr 2011 hatten noch 1200 Menschen nach ihrem Tod ihre Organe gespendet. Bezeichnend ist auch: Der Rückgang war am deutlichsten in der zweiten Jahreshälfte nach Bekanntwerden der Manipulationen an deutschen Transplantationszentren. Dort sollen Mediziner Werte ihrer Patienten so manipuliert haben, dass diese schneller ein Organ bekamen. Andere wiederum, denen das Organ eigentlich zugestanden hätte, blieben unversorgt. Die zentrale Frage auf dem SZ-Gesundheitsforum in München lautete daher: Wie kann das Vertrauen wieder zurück gewonnen werden? Eine Bestrafung der Täter wird dafür nicht ausreichen. Darin waren sich die Referenten einig. Vielmehr ist eine grundlegende Reform der Strukturen nötig. Mehr Transparenz und Aufklärung, stärkere Kontrollen und eine bessere Ausbildung der Mediziner könnten das Image der Transplantationsmedizin aufpolieren. Aber die Experten nehmen auch jede Illusion: Genug Organe für alle Wartenden wird es kaum geben. *Melanie Staudinger*



Auch viele junge Zuhörer kamen zum Gesundheitsforum der Süddeutschen Zeitung in die Akademie.

Weniger ist besser. Essen – was, wann, wie viel?

Ein Dialog zur Fastenzeit

Die Fastenzeit, bei der die Besinnung auf das Maßhalten und die generelle Wertschätzung von Lebensmitteln eine wichtige Rolle spielen, war der Anlass, unser Essverhalten auf den Prüfstand zu stellen. Die Veranstaltung „Weniger ist besser. Essen – was, wann, wie viel?“, die am 19. Februar 2013 in der Katholischen Akademie Bayern statt-

fand, war schon lange geplant, als sie durch das Bekanntwerden des Skandals um nicht deklariertes, mit Medikamenten verunreinigtes Pferdefleisch in Fertiggessen eine ungeahnte Aktualität bekam. Fachleute beleuchteten das Thema aus unterschiedlichen Richtungen. Lesen Sie die überarbeiteten Statements.

Notwendig ist ein waches Bewusstsein

Franz Ehrnsperger

I.

Weniger – Fastenzeit – Verzicht ... das riecht ziemlich nach Unfreiheit, Einschränkung, Opfer bringen ... Und das noch dazu beim Essen! Schließlich sorgen zwischen 50 000 und 70 000 Lebensmittelgeschäfte in Deutschland dafür, dass der Verbraucher alles für seine Ernährung bekommt, was sein Herz begehrt. Und das zu günstigen Preisen. Da muss man doch zugreifen! Immer billigere Lebensmittel und ein Überangebot begünstigen allerdings auch einen ungesunden Lebensstil, der ernährungsbedingte Krankheiten kontinuierlich ansteigen lässt.

Ich möchte heute weniger den gesundheitlichen als den ökologischen und ökonomischen Aspekt dieses Themas beleuchten. Wie geht es hinter den Kulissen dieses Schlaraffenlandes zu, in dem mehr, schneller, höher, weiter, größer, billiger die Maxime zu sein scheint? Unter dem Motto: „Geiz ist geil“ und „ich bin doch nicht blöd“ begibt sich Otto-Normal-Verbraucher



Dr. Franz Ehrnsperger,
Chef der Neumarkter Lammsbräu.

Ich möchte heute weniger den gesundheitlichen als den ökologischen und ökonomischen Aspekt dieses Themas beleuchten.

auch im Lebensmittelbereich täglich auf Schnäppchenjagd. Für diese Schnäppchen und dafür, dass wir uns täglich bequem mit Fleisch, Wurst, Fisch und Lebensmitteln aus aller Welt zu Billigpreisen und in großen Mengen versorgen können, zahlen andere den Preis:

- Den Preis zahlen Tiere, die in unwürdigsten, qualvollen Bedingungen ihr kurzes Leben fristen, damit wir täglich Fleisch zu Billigpreisen essen können.
- Den Preis zahlen Millionen von Menschen, die an Hunger sterben, weil ihre Getreideressourcen an Tiere verfüttert werden, die wir dann genüsslich verspeisen. (für 1 kg Fleisch braucht man bis zu 16 kg Getreide!)
- Den Preis zahlen Kinder, die von ihren in Armut lebenden Eltern an Plantagenbesitzer als Sklaven verkauft werden, wo sie bis zur oftmals tödlichen Erschöpfung schufteten müssen, damit

wir preiswert Schokolade und Kaffee haben können.

- Den Preis zahlen Landarbeiter in sog. Entwicklungsländern, die ungeschützt in den Plantagen den Giftspritzen mit Pflanzenschutzmitteln ausgesetzt sind und davon unfruchtbar und krank werden.
- Den Preis zahlen Tiere, die auf möglichst hohes Gewicht in möglichst kurzer Zeit hin gezüchtet, gemästet und mit Hormonen und Antibiotika gespritzt werden, bis sie vor Übergewicht und Unförmigkeit nicht mehr stehen und gehen können. Die Brustmuskulatur eines 8 Wochen alten Huhns ist heutzutage siebenmal schwerer als vor 25 Jahren!
- Den Preis zahlen mit Antibiotika und Hormonen vollgepumpte Tiere, die auf dem oft langen, qualvollen Weg zur Schlachtbank zum ersten und einzigen Mal in ihrem kurzen, schrecklichen Dasein die Sonne sehen. (Die Angst und Panik, die diese Tiere durchleben sitzt in jeder ihrer Zellen. Das essen wir Menschen mit. Es gibt Wissenschaftler, die die enorme Zunahme von Depressionen und Panikattacken in der Bevölkerung damit in Verbindung bringen!)
- Den Preis zahlen Pflanzen, die niemals mit einem Körnchen Erde in Kontakt kommen, von Styropor gehalten auf künstlichen Substraten wachsen, eingeschlossen in riesigen Tunneln von Foliengewächshäusern und nur mit viel Pflanzengift überlebensfähig.
- Den Preis zahlen letztlich unsere nachfolgenden Generationen mit ausgeaugten Böden, verarmter Landschaft, verunreinigtem Wasser, zerstörter Natur, verschwundenen Pflanzen- und Tierarten.

• Sie alle bezahlen den Preis, damit wir billige Lebensmittel einkaufen können.

• Billig ist hier teuer bezahlt!

1950 haben die Deutschen noch 40 % ihres Netto-Einkommens für Lebensmittel ausgegeben, heute sind es nur noch 14 %! Der Parkplatz in der Großstadt ist oft teurer, als das Kilo Schweinekotelett. Was wäre, wenn wir dafür wenigstens dankbar wären und unser Schlaraffenland schätzen würden? Aber es ist ja billig, da kann man schon mal vom Sonderangebot mehr mitnehmen. Wenn's nicht gegessen wird, wirft man es weg – war ja nicht teuer. Jährlich landen allein in Deutschland 10 Millionen Tonnen Lebensmittel auf dem Müll. Essen im Wert von fast 22 Milliarden Euro. Von den Lebensmitteln, die in Europa weggeworfen werden, könnte man zweimal die hungrende Welt ernähren!

Nicht die Industrie und nicht die Politik tragen in erster Linie die Verantwortung für diese Entwicklung. Es sind Wir, die Konsumenten! Der Verbraucher bestimmt durch seine Nachfrage das Angebot und pfeift auf Öko, wenn das andere billiger ist. Und dann wundern wir uns, wenn Schlachtabfälle, Gammelfleisch und Gammelbrot auf unseren Tellern landen? Wir Verbraucher müssen ein Bewusstsein entwickeln für unsere Manipulierbarkeit einerseits und unsere Macht andererseits.

II.

Und da, scheint mir, liegt bereits ein Umdenken in der Luft, was den bloßen Konsum angeht, ein Paradigmenwechsel in vielen Bereichen. „Die Zukunft gehört anderen Werten“, meint der Zukunftsforscher Prof. Dr. Eckard Minx:

„Besser, gesünder, gerechter. Ein bewusster Konsum führt dazu, dass es dem Einzelnen, seinem Land, letztlich der ganzen Welt besser geht. Dass wir ein bisschen gesünder leben, ein bisschen fairer mit unseren Mitmenschen und Mitgeschöpfen umgehen, ein bisschen mehr von den Schätzen der Natur unseren Kindern und Enkelkindern hinterlassen. Das Ziel der Kaufentscheidung darf nicht mehr sein: kann ich mir das jetzt leisten, oder will ich das haben? Sondern: Brauche ich das jetzt eigentlich?“

Wenn wir solche Werte zugrunde legen, ist Verzicht kein Schimpfwort mehr. Ein maßvoller Umgang mit den Ressourcen und Gütern dieser Erde ist überlebensnotwendig nicht nur für uns persönlich, sondern für unsere Kinder und die nachfolgenden Generationen und für den gesamten Planeten Erde. Unsere Gesundheit profitiert noch dazu. Was wäre aus ökologischer und ökonomischer Sicht zu tun, um mit den Werten „besser, gesünder, gerechter“ unsere Ernährungs-Zukunft zu gestalten?

Ökologisch, regional, saisonal, fair trade einkaufen und nur die Mengen, die Sie wirklich brauchen. Den Fleischkonsum reduzieren, dafür Qualität aus artgerechter Tierhaltung kaufen. So ist weniger besser und das ohne Verzicht, dafür mit großem Vorteil für Gesundheit und Wohlbefinden.

1950 haben die Deutschen noch 40 % ihres Netto-Einkommens für Lebensmittel ausgegeben, heute sind es nur noch 14 %!

Wie würden wir mit so kostbarem Essen umgehen? Würden wir es reinschlingen, wie die Fertiggizza vom Discounter, oder würden wir dieses wertvolle Essen in Ruhe, Dankbarkeit und mit Genuss zelebrieren, wie ein teures Glas Wein? Würden wir die Reste dieses wertvollen Essens in den Abfall werfen, oder mit Phantasie oder Tipps aus dem Internet zu einer kleinen, leckeren Mahlzeit für den nächsten Tag aufwerten?

Bio-Lebensmittel sind Ihnen zu teuer? Würden die Kosten für die durch unsere industrialisierten Billig-Lebensmittel verursachten Klimaschäden, Biodiversitätsverluste, Bodendegradation, Wasservergiftung und Bienensterben an der Ladenkasse fällig werden, müssten wir beim Einkaufen viel, viel tiefer in die Tasche greifen.

„Wir werden uns in Zukunft ökologisch ernähren oder gar nicht mehr“ schreibt Prinz Felix zu Löwenstein in seinem hervorragenden Buch: „Food crash“. Ich wünsche mir, dass die Verbraucher die Manipulationen durchschauen, die nur ihre niederen Instinkte von Gier und Geiz nutzen, um sie in Abhängigkeiten zu führen. Ist es ein Zufall, dass die Antreiber der ausbeuterischen Nahrungsmittelproduktion und somit die Anbieter der billigsten Lebensmittel zu den reichsten Menschen dieser Erde gehören? Dazu braucht es ein waches Bewusstsein und aktives Interesse an Informationen dieser Art. Das macht aus manipulierbaren Verbrauchern machtvolle Verbraucher. □

Industrielle Landwirtschaft, Ernährungswohlstand und organisierte Verantwortungslosigkeit

Niko Paech

I.

Der seit Beginn des Industriezeitalters enorm gewachsene materielle Wohlstand spiegelt sich in modernen Erzählungen wieder, die sich um technischen Fortschritt, Wissensgenerierung, die Effizienzigenschaften des Marktmechanismus und vor allem industrielle Spezialisierung ranken. Letztere erlaubt die Abschöpfung komparativer Kostenvorteile und deren Umwandlung in zusätzlichen Output. Entscheidend ist dabei der Grad an räumlicher und funktionaler Arbeitsteilung. Das sich daraus ergebende Transformationsmuster wird zumeist folgendermaßen erklärt: Wenn eine bestimmte Versorgungsleistung in möglichst viele isolierte Teilprozesse zerlegt wird, auf die sich einzelne Unternehmen entsprechend ihrer jeweiligen Kompetenzen, Ressourcenausstattung oder Größenvorteile konzentrieren, kann insgesamt mehr produziert werden als im vorherigen Autarkiezustand.

Mit zunehmender Ortsungebundenheit und Flexibilität der separierten Produktionsstufen können diese geographisch je nach Kosten- oder Qualitätsvorteilen verlagert werden. Dabei sorgt das Tausch- und Koordinationsmedium Geld dafür, dass alle zerlegbaren Teilprozesse und Ressourcen in „die fruchtbarere Hand“ gelangen, um „ein Maximum des in ihnen latenten Wertes zu entbinden“ (Simmel 1900, S. 306.).

Die entgrenzte Industrialisierung hat auch den Ernährungssektor durchdrungen. Darüber kann die parallele Existenz des ökologischen Landbaus nicht hinwegtäuschen. Dessen quantitative Ausprägung hat die konventionelle Landwirtschaft nirgends zurückdrängen, geschweige denn an weiteren Industrialisierungsschüben hindern können. Zudem unterliegt die Produktion zertifizierter Bio-Nahrungsmittel



Prof. Dr. Niko Paech, Professor am Lehrstuhl für Produktion und Umwelt an der Universität Oldenburg

selbst einer zunehmenden Tendenz zur räumlich entgrenzten Arbeitsteilung und Vermarktung.

Das Leitbild eines Ernährungswohlstandes, an dem sich die EU-Landwirtschaftspolitik bzw. Subventionsstrategie orientiert, erstreckt sich auf folgende Ebene: (1) Minimale Preise für jegliche Nahrungsmittel, (2) maximale Auswahl an Nahrungsmitteln, die überall und jederzeit, somit losgelöst von jahreszeitlichen Rhythmen und räumlichen Gegebenheiten verfügbar sind, (3) Convenience in Form hochgradig (vor-)verarbeiteter Nahrungsmittel, so dass sie ohne eigenen Aufwand an Zeit und Kompetenz konsumiert werden können, (4) eine Service-Orientierung in

Form von Gastronomie, Fastfood, (mobilem) Catering und Automatisierung und (5) funktionsorientierte Nahrungsmittel, die mit Wellness, Fitness und Gesundheit assoziiert werden.

II.

Die Konsequenzen dieses Fremdversorgungssystems werden seit langem, wenngleich nahezu folgenlos, auf unterschiedlichen Ebenen diskutiert, nämlich als

- Zerstörung ökologischer Ressourcen und Landschaften,
- Entwertung von Nahrungsmitteln, so dass ein zunehmender Anteil davon entsorgt wird (gemäß aktueller Schätzungen werden etwa 50 Prozent aller Nahrungsprodukte dem Abfall zugeführt),
- systematisch abnehmende Qualität infolge industrieller Verarbeitung und nicht artgerechter Tierhaltung,
- zunehmende Vulnerabilität der Versorgung aufgrund der Abhängigkeit von Transporten, Logistikinfrastrukturen und fossilen Ressourcen; zudem impliziert der hohe Grad an Fremdversorgung, dass Verbraucher die Befähigung zur Selbstversorgung und eigenständigen Nahrungsmittelverarbeitung bzw. -zubereitung verlieren,
- latentes Risiko vorsätzlicher oder fahrlässiger Verletzungen von Gesundheits-, Reinheits-, Hygiene-, Umwelt- oder Verbraucherschutzregelungen.

Der zuletzt genannte Aspekt tritt regelmäßig durch unterschiedlichste Nahrungsmittelskandale in Erscheinung. Medien, Politik und Öffentlichkeit reagieren darauf, indem sie stärkere Kontrollen, neue Verbraucherschutzinstitutionen oder -gesetze fordern. Aber diese Forderungen können nur ins Leere laufen, weil sie nicht ursachenadäquat sind, sondern ein Versorgungssystem legitimieren, dessen organisierte Verantwortungslosigkeit unvermeidlich ist. Wenn die Produktion einer Ware in viele Einzelprozesse zerlegt wird, um die betriebswirtschaftliche Effizienz zu steigern, entsteht eine Kette spezialisierter und eigenständiger Organisationen. Die räumliche und funktionale Ausdifferenzierung führt dazu, dass die Verantwortung für den Gesamtprozess auf so viele Zuständigkeiten verteilt

wird, dass sie damit gleichsam ausgelöscht wird. Jeder Akteur, der innerhalb komplexer Prozessketten lediglich einen Teilaspekt bearbeitet, folgt einer eigenen, sich aus dem isolierten Aufgabebereich ergebenden Zweckrationalität.

Da für handelnde Akteure die Folgen des Gesamtprozesses, insbesondere für die Ökosphäre und die Verbraucher, somit unsichtbar bleiben, kommt es zur

Die entgrenzte Industrialisierung hat auch den Ernährungssektor durchdrungen.

„Erzeugung moralischer Indifferenz“ (Bauman 2002, S. 32). Innerhalb der (betriebswirtschaftlichen) Zweckorientierung seiner Einzelorganisation erfüllt der Handelnde letztlich „nur seine Pflicht“. Diese Immunisierung gegenüber ethischen oder anderen außerökonomischen Logiken betrifft auch die Nachfrager selbst. Konsumenten verbrauchen grundsätzlich Dinge, die sie nicht selbst hergestellt haben. Verbrauch und Herstellung bilden somit getrennte Sphären. Zwischen der Entstehung eines Bedarfes und der damit ausgelösten Produktion liegen unzählige, über beträchtliche Distanzen miteinander verkettete Einzelhandlungen. Indem die Ausführung über viele Stufen hinweg delegiert wird, erfolgt eine „Mediatisierung“ (Lachs 1981), das heißt eine Vermittlung von Handlungen. Diese werden grundsätzlich von einem Dritten ausgeführt, der „zwischen mir und den Folgen meines Tuns steht, so dass diese mir verborgen bleiben“ (Bauman 2002, S. 38).

So schafft das Wesensprinzip moderner, funktional ausdifferenzierter Gesellschaften jene pathologischen Bedingungen, unter denen einzelwirtschaftliche Entscheidungen nahezu perfekt vor Rückkoppelungen und somit moralischen Hemmungen abgeschirmt werden. Wenn die Komplexität eines Versorgungssystems, insbesondere die physischen und psychischen Distanzen zwischen Verbrauch und Produktion hinreichend weit gediehen sind, ist dessen Kontrolle so aussichtsreich wie die Suche nach einer Stecknadel im Heuhaufen. Dies ist im Nahrungsmittelsektor längst der Fall. Auswege lassen sich im Kontext der „Postwachstumsökonomie“ (Paech 2012) finden, die auf de-industrialisierte und de-globalisierte Versorgungsmuster, also kürzere Entfernungen zwischen Nachfrage und Angebot zielt.

III.

Industrielle Systeme – wo wäre deren Rückbau nötiger als im Nahrungsbe- reich? – ließen sich durch ein mehrstufiges Maßnahmenspektrum substituieren.

1. Suffizientes und achtsames Verbraucherverhalten durch a) eine prägnant reduzierte Nachfrage nach tierischen Produkten, b) konsequente Priorisierung regionaler und saisonaler Nahrungsmittel, c) vollwertige und kontrolliert-ökologische Ernährung, d) eigenständige Zubereitung anstelle industriell erzeugter Convenience, e) Proviant für Reisen in eigenen Behältnissen mitführen anstelle Einwegmüll zu verursachen; f) Vermeidung von Nahrungsabfällen

2. Subsistenz: a) Reaktivierte Haus- und Schrebergärten, b) urbane Dach- und Gemeinschaftsgärten, c) eigener Anbau auf gepachteten Flächen, d) eigenständige Konservierung und Lagerung von Nahrungsmitteln



Die drei Diskutanten Niko Paech (li.), Hanni Rützler und Franz Ehrnsperger sprachen unter der Moderation von Dr. Fritz R. Glunk, Herausgeber der Münchner Kulturzeitschrift „Die Gazette“

(2.v.r.), natürlich auch über die aktuelle Entwicklung dieses jüngsten der vielen Lebensmittelskandale, doch behielten sie ebenfalls die grundlegenden Fragen, wie nach den ökologischen und gesund-

heitlichen Folgen unseres Konsums sowie den Auswirkungen auf die folgenden Generationen, im Auge.

3. Community Supported Agriculture (CSA): Haushalte erwerben einen Ernteanteil eines Landwirtschaftsbetriebs

4. Regionalökonomie: a) Vollständige Transformation des konventionellen in kontrolliert-ökologischen Landbau, b) Direkt- und Regionalvermarktung

5. Bodenreform und Flächenmanagement: Flächen, die durch stillgelegte konventionelle Betriebe frei werden, können von einem Treuhänder verwaltet und parzellenweise an Selbstversorger verpachtet werden (siehe 2c)

6. Überregionale Vermarktung von Nahrungsmitteln bildet eine kontinuierlich zu minimierende Restgröße, die überdies den Kriterien des Fair Trade entsprechen muss.

7. Abschaffung aller Subventionen für die Landwirtschaft und Nahrungsmittelverarbeitung; Ausnahmen bilden a) Betriebe, die eine bestimmte Größe nicht überschreiten, regional und kontrolliert-ökologisch wirtschaften und b) Projekte der Selbstversorgung

8. Raumplanung und Kommunalpolitik: a) Entseglung verkehrlicher und industrieller Infrastrukturen, die langfristig in Anbauflächen umgewandelt werden, b) Förderung urbaner Landwirtschaft auf kommunaler Ebene

9. Kennzeichnung vermarkteter Nahrungsmittel mit dem CO₂- und H₂O-Rucksack.

Das Konzept der Postwachstumsökonomie – hier beispielhaft und ohne Anspruch auf Vollständigkeit angewandt auf den Ernährungsbereich – zielt auf drei Strukturveränderungen. Erstens werden Versorgungssysteme entwickelt oder reaktiviert, die materiell mit der Einhaltung ökologischer Grenzen vereinbar sind, etwa dem Zwei-Grad-Klimaschutzziel, welches impliziert, dass jedes Individuum jährlich nicht mehr als 2,7 Tonnen CO₂ verursachen darf. Zweitens werden Wachstumstreiber eingedämmt, indem die Kapitalintensität der Versorgung durch Subsistenz, mittlere Technologien sowie einen geringeren Grad an industrieller Arbeitsteilung gesenkt wird.

Drittens sollen durch unmittelbare Beziehungen zwischen der Verbrauchs- und Produktionsseite genau jene sozialen Bedingungen hergestellt, unter denen verantwortbares ökonomisches Handeln nicht nur möglich, sondern wahrscheinlich wird. Die Wiedereinbettung des Ökonomischen in das Soziale verlangt nach kurzen Ursache-Wirkungs-Beziehungen. Wer nicht mit den Rückkoppelungen des eigenen Tuns konfrontiert wird, die von einem sicht- und erfahrbaren Gegenüber ausgehen, benötigt keine fulminanten ökonomischen Anreize, um gelegentlich Pferdefleisch bei der Lasagne-Produktion zu verarbeiten oder konventionelle mit Bio-Eiern zu verwechseln. Industrielle und entgrenzte Arbeitsteilung neutralisiert jede moralische Signifikanz, sie bedingt geradezu eine Entpersönlichung der von den Folgen Betroffenen. Hierzu nochmals Zygmunt Bauman (2002, S. 198): „Verantwortung, das Grundelement moralischen Verhaltens, entsteht aus der Nähe des Anderen. Nähe bedeutet Verantwortung und Verantwortung ist Nähe.“ □

Literatur:

Bauman, Z. (2002): *Dialektik der Ordnung*, Hamburg.

Lachs, J. (1981): *Responsibility of the Individual in Modern Society*, Brighton.

Paech, N. (2012): *Befreiung vom Überfluss*, München.

Simmel, G. (1900): *Philosophie des Geldes*, München/Berlin.

Weniger wollen – mehr davon haben

Hanni Rützler

I.

Das Thema lautet heute „Weniger ist besser“. Ich möchte gern für mich das Motto in den Raum stellen: Besser statt mehr. Meine These wäre heute: In Zukunft werden wir nicht weniger haben, sondern weniger wollen und mehr davon haben.

Ich glaube, es geht nicht um Verzicht, sondern es geht um einen neuen Blick auf unsere Kultur. Im Moment habe ich den Eindruck, dass das Mehr, das Viel, das wir haben, uns wirklich weniger hinterlässt. Da muss man aber wissen, dass wir seit hunderten von Generationen von diesem Lebensmittelüberfluss, in dem wir jetzt seit wenigen Jahrzehnten leben, wirklich nur träumen konnten. Es ist eine uralte Menschheitssehnsucht und wir haben sie erreicht.

Eigenartigerweise scheinen wir uns kaum zu freuen, dass wir da endlich einmal gelandet sind. Man gewinnt den Eindruck, dass wir einen sehr hohen Preis dafür zahlen, dass es sozusagen zuviel des Guten ist, dass unser relativ junger Lebensmittelüberfluss auch viele Nebenwirkungen hat: viele ernährungsassoziierte Krankheiten, Übergewicht, Adipositas, Herz-Kreislauf, Hypertonie – Sie wissen um die Gesundheitsfolgekosten –, aber natürlich auch eine große Menge an ökologischen und ökonomischen Folgen.

Gleichzeitig, wenn wir heute in einen Supermarkt hineingehen, haben wir es mit zigtausenden Produkt zu tun, theoretisch ein richtiges Schlaraffenland. Aber vielleicht, wenn Sie das nächste Mal einkaufen gehen, schauen Sie einmal, wie Sie sich fühlen. Ich beobachte sehr gerne Mitkäufer und -käuferinnen und habe den Eindruck, die meisten sind gestresst, und es sieht wirklich nicht aus, als wäre es ein Vergnügen, zwischen hundert Varianten von Müslis oder zwischen vierzig verschiedenen Salatsaucen wählen zu können. Theoretisch ist es ja wirklich ein Zuwachs von Entscheidungsautonomie, von Freiheit, aber praktisch hat man eigentlich sehr schnell das Gefühl, dass man falsch entscheidet, dass man es besser hätte machen können, dass man es noch billiger bekommen könnte, dass man vielleicht doch das Falsche gekauft hat, oder schon wieder zuviel. Es lässt also ein fahles Gefühl zurück, eine chronische Unzufriedenheit. Dabei geht es uns so gut. Diese Wahlfreiheit fühlt sich aber nicht wirklich gut an.

Dass wir soviel davon haben, davon haben wir langsam genug. Die Frage ist also, und das wissen wir eigentlich schon seit den 50-er Jahren aus Studien, dass ein Mehr an Konsum, ein Mehr an Besitz nicht glücklicher macht. Diese Erfahrung machen wir immer wieder, individuell, aber wir setzen sie noch nicht um. Ich glaube aber, immer größere Teile unserer Gesellschaft setzen sich mit der Frage auseinander: Was ist denn das richtige Maß? Ich glaube, es fällt uns deshalb so schwer, weil in unserer Geschichte der reale Mangel tief eingeschrieben ist. Auch die Erfahrungen des Kriegs, der Nachkriegszeit sitzen noch ganz tief. Davon wird sehr viel unbewusst weitergegeben. Es scheint uns noch nicht wirklich gelungen zu sein, als Gesellschaft eine Alternative zu diesem Mangeldenken zu entwickeln.



Mag. Hanni Rützler, Ernährungswissenschaftlerin, Foodtrendexpertin und Gesundheitspsychologin aus Wien

II.

Es gibt einen alten Streit zwischen zwei Q's. Das erste Q ist die Quantität, und damit haben wir uns jahrhundertlang auseinandergesetzt. In den 60-er Jahren war Fleisch noch rar, teuer und selten – eben eine Festtagsspeise. In den 70-er und 80-er Jahren ist es zur Alltagspeise geworden, und jetzt ist es so günstig, dass es mir zum Teil schon wieder ganz unappetitlich vorkommt. Eigentlich will ich nicht wissen, wie das Huhn gelebt haben muss. Der Quantität aber verdanken wir diesen Reichtum, in dem wir jetzt leben.

Das zweite Q ist die Qualität. Diese Fragestellung kann man sich erst leisten, wenn man satt geworden ist. Also:



Nach der Veranstaltung fanden Referenten und Moderator noch Zeit für ein entspanntes Gespräch.

zuerst die Quantität und dann die Qualität. Zwischen diesen beiden Paaren diskutieren wir seit einigen Jahrzehnten. Was ist die richtige Qualität? Das kann „Bio“ sein, das kann „regional“ sein, das kann mehr Nachhaltigkeit bedeuten.

Aber die Lösung liegt für mich eigentlich im dritten Q, und das ist das Quantum. Denn dieser Kampf, dieser Streit zwischen Qualität und Quantität bringt noch nicht die Lösung. Das dritte Q, mit dem Fokus auf das Quantum, wäre die Frage nach dem Sinn, nach der richtigen Dosis, und es wäre auch der Versuch, diese neuen Lösungen mitzudenken. Denn mit Quantität und Qualität haben wir zwar Lebensmittelüberfluss erreicht, aber dieser Fokus auf besser und billiger erzeugt viele Kollateralschäden. Die erwähnten Probleme, und auch die zukünftigen Probleme, mit Energie, Wasser, Umwelt, können wir mit diesem Fokus auf Mehr und Billiger nicht lösen. Deswegen brauchen wir das Quantum. Dabei geht es um das richtige Maß, um den Sinn und das Wozu.

Wir kommen aus dem Notwendigkeitgeschmack der Nachkriegszeit. Dabei ging es vor allem darum, endlich einmal viel zu essen. Darauf folgte der Kompensationsgeschmack. Das haben Sie vielleicht alle noch in Erinnerung, als wir uns endlich Fleisch leisten konnten, in den 50er und 60er Jahren, als eine Demokratisierung des Fleischkonsums einsetzte, als Fleisch wirklich billig und zur Alltagspeise wurde.

Dann, auch mit dem Bildungsschub der Frauen und dem höheren Anteil an arbeitenden Frauen, kam der Wunsch, dass Essenszubereitung schneller gehen muss, dass es bequemer sein muss, dass man nicht stundenlang in der Küche

Aber die Lösung liegt für mich eigentlich im dritten Q, und das ist das Quantum.

steht. Es entstand, in den 70er Jahren der Bequemlichkeitgeschmack.

Als Folge kommt in den 90er Jahren, als der Reichtum im deutschsprachigen Kulturraum spürbar wird, der Luxusgeschmack. Das war ein sehr elitärer Luxusgeschmack – Sterne-Restaurants und ein weiterer Schub in Richtung

Qualität. In den 90er Jahren wächst aber auch langsam das Gesundheitsbewusstsein, und das Ernährungswissen nimmt enorm zu. Wir haben noch nie soviel gewusst über gesunde Ernährung wie heute. Damit entsteht eine Art Korrektivgeschmack. Wir haben eigentlich das Gleiche gegessen, aber mehr über die Probleme gesprochen, mehr über das Fett, das Zuviel gesprochen. Der Wunsch war, sich wieder besser, gesünder zu ernähren.

III.

Jetzt habe ich den Eindruck, dass Teile unserer Gesellschaft auf einer neuen Suche sind, nach einem Qualitätsgeschmack, nach dem neuen, dem richtigen „Guten“. Das kann weder im „noch mehr“ noch im „noch billiger“ liegen, sondern in einer Qualität, die man mit gutem Gewissen genießen kann. Das wird meiner Ansicht nach auch nicht in dem Bonmot „small is beautiful“ zu finden sein, denn „small“ ist auch eine quantitative Kategorie und es geht nicht mehr um die Quantität. Denn nicht weniger ist mehr, sondern besser ist mehr.

Das wäre für mich sozusagen die Synthese: Dass es nicht mehr das Huhn aus der Massentierhaltung sein darf, aber auch nicht die regionale Spezialrasse sein muss. Ich nehme ein Beispiel aus Österreich, das Sulmtaler Huhn, das wirklich hervorragend schmeckt, das sich aber wirklich kaum jemand leisten kann.

Es kann aber durchaus ein Bio-Huhn sein oder ein Huhn eines regionalen Anbieters, oder vielleicht sogar beides. Das wäre für mich ein Lösungsansatz, der mit Genuss zu tun hat und mit

gutem Gewissen. Und der bei uns nicht Ängste auslöst, dass wir schon wieder verzichten müssen.

Ich glaube, wenn wir die Zukunft gestalten wollen, dann müssen wir auch lernen, bewusst im Lebensmittelüberfluss zu leben und diesen zu genießen. Endlich aber auch bewusst damit umzugehen und nicht hinter dem tiefsten Preis herzujagen, sondern hinter der passenden Qualität. Wenn wir schon das Auto mit Superbenzin tanken, lohnt es sich vielleicht auch, zu überlegen, wie wir selber bei uns „Super“ tanken können und was das für uns bedeutet.

In diesem Sinne plädiere ich für das dritte Q. In Europa haben wir den „peak meat“ erreicht, ähnlich wie den „peak oil“; der Fleischkonsum steigt nicht mehr. Ich glaube, wir können davon ausgehen, dass er auch nicht mehr wachsen wird. Das heißt, wir haben große Teile, vor allem bei den jüngeren Bevölkerungsschichten, die nicht mehr täglich Fleisch essen, die kritischer essen, die nicht mit erhobenem Zeigefinger sagen, ich bin Vegetarier und mag kein Fleisch essen, sondern als Flexitarier sehr pragmatisch sagen: Nein, ich esse Fleisch nur dann, wenn es auch schmeckt, wenn das Fleisch eine gute Geschichte erzählt und wenn es wirklich passt.

Also, nicht Fleisch um jeden Preis. Das macht mir Hoffnung, und ich glaube, wir sollten auch schauen, wo sich Lösungen finden, anstatt sich immer nur auf Probleme zu fokussieren. Man weiß dann oft nicht, was man tun kann. Ich glaube, wir leben in einer großen Vielfalt, es gibt tolle Initiativen, die Lösungen bieten, und diese sollten wir unterstützen. □

Presse

Weniger ist besser. Essen – was, wann, wie viel?

Deutsche Presse-Agentur

19. Februar 2013 – Besonderes Brot oder gutes Fleisch: Warum nicht einfach etwas genauer aufs Essen schauen – statt einfach nur weniger zu essen. Das schlägt eine Ernährungsexpertin vor. (...) Fleischesser könnten mal nicht zum Standardprodukt im Supermarkt greifen sondern Bioprodukte aus der Region wählen. „Lieber weniger Fleisch und dafür von guter Qualität“, sagte Rützler. *Cordula Dieckmann*

Südwest Presse

20. Februar 2013 – Langsamer essen, mehr schmecken und nebenbei noch etwas für die Gesundheit tun – statt auf reinen Verzicht setzt die Wiener Ernährungsexpertin Hanni Rützler in der Fastenzeit auf bewusste Ernährung. „Man sollte der Nahrung mehr Chancen geben, mit den Geschmacksknospen in

Berührung zu kommen, und nicht am Geschmack vorbei schlingen“, sagte die Trendforscherin am Rande einer Tagung der Katholischen Akademie Bayern in München zur Fastenzeit.

Gießener Allgemeine

5. März 2013 – Rützlers Ziel: Ein kritischer Esser, ein Genießer, der bewusst nach neuen Qualitäten beim Essen sucht. Dies sei gerade angesichts des aktuellen Pferdefleischskandals ratsam. „Unsere Esskultur spiegelt schon auch unsere Werte wider und an diesen Werten lohnt es sich zu rütteln“ findet Rützler.

Straubinger Tagblatt

9. März 2013 – Fastenwilligen rät Rützler, die kommenden Wochen bis Ostern unter ein bestimmtes Thema zu stellen. „Ich fände es einen schönen Fastenvoratz, zu sagen, ich esse in dieser Zeit ganz bewusst nicht nebenher. Ich esse bewusst nur das, was ich essen will und gehe dabei keinen faulen Kompromiss ein. (...)“

Buddha in der Katholischen Akademie

Tagungen und Grundkurs

Seit mehr als zwei Jahren findet in der Katholischen Akademie Bayern eine intensive Beschäftigung mit dem Buddhismus statt. Während in den Jahren 2011 und 2012 im Rahmen der Reihe „Christentum und Buddhismus im Gespräch“ vier Tagungen den Zugang zu verschiedenen speziellen Aspekten des Buddhismus eröffneten, ermöglicht seit Beginn dieses Jahres ein sechs Abende umfassender Grundkurs Interessierten, sich ein umfassendes Bild vom Buddhismus zu machen.

Die ersten drei Abende fanden eine überwältigende Resonanz. Jeweils knapp 200 Zuhörerinnen und Zuhörer folgten bislang an jedem dritten Montag im Monat den Ausführungen von Prof. Dr. Katharina Ceming. Frau Ceming, hat sowohl den Grundkurs als auch die vorangehenden Tagungen konzipiert. Sie ist apl. Professorin für katholische Fundamentalthologie an der Universität Augsburg und eine exzellente Kennerin des Buddhismus.

Am ersten Abend des Grundkurses standen Buddha selbst sowie sein soziokulturelles und religiöses Umfeld im Mittelpunkt. So wie Jesus nicht ohne das Judentum zu verstehen sei, so Buddha nicht ohne den Hinduismus.

Und noch etwas verbindet die beiden großen Religionsstifter, was am ersten Abend betont wurde: So wie Jesus seine Lehre nicht aufschrieb, so verkündete



Prof. Dr. Katharina Ceming konzipiert die Veranstaltungen der Katholischen Akademie zum Buddhismus.

auch Buddha seine Lehre nur mündlich. Diese wurde allerdings erst vier Jahrhunderte nach seinem Tod schriftlich fixiert. Und ähnlich wie in der

christlichen Tradition verfolgte die Darstellung Buddhas und seines Lebens in der buddhistischen Tradition nicht primär biographische Interessen, sondern vor allem theologische.

Am zweiten und dritten Abend ging es um zentrale Aspekte der Lehre Buddhas. Ausführlich wurde am zweiten Abend die Bedeutung des Achtfachen Pfades und der Vier heiligen Wahrheiten behandelt, insbesondere die Frage, weshalb Buddha alles in der Welt für leidvoll hält. Die Analyse alles Weltlichen als leidvoll hat aber nichts mit Pessimismus zu tun, wie oftmals vermutet, sondern gründet in der Einsicht, dass nichts in der Welt absolut, unveränderlich und ewig ist. Leidvoll ist alles, weil es bedingt und wesenlos ist.

Am dritten Abend ging es dann um die Lehre vom Nicht-Selbst sowie um die zentralen Gedanken von Karma, Wiedergeburt und Nirvana. Dabei wurde betont, dass Nirvana eine Erfahrungsdimension ist, über die Buddha nicht viel mehr sagen möchte, als dass es das Ende allen Leidens ist. Kein Begriff kann definieren, was Nirvana ist.

Am vierten Abend (13. Mai) ging es um die Weiterentwicklung des Theravada-Buddhismus sowie um den Pali-Kanon und den Orden gehen. Der fünfte Abend (10. Juni) wird im Zeichen des Mahayana-Buddhismus stehen, während der sechste und letzte Abend (8. Juli) einen Ausblick auf den zeitgenössischen Buddhismus bietet.

Die Rückmeldungen der Teilnehmer sind äußerst positiv. So sagten viele, dass ihnen der Grundkurs einen fundierten Ein- und Überblick über den

Buddhismus ermögliche und die Veranstaltung voll ihren Vorstellungen entspreche. „Es tut gut, den eigenen Horizont zu erweitern! Vieles, was Frau Prof. Ceming vorträgt, regt zum Nachdenken an!“ „Respekt, dass die Akademie mit solchen Themen ihr Spektrum erweitert“, so einige der zahlreichen positiven Rückmeldungen aus dem Publikum.

Wichtig ist uns, so Katharina Ceming, den Buddhismus kennen zu lernen. Wir wollen nicht für den Buddhismus werben.

Anmeldungen zum Grundkurs unter <http://www.kath-akademie-bayern.de/vorschau>

Dokumentation:

Die meisten Vorträge der vier wissenschaftlichen Tagungen zum Buddhismus der Jahre 2011 und 2012 sind in unserer Zeitschrift „zur debatte“ dokumentiert:

1. „Herausforderung Buddhismus 3/2011“
2. „West meets East“ 1/2012
3. „Mehr als Innerlichkeit. Sozial-ethische Tendenzen im Buddhismus“ 8/2012
4. „Buddhas weibliche Seite“ 2/2013

Massive Schwarze Löcher und die Entwicklung von Galaxien

Prof. Dr. Reinhard Genzel, Direktor des Max-Planck-Instituts für extraterrestrische Physik in Garching, war am 3. Dezember 2012 zu Gast in der Akademie. Seinen Vortrag mit dem Thema „Massive Schwarze Löcher und die Entwicklung von Galaxien“ verfolgten rund 150 Zuhörer. Lesen Sie nachfolgend ein Interview des Journalisten

Dr. Alexander Seibold mit Professor Genzel, in dem die Kernthesen seines Referats angesprochen werden. Alexander Seibold drehte auch ein kurzes Video über die Veranstaltung, das in der Mediathek der Katholischen Akademie <http://mediathek.kath-akademie-bayern.de/video/schwarze-loecher> zu sehen ist.



Prof. Dr. Reinhard Genzel, Direktor des Max-Planck-Instituts für extraterrestrische Physik in Garching, bei seinem Vortrag.

Interview mit Prof. Dr. Reinhard Genzel

Alexander Seibold: Herr Professor Genzel, was können die Naturwissenschaften leisten, was nicht?

Reinhard Genzel: Die Naturwissenschaften sind generell zuerst einmal empirisch ausgerichtet. Das heißt, wir können neue Entdeckungen machen, von Ereignissen, von Phänomenen im Universum. Und dann können wir versuchen zu klären, ob sie wirklich existieren und ob ihre Existenz mit gängigen oder neu erfundenen Theorien übereinstimmen.

Alexander Seibold: Wie verhalten sich die naturwissenschaftlichen Modelle zur Wirklichkeit?

Reinhard Genzel: In der Astronomie kommt erst die Empirik. Wir messen und entdecken; und dann kommt die Theorie, um Messungen und Entdeckungen einzubetten.

Alexander Seibold: Was ist ihre Motivation? Zeitvertreib, Wissensdrang oder Grundlagenforschung?

Reinhard Genzel: Alles das und noch dazu viel Spaß. Die Forschung ist etwas Tolles. Etwas Neues zu entdecken, was vorher noch nie jemand wirklich festgestellt hat, ist ein tolles Erlebnis.

Alexander Seibold: Welchen Nutzen können Laien aus Ihren Modellen und Überlegungen ziehen?

Reinhard Genzel: Im Prinzip sind wir dadurch Mensch, dass wir uns fragen, was das Universum ist. Dass wir zu verstehen versuchen, was um uns herum ist.

Alexander Seibold: Und was kann speziell die Wissenschaft zu unserer Sicht auf das Ganze beitragen?

Reinhard Genzel: Die harten Naturwissenschaften können durch eine Verbindung zwischen Empirie, also Messungen, die wiederholbar sein müssen, und einem theoretischen Grundfestengebäude, das dazu passt, Vorstellungen schaffen, die eine neue Form von Wahrheit sind, das heißt, eine Wahrheit, die nicht einfach durch Glauben oder

durch irgendeine andere Form der Behauptung widerlegt werden kann.

Alexander Seibold: Wie lange gilt eine auf diese Weise gefundene Wahrheit?

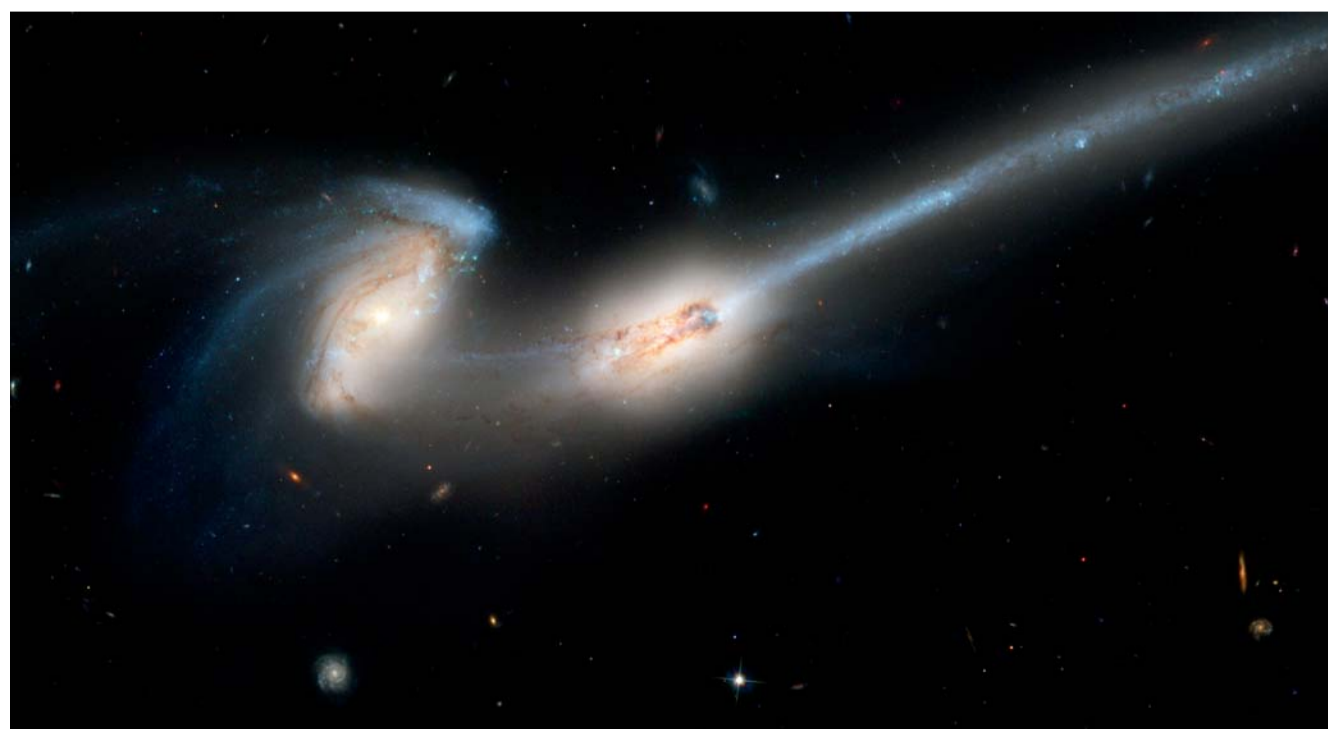
Reinhard Genzel: Es kommt bei den wirklich harten Fakten relativ selten vor, dass sie umgestoßen werden. In den meisten Fällen werden die vorhandenen Fakten erweitert – durch neue Vorstellungen und Erkenntnisse.

Alexander Seibold: Was ist die Folge, wenn einmal gefundene Wahrheiten wieder stürzen?

Reinhard Genzel: Wir kennen das klassische Beispiel des ptolemäischen Weltbilds der Griechen. Viele glaubten, dass die Sonne um die Erde kreist. Diese Sichtweise hielt sich so lange, wie man noch keine Messungen hatte, die dagegen sprachen. Als diese Messungen aber vorlagen – in der Zeit von Kopernikus, Tycho Brahe, Galilei – polterte das Weltbild auf einmal.

Alexander Seibold: Liegt vor uns wieder ein Wechsel des Weltbildes, ebenso epochal wie jener zu Kopernikus Zeiten?

Reinhard Genzel: Wir haben gerade in der Astronomie in den letzten 30 Jahren eine unglaubliche Dichte von neuen Entdeckungen verzeichnet. Nehmen wir einfach die Entwicklung des Universums. Früher, als ich Student war, herrschte auf diesem Gebiet viel Spekulation – es war schon fast Philosophie. Jetzt ist es harte Natur-

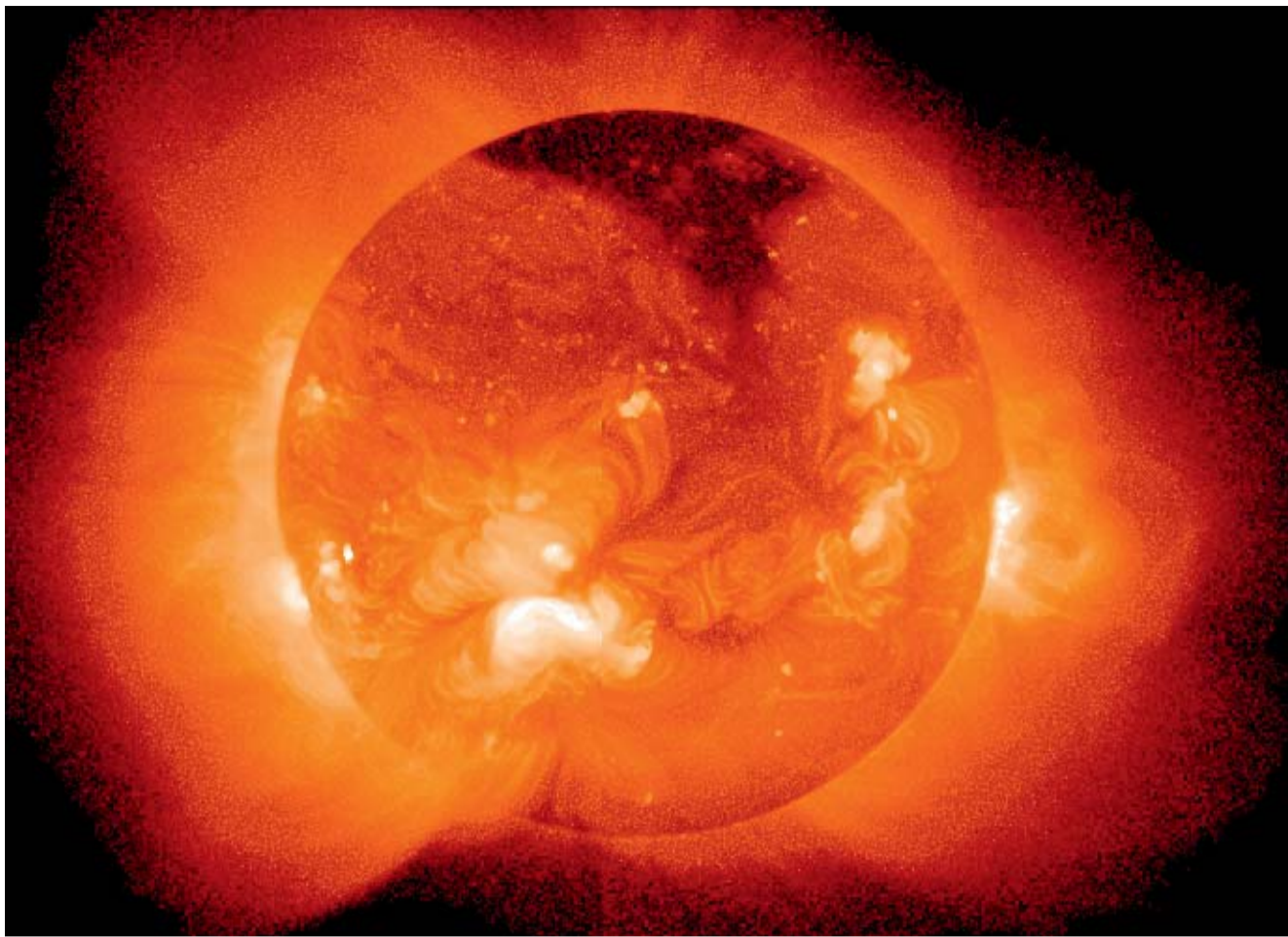


Quelle: ESA

Die verschiedenen Erscheinungsformen von Galaxien (dt.: Milchstraßen) – jede von ihnen enthält Planetensysteme, Gasnebel und eine unzählbare Menge

Sterne – sind für die wissenschaftliche Astronomie besonders aufschlussreich. Diese beiden Galaxien sind im Begriff, miteinander zu verschmelzen. Während

des Millionen Jahre währenden Prozesses bilden sie gigantische Gezeitenarme aus Gas und Staub.



Quelle: NASA

Kein Stern scheint für immer. Sonnen werden geboren und sterben. Manche verwandeln sich am Ende ihrer Ent-

wicklungsphase in ein Schwarzes Loch – spezieller Forschungsgegenstand des Referenten Prof. Genzel.

wissenschaft. Wir wissen, wie alt das Universum ist und wissen um den Urknall.

Alexander Seibold: Können Sie eine Perspektive einnehmen, die außerhalb unseres Universums liegt?

Reinhard Genzel: Nein, weil ich Empiriker bin. Ich kann das erst dann tun, wenn ich Methoden zur Verfügung

habe, oder auch Vorhersagen, die ich aufgrund irgendeiner theoretischen Überlegung prüfen kann, die ich dann auch messen kann. Das ist vielleicht ein Zurückziehen auf sichere Positionen, aber das ist Naturwissenschaft.

Alexander Seibold: Darf ich eine Abgrenzung vorschlagen? Die Wissenschaft schaut auf die empirisch fassba-

ren Dinge, die andere Seite der Medaille ist Angelegenheit der Religion.

Reinhard Genzel: Das ist eine Möglichkeit, sich mit der Sache zu beschäftigen. Damit setzen Sie aber voraus, dass es etwas gibt, was darüber hinaus geht. Sie betten die Naturwissenschaft da hinein. Der Nachteil dieser Vorstellung ist, dass man unter Umständen in eine Situation kommt, in der das Religiöse

nach außen gedrängt wird, in die Wissenschaften hinein.

Alexander Seibold: Wie verhindert man schädliche Grenzüberschreitungen in die eine oder die andere Richtung?

Reinhard Genzel: Ich glaube, da gibt es keine unerlaubten Grenzen. Jeder soll nach seiner Fassung selig werden. Es gibt Naturwissenschaftler, auch Nobelpreisträger, die durchaus beides zur selben Zeit machen. Sie haben ein wohl fundiertes religiöses inneres Gebäude, und trotzdem beschäftigen sie sich mit den harten Naturwissenschaften. Ich tue es nicht. Aber ich achte solche Naturwissenschaftler, die es tun.

Ich glaube, jeder kann ein Gefühl entwickeln, ob das eine Märchengeschichte ist oder ob es handfeste Wahrheit ist.

Alexander Seibold: Ihr Fachgebiet mutet derart komplex an, dass man sich fragt, wie kann jemand, der weder Mathematiker noch Physiker ist, hier noch versuchen mitzudenken?

Reinhard Genzel: Einfach mit dem normalen Menschenverstand zu hören und zu sehen – wir haben ja auch schöne Bilder – ob das, was man da hört, plausibel ist. Ich glaube, jeder kann ein Gefühl entwickeln, ob das eine Märchengeschichte ist oder ob es handfeste Wahrheit ist. Ich meine, die Menschen wissen über Technik Bescheid, sie wissen über viele Tatsachen aus den Naturwissenschaften Bescheid. Ich glaube, die Dinge, die wir erforschen, gehen nur unwesentlich wirklich darüber hinaus. □



Der Referent im Gespräch mit einigen der rund 150 Zuhörer, die an diesem Abend mit ihm einen Ausflug in die Sternennwelt unternommen haben.

Kommende Akademieveranstaltungen

Diese Terminvorschau ist vorläufig. Sie entspricht dem Stand unserer Planungen. Zu allen Veranstaltungen werden rechtzeitig jeweils gesonderte Einladungen ergehen. Dort finden Sie dann das verbindliche Datum und den endgültigen Titel.

Junge Akademie
Dienstag, 28. Mai 2013
Reihe „WortReich“: Gespräch mit Bernhard Balkenhol

Junge Akademie
Samstag, 8. Juni 2013
Zur Architektur des Münchner Olympiastadions.
Vortrag von Professor Fritz Auer mit anschließender Zeltdachtour

Grundkurs Buddhismus V
Montag, 10. Juni 2013
Was unterscheidet die Schulen? Der Mahayana-Buddhismus

Reihe „Autoren zu Gast bei Albert von Schirnding“
Mittwoch, 12. Juni 2013
Martin Walser

4. Karl Graf Spreiti-Symposium
21. und 22. Juni 2013
Bayern in der europäischen Geschichte

Junge Akademie
Dienstag, 25. Juni 2013
Reihe „WortReich“: Gespräch mit Andreas Schmidt, Vorstand Bayerische Börse

Tagung in Bad Kissingen in Zusammenarbeit mit der Katholischen Akademie Domschule Würzburg
27. bis 29. Juni 2013
„In dieser Stunde der Kirche“.
Zum 100. Geburtstag von Julius Kardinal Döpfner

Das Schmelzen der Gletscher

Klimawandel vor unserer Haustüre

Den wohl besten Kenner der fünf bayerischen Gletscher hatte die Katholische Akademie am Abend des 21. März 2013 zu Gast. Dr. Wilfried Hagg, Geograph und Landschaftsökologe, wissenschaftlicher Mitarbeiter der Kommission für Glaziologie der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, untersucht seit Jahren die Veränderungen dieser kleinen Alpengletscher. Bei der Veranstaltung „Das Schmelzen der Gletscher. Klimawandel vor unserer Haustüre“ am 21. März 2013

fiel seine Prognose für diese Schnee- und Eisfelder am Tag des kalendrischen Frühlingsanfangs eher düster aus.

Prof. Dr. Hartmut Graßl, vormaliger Direktor des Weltklimaprogramms, weitete dann den Blick von Bayern auf den weltweiten Klimawandel. Prof. Dr. Josef H. Reichholf hingegen schilderte in seinem Referat Temperaturänderungen als einen völlig normalen Vorgang, der keineswegs eine ökologische Katastrophe bedeuten müsse.

Kaum mehr ewiges Eis. Die Massenverluste der fünf kleinen bayerischen Gletscher

Wilfried Hagg

1. Eine kurze Gletschergeschichte

Gletscher sind nicht nur Bestandteile unserer Gebirgslandschaften, sondern aktive Gestalter derselben. Durch ihr Gewicht und ihre Fließbewegung können sie Gestein zerbrechen, abschleifen, transportieren und an anderer Stelle wieder ablagern. Auf diese Weise haben sie nicht nur den Alpen ihr heutiges Aussehen verliehen, sondern auch große Teile des Alpenvorlands geformt. Vor 20000 Jahren reichten die Gletscher in der Würm-Kaltzeit bis vor die Tore Münchens (Abb. 1), ihrem Wirken verdanken wir die hügelige Moränenlandschaft und den Seenreichtum Südbayerns.

Ihre kaltzeitliche Ausdehnung und landschaftsformende Wirkung im vorletzten Jahrhundert erkennend, hat der Schweizer Naturforscher Louis Agassiz Gletscher als die „große Pflugschar Gottes“ bezeichnet. Bereits vor gut 11000 Jahren haben die Alpengletscher nach einer Klimaerwärmung um mehrere Grad Celsius ihre heutige Größenordnung erreicht. Seither kam es noch einmal zu einer Hochstandsphase während der so genannten kleinen Eiszeit (16. Jh. bis 1850). Die globale Mitteltemperatur war damals um 0,8°C niedriger als heute, was vermutlich durch geringere Sonnenaktivität und durch große Vulkanausbrüche in Indonesien verursacht war. Die Kleine Eiszeit ist durch historische Quellen und Dokumente, auch aus dem Alpenraum, sehr gut belegt. So weiß man beispielsweise von Bittprozessionen im Alpenraum, die den vorstoßenden Gletschern Einhalt gebieten sollten, da diese Almen und Wege bedrohten oder gefährliche Seen aufstauten.

Seit 1850 hat sich die Gletscherfläche in den Alpen halbiert. Dies geschah nicht kontinuierlich, sondern war durch



Dr. Wilfried Hagg, Geograph und Landschaftsökologe, wissenschaftlicher Mitarbeiter der Kommission für Glaziologie der Bayerischen Akademie der Wissenschaften

Vorstoßphasen um 1890, um 1920 und in den 1960er-1970er Jahren unterbrochen. Besonders die letztgenannte Wachstumsphase ist hervorzuheben, weil auch sie zu Besorgnis in der Öffentlichkeit führte, da man eine neue Eiszeit fürchtete. Heute wird diskutiert, ob auch die gletschergünstige kühle Witterung in den 1960er und 1970er Jahren durch den Menschen verursacht wurde: die starke Luftverschmutzung in diesen Jahrzehnten könnte einen merklichen Anteil der Sonneneinstrahlung abgeschirmt haben („global dimming“). Seit circa 1980 schreitet der Gletscherschwund ungebremsst voran, im Jahr 2003 erreichte er während der

sommerlichen Hitzewelle in Europa seinen bisherigen Höhepunkt.

Heute sieht man in Gletschern wichtige Indikatoren für die Klimaerwärmung, deren menschliche Mitverursachung inzwischen als „fast sicher“ (laut noch unveröffentlichtem 5. Sachstandsbericht des Weltklimarats, Quelle: Spiegel online) angesehen wird. Die Bedeutung der Gletscher liegt darin, dass sie nicht auf die kurzen Wetterkapriolen, die uns gern den Blick auf das große Ganze versperren, ansprechen. Stattdessen reagieren sie auf einer Zeitskala, die uns den längerfristigen Trend zeigt, auf den es bei klimarelevanten Fragen ankommt. Des Weiteren machen Gletscher bereits sehr kleine Klimaschwankungen deutlich sichtbar und sie liefern Informationen aus Höhenbereichen und entlegenen Regionen, aus denen es kaum meteorologische Beobachtungen gibt. Außerdem bleiben ehemalige Gletscherausdehnungen in Form von Ablagerungen (Moränen) lange sichtbar, was uns Rückschlüsse über das Klima der Vergangenheit erlaubt. Diese Kenntnis ist sehr wichtig, wenn wir die aktuelle Veränderung richtig einordnen wollen.

Es soll jedoch auch nicht unerwähnt bleiben, dass – vor allem bei der Rekonstruktion des Paläoklimas – die Gefahr besteht, Gletscherverhalten klimatologisch falsch zu interpretieren. Massenveränderungen von Gletschern werden sowohl von der Lufttemperatur als auch vom Niederschlag gesteuert und eine Moräne sagt nichts darüber aus, ob der dazugehörige Gletschervorstoß durch schneereiche Winter oder durch kühle Sommer (oder durch beides) verursacht wurde. Nichtklimatische Faktoren wie Topographie oder die Gletschergröße beeinflussen die Klimasensibilität von Gletschern und es kommt zuweilen auch zu Gletschervorstoßen, die vollkommen vom Klima entkoppelt sind (z.B. durch Felsstürze auf Gletscher). Gletscher eignen sich außerdem nicht als Klimaindikatoren, wenn sie stark schuttbedeckt sind, ins Meer kalben oder wenn ihr Eisfluss blockiert ist und sich stoßweise vollzieht.

2. Die Bedeutung kleiner Gletscher

Seit dem Ende des 19. Jahrhunderts werden Gletscher naturwissenschaftlich erforscht, diese Arbeiten finden seit jeher auf relativ großen Gletschern (z. B. Mer de Glace, Sarnnes, Belvedere, Miage, Rhonegletscher, Unteraargletscher, Vernagferner, Hintereisferner, Pasterze) statt. Ein Blick auf die Größenverteilung zeigt jedoch, dass diese Eisriesen eher die Abnormitäten-Schau im Gletscherzirkus darstellen. In den Alpen sind 90% aller Gletscher kleiner als ein Quadratkilometer und diese kleinen Gletscher stellen insgesamt immerhin 30% der vergletscherten Fläche bereit. Im Zuge eines fortgesetzten Gletscherschwunds werden sich diese Anteile noch erhöhen, so dass eine fundierte Kenntnis der „Eiszwerge“ und ihrer Interaktion mit dem Klima als durchaus lohnend erscheint.

Kleine Gletscher sind auch als Klimaindikatoren von besonderer Bedeutung, da sie außerordentlich stark und schnell auf Veränderungen in der Atmosphäre reagieren. Die Stärke der Reaktion kann mit ihrer geringen Höhenerstreckung erklärt werden. Sie liegen oft mit ihrer gesamten Fläche ober- oder unterhalb der klimatischen Schneegrenze und erfahren deshalb auf ihrer gesamten Fläche Massengewinne oder -verluste. Die schnelle Veränderung der Gletscherfläche geht darauf zurück, dass Massenveränderungen mit dem Fließen des Eises durch den gesamten Gletscher „wandern“ müssen, um an der Zunge einen Vorstoß oder ein Rückschmelzen auszulösen. Kleine Gletscher reagieren

deswegen schnell und synchron auf Klimaschwankungen, während große Talgletscher oft Jahrzehnte lang der Klimaentwicklung hinterherhinken.

3. Bayerische Gletscher

3.1. Ergebnisse der Gletschervermessung

In Bayern existieren derzeit noch fünf Gletscher im Wettersteingebirge und in den Berchtesgadener Alpen: der Nördliche und Südliche Schneeferner auf dem Zugspitzplatt, der Höllentalferner östlich des Zugspitzgipfels, das Blauais am Hochkalter und der Watzmanngletscher. Insgesamt bedecken die Gletscher eine Fläche von 0,7 Quadratkilometer, zum Hochstand der Kleinen Eiszeit waren es ca. 4 Quadratkilometer. Das Bayerische Staatsministerium für Umwelt und Gesundheit hat im Jahr 2012 die wichtigsten Daten über die Bayerischen Gletscher in einem Statusbericht veröffentlicht (www.bestellen.bayern.de).

Die bayerischen Gletscher wurden bereits sehr früh vermessen und seit der Mitte des 20. Jahrhunderts werden sie sogar in regelmäßigen Abständen aufgenommen. Damit existiert in Bayern eine wertvolle und für die Nordalpen einzigartige Messreihe über Massenveränderungen an kleinen Gletschern. Die ersten geodätischen Arbeiten, die quantitative Aussagen erlauben, wurden vom

Die bayerischen Gletscher wurden bereits sehr früh vermessen und seit der Mitte des 20. Jahrhunderts werden sie sogar in regelmäßigen Abständen aufgenommen.

Topographischen Bureau des königlich bayerischen Generalstabes an Blauais (1889) und Watzmanngletscher (1897) und auf dem Zugspitzplatt (1892) durchgeführt. Besondere Bedeutung haben die Arbeiten von Sebastian Finsterwalder an der Zugspitze, weil er dort die von ihm maßgeblich mitentwickelte terrestrische Photogrammetrie anwandte. Dieses Verfahren erlaubte die Bestimmung von deutlich mehr Messpunkten und damit besseren Flächeninformationen als die bis dahin übliche Methode der Tachymetrie. Sein Sohn Richard Finsterwalder nahm zur Mitte des 20. Jahrhunderts alle Bayerischen Gletscher auf und ab den 1960er Jahren fanden regelmäßige geodätische Beobachtungen durch die von ihm mitbegründete Kommission für Glaziologie (KfG, heute Kommission für Erdmessung und Glaziologie KEG) der Bayerischen Akademie der Wissenschaften statt.

Im Rahmen des DFG-Projekts „Bayerische Gletscher“ wurden von 2005 bis 2007 alle vorliegenden Ergebnisse und Karten digitalisiert, homogenisiert und in der Internet-Datenbank (www.bayerische-gletscher.de) veröffentlicht. Die aktuellste Vermessung fand in den Jahren 2009/2010 statt, so dass die Messreihe nun über 120 Jahre umfasst. Die Veränderung der Gletscherflächen während des gesamten Beobachtungszeitraums ist in **Abbildung 2** dargestellt.

Die Bayerischen Gletscher haben seit dem späten 19. Jahrhundert zwischen 55% (Blauais) und 94% (Südlicher Schneeferner) ihrer Fläche verloren. Der extrem hohe Wert des Südlichen Schneeferners kann damit erklärt werden, dass auf dem Zugspitzplatt während

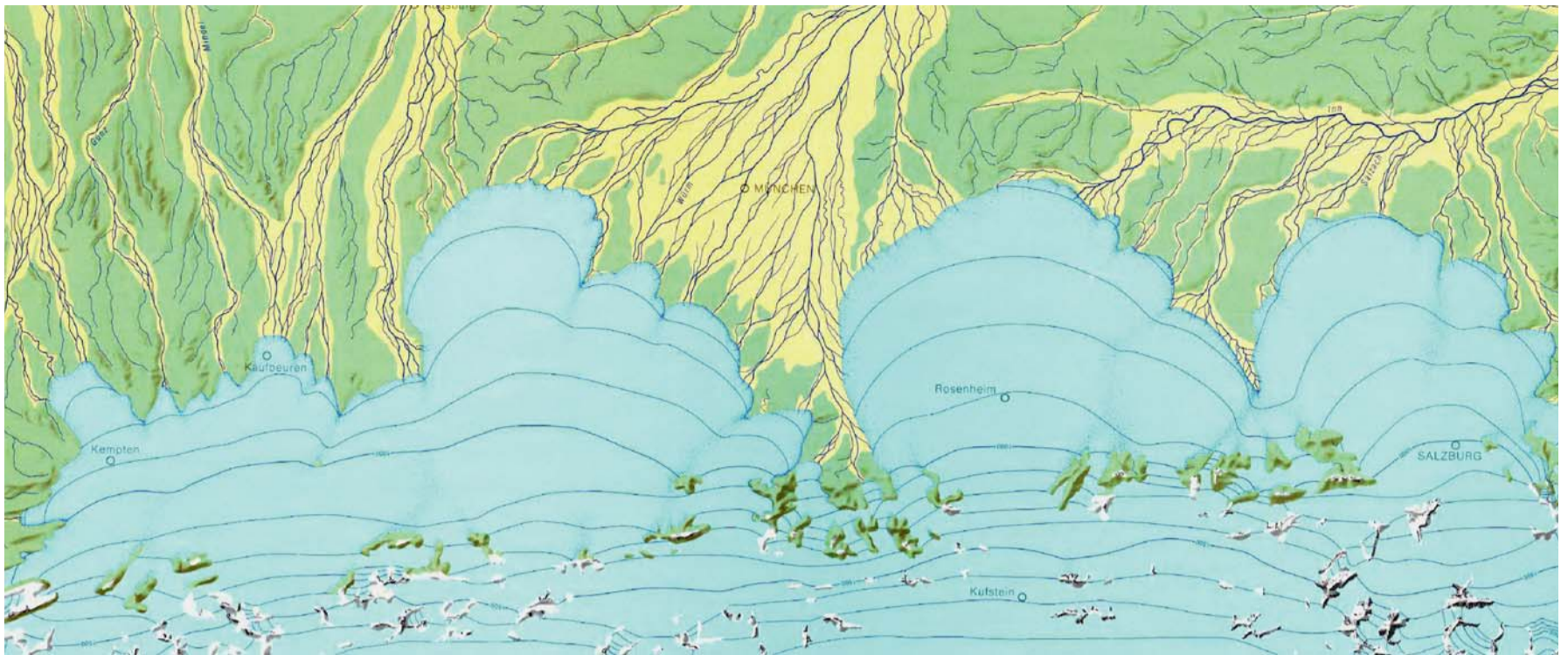


Abb. 1: Das bayerischen Alpenvorland während der Hochphase der letzten Kaltzeit (van Husen 1987).

der kleinen Eiszeit ein flacher, plateauartiger Gletscher existierte, der vom Anstieg der Schneegrenze besonders stark betroffen war.

Besonders sensibel auf Klimafluktuationen ist der Watzmanngletscher. Er war 1950 in einzelne Firnflecken zerfallen und wurde von Finsterwalder nicht mehr in das Inventar aufgenommen. Von 1960 bis 1980 zeigte er aber die stärksten Zuwächse aller fünf Gletscher und danach auch wieder die stärksten Verluste. Der Höllentalferner und das Blaueis zeigen sich dagegen relativ flächenstabil, sie reagieren hauptsächlich mit Höhenänderungen. Zuletzt zeigte

aber auch das Blaueis Zerfallserscheinungen, der steile obere Teil hat sich von einem unteren Toteisbereich abgetrennt (Abb. 3).

Flächenänderungen sind zwar gute Indizien für den Zustand eines Gletschers, allerdings sind sie auch von der Topographie beeinflusst und stellen sich erst mit individueller zeitlicher Verzögerung ein. Massenveränderungen sind dagegen die direkte, unverzögerte und ungefilterte Antwort auf das Klima und haben deswegen eine größere Aussagekraft als Flächen- oder Längenänderungen. Allerdings sind sie auch ungleich aufwändiger zu ermitteln. Bei der

so genannten geodätischen Methode wird die Höhe der Gletscheroberfläche an zwei Zeitpunkten vermessen und daraus die Höhenänderung bestimmt.

Abbildung 4 zeigt die mittlere Höhenänderung zwischen den Vermessungen als Balken, rote Farben stehen für Volumenverluste und blaue Farben für Gewinne. In den 1970er Jahren erfuhren alle fünf Gletscher einen Massenzuwachs, der auch in einem Flächenwachstum zum Ausdruck kam. Die Gesamtfläche aller Gletscher nahm in diesem Jahrzehnt um 22% zu.

3.2. Die Klimaentwicklung in den Bayerischen Alpen

Auf der Zugspitze betreibt der Deutsche Wetterdienst seit 1900 auf knapp 3000 Metern eine der ältesten und höchstgelegenen Wetterstationen in den Alpen. Sie befindet sich in unmittelbarer Nähe der drei Gletscher und stellt für die Erforschung der Klima-Gletscher-Beziehung einen außerordentlichen Glücksfall dar. In den Berchtesgadener Alpen existiert keine langjährige und hochgelegene Messreihe, deswegen wurden hier Wetteraufzeichnungen aus Bad Reichenhall und Salzburg Flug-

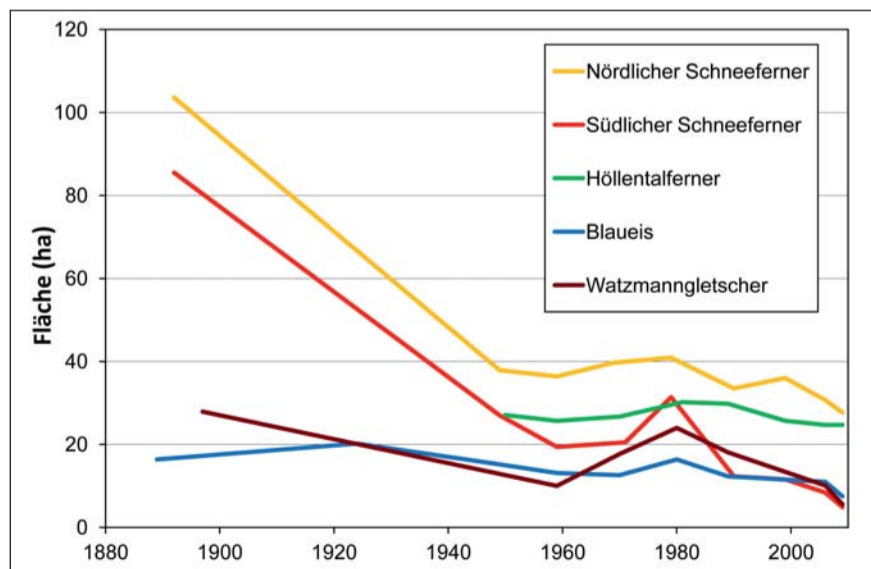


Abb. 2: Flächenänderungen der bayerischen Gletscher seit dem Ende des 19. Jahrhunderts.



Abb. 3: Das Blaueis 1987 (links, Foto: R. Drechsler) und 2007 (Foto: M. Obermeier). Besonders am Gletscherrand (a) und an den auftauchenden Felspartien

im zentralen Bereich (b) ist die Ausdünnung des Gletschers gut zu erkennen.

Das weltweite Schmelzen der Gletscher als Folge der Klimaänderungen durch den Menschen

Hartmut Graßl

1. Einleitung

Klima ist eine lebensbestimmende natürliche Ressource. Wir können nur dort in größerer Zahl wohnen, wo ausreichend Sonnenenergie für genügend hohe Temperaturen sorgt, damit Pflanzen – mit Wasser vom Himmel oder einem nahen Fluss versorgt – unsere Nahrung erzeugen können. Rasche Klimaänderungen werden zur Bedrohung für das Leben auf der Erde. Beispiele für die Folgen rascher Klimaänderungen sind die Einschläge großer Himmelskörper, die schon mehrfach einen Großteil der Arten ausgelöscht haben. Aber auch die für natürliche Änderungen recht hohe Geschwindigkeit am Ende einer intensiven Vereisung (in ca. 10 000 Jahren stieg die Temperatur im weltweiten Mittel um 4 bis 5°C und der Meeresspiegel dabei um etwa 120 Meter), dünnte die Arten z.B. in West- und Mitteleuropa aus, weil es manchen Baumarten nicht gelang, in wenigen Tausend Jahren vom nördlichen Mittelmeerraum bis nach Nordskandinavien vorzudringen.

Zurzeit werden jedoch Temperaturänderungen durch die vom Menschen veränderte Zusammensetzung der Atmosphäre diskutiert, die mit mehreren Grad Celsius in wenigen Jahrhunderten die natürlichen Prozesse in ihrer Geschwindigkeit bei Weitem übertreffen, so dass das Überleben vieler Arten dadurch sicherlich gefährdet ist.

1.1 Die Erde mit den kontinentalen Eisschilden und ohne sie

Klima ist ganz wesentlich eine Folge des komplexen Wechselspiels zwischen der Lage der Kontinente bezüglich der Rotationspole der Erde, der Störungen der Erdbahn um die Sonne in vielen Jahrtausenden, der Strahlkraft der Sonne und der Zusammensetzung der Atmosphäre. In der heutigen geologischen Epoche, dem Holozän, einer Zwischeneiszeit, sind die kontinentalen Eisschilde gegenüber der Zeit maximaler Vereisung vor etwa 20 000 Jahren auf etwa ein Drittel geschrumpft. Mit verursacht ist dies durch die natürlich vorkommenden langlebigen Treibhausgase Kohlendioxid, Lachgas, Methan. Wenn eine Erwärmung oder Abkühlung über Jahrtausende anhält, galt während der jüngsten ca. 800 000 Jahre folgende Faustformel für den Zusammenhang zwischen Eisvolumen und Temperatur: die Zu- oder Abnahme der Temperatur um 1°C entspricht einem Meeresspiegelanstieg oder eben einem Rückgang des Meeresspiegels von rund 20 Metern.

Warum wird dann bisher nur über Dezimeter beim Meeresspiegelanstieg im 21. Jahrhundert gesprochen? Nach dem nächsten Abschnitt wird die Antwort versucht.

2. Warum verändert der Mensch das globale Klima in so kurzer Zeit?

Die Spurengase in der Atmosphäre bestimmen das Klima ganz wesentlich. Wir wiederum bestimmen deren Konzentration, und zwar durch das Verbrennen fossiler Brennstoffe mit einer um etwa das Millionenfache höheren Rate als deren Neubildung. Wegen der weit höheren Geschwindigkeit der



Prof. Dr. Hartmut Graßl, Vorsitzender des Bayerischen Klimarats und früherer Direktor des Max-Planck-Instituts für Meteorologie in Hamburg und vormaliger Direktor des Weltklimaforschungsprogramms in Genf

Veränderung der Zusammensetzung der Atmosphäre sind direkte Analogien zu den natürlichen Eiszeit/Zwischeneiszeit-Zyklen von etwa 100.000 Jahren nicht zielführend. Wir befinden uns in einem Zustand ohne Analogie in der Klimageschichte.

2.1 Wie stark hat sich die Zusammensetzung der Atmosphäre geändert?

Die folgende kleine Tabelle der Konzentrationen der langlebigen Treibhausgase in Millionstel Volumenanteilen zeigt den rasanten Anstieg seit Beginn der Industrialisierung um etwa 1750. (siehe Tabelle 1). Demnach haben wir für alle drei Treibhausgase eine Konzentration erreicht, die es seit mindestens 800 000 Jahren nicht mehr gab. In der kleinen Tabelle ist das Methan (CH₄) vor dem Lachgas (N₂O) angegeben, weil es sich mehr als verdoppelt hat und seine Wirkung für den zusätzlichen Treibhauseffekt dadurch bedeutender ist als der durch den Anstieg des Lachgases. Pro Masseneinheit sind die weniger konzentrierten Gase bedeutender als das Kohlendioxid. Dies liegt an der Lage der Absorption elektromagnetischer

Gas	1750	2012
Kohlendioxid	280	393
Methan	0,70	1,75
Lachgas	0,25	0,32

Tabelle 1: Konzentrationsänderung der langlebigen auch natürlich vorkommenden Treibhausgase der Erdatmosphäre als Folge menschlicher Aktivitäten (Angabe in ppm)

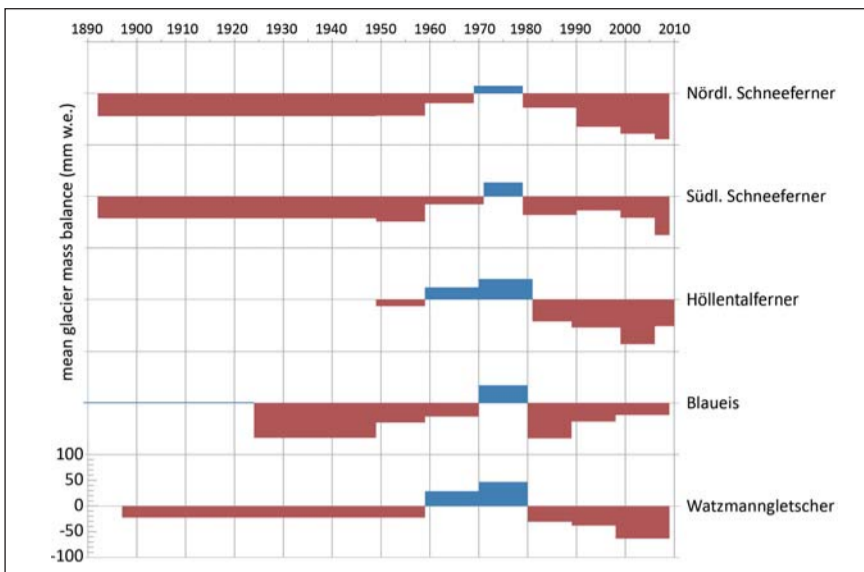


Abb. 4: Mittlere Höhenänderung der Gletscheroberflächen zwischen den Vermessungen.

hafen analysiert. Im 20. Jahrhundert betrug die Erwärmung in Salzburg 1,2°C und auf der Zugspitze 1,4°C.

Der Temperaturanstieg war in den 1960er und 1970er Jahren unterbrochen, hat sich aber seitdem verstärkt. Von 1976 – 2005 verlief er drei bis fünf Mal so schnell wie über das gesamte

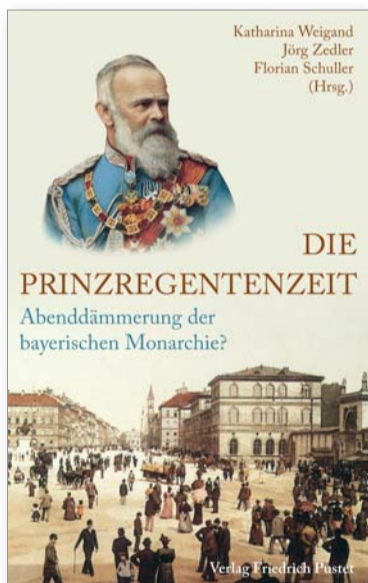
20. Jahrhunderts betrachtet und im Sommer war er am stärksten ausgeprägt, was für die Massenbilanz der Gletscher besonders ungünstig ist. Die wärmste Dekade im Beobachtungszeitraum war 1999 – 2009, hier lagen die Sommertemperaturen auf der Zugspitze 1,3°C über denjenigen der Bezugsperiode 1961 – 1990. Die Niederschläge zeigen im Aufzeichnungszeitraum keine deutliche Veränderung, weder in den Jahres- noch in den Wintersummen. Statistische Korrelationsanalysen haben gezeigt, dass die Massenveränderungen der Gletscher an die Mitteltemperatur der Sommermonate gekoppelt sind.

3.3 Die Zukunft der Bayerischen Gletscher

Die beobachteten Schmelzraten der letzten Jahrzehnte ergeben in Kombination mit den gemessenen Eisdicken keine gute Prognose. Die tiefgelegenen Gletscher in Berchtesgaden werden in den nächsten Jahren verschwinden, abgesehen vom oberen Teil des Blaueis, das in seiner extrem schattigen Lage noch länger überdauern kann. Auch der südliche Schneeferner an der Zugspitze wird in 10 bis 15 Jahren verschwinden sein. Er liegt ebenfalls deutlich unterhalb der Schneegrenze und hat auch keine umgebenden Felswände, die ihn zusätzlich mit Lawinen ernähren könnten. Lediglich der nördliche Schneeferner und der Höllentalferner haben noch eine etwas längere Perspektive. Der nördliche Schneeferner ist der höchstgelegene der fünf Gletscher und er war im Jahr 2007 an seiner dicksten Stelle noch über 50 Meter mächtig. Unter der Annahme, dass die Schmelzraten der 1990er Jahre konstant bleiben, was als optimistisch eingeschätzt werden muss, wenn man von einer weiteren Erhöhung der Lufttemperatur ausgeht, wird er in absehbarer Zeit verschwunden sein. Allerdings können Faktoren wie Abschattung oder Schuttbedeckung die Schmelzraten auch verringern, so dass die Zukunftsprognosen mit einer gewissen Unsicherheit behaftet bleiben.

Der Höllentalferner erhält enormen Schneezutrag aus den hohen Felswänden, die ihn gleichzeitig vor der Sonne schützen. Aus diesem Grund wird er wohl der einzige Gletscher sein, der uns in Bayern bis in die zweite Hälfte dieses Jahrhunderts erhalten bleibt. □

Prinzregentenzeit: Im Bookshop erhältlich



Katharina Weigand / Jörg Zedler / Florian Schuller (Hrsg.)

Die Prinzregentenzeit
Abenddämmerung der bayerischen Monarchie?

ISBN 978-3-7917-2477-5
200 Seiten, 24,95 Euro

Pustet Verlag, Regensburg

Gebunden mit Schutzumschlag,
Format 13,5 x 21,5 cm

Die Tagungsdokumentation „Die Prinzregentenzeit“ ist ab sofort über den Bookshop auf der Homepage der Katholischen Akademie www.kath-akademie-bayern.de/buecher zu erwerben.

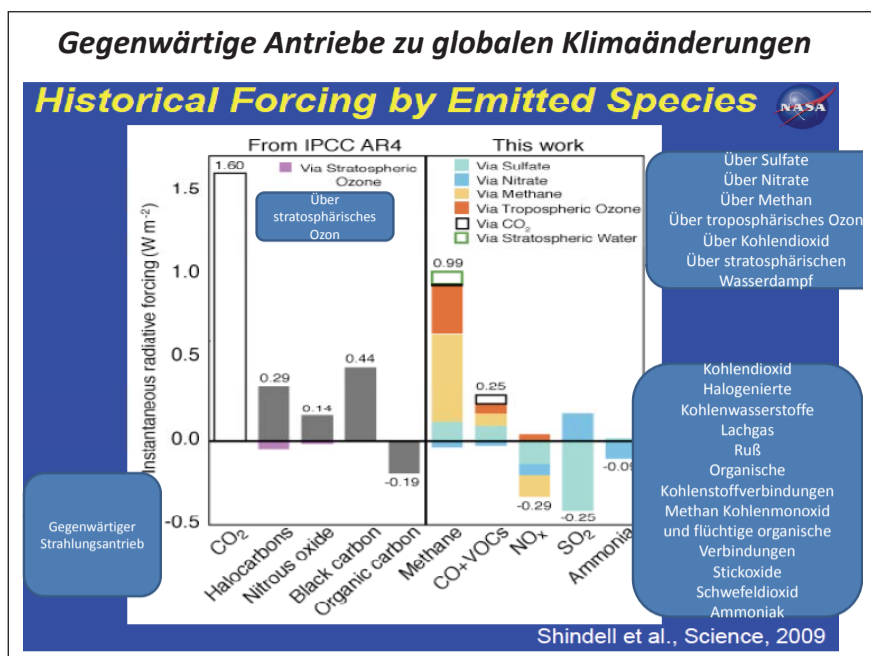


Abb. 1: Strahlungsantrieb der verschiedenen anthropogenen Einflussfaktoren. Der linke Bildteil wiederholt die Aussagen von IPCC (2007), und der rechte

zeigt die erweiterte Kenntnis für die von der Atmosphärenchemie stärker beeinflussten Faktoren nach Shindell et al. (2009)

Strahlung im Wellenlängenspektrum und an der Intensität der Absorption von Wärmestrahlung des einzelnen Gases. Ein Kilo Methan wirkt bei Integration über 100 Jahre etwa 23 Mal so stark wie ein Kilogramm Kohlendioxid, ein Kilogramm Lachgas sogar etwa 298 Mal so stark. Hätte man statt 100 Jahren nur 20 Jahre gewählt, wäre die Bedeutung des Methan, dem am wenigsten lange in der Atmosphäre verweilenden der drei, auf einen Wert um 72 angestiegen, die Wirkung von Lachgas hätte sich mit 289 kaum verändert.

Weil diese drei Gase die langlebigen unter den Treibhausgasen sind, treten sie global annähernd gleichmäßig verteilt auf. Der erhöhte Treibhauseffekt der Atmosphäre hält mindestens einige Jahrhunderte an.

2.2 Wie viel wird durch unsere Aktivitäten emittiert?

Die Nutzung der Atmosphäre als bisher fast kostenlose Abfallhalde wird durch die folgenden jährlichen Emissionen von Gasen durch die Aktivitäten der Menschheit beschrieben (nach Masze gereiht):

- 1) Kohlendioxid (CO₂): ca. 35 Milliarden Tonnen
- 2) Kohlenmonoxid (CO): ca. 1,5 Milliarden Tonnen
- 3) Methan (CH₄): ca. 600 Millionen Tonnen
- 4) Stickstoffdioxid (NO₂): ca. 40 Millionen Tonnen Stickstoff
- 5) Schwefeldioxid (SO₂): ca. 32 Millionen Tonnen Schwefel
- 6) Distickstoffoxid (N₂O): ca. 18 Millionen Tonnen Stickstoff

Alle diese Gase ändern das Klima direkt (die langlebigen Treibhausgase CO₂, CH₄, N₂O mit Lebensdauern von bis zu mehreren hundert Jahren, ca. 10 Jahren und ca. 120 Jahren) oder nach chemischer Umwandlung in der Atmosphäre (CO, CH₄, SO₂, NO₂). Große Teile des SO₂ und des NO₂ werden in Aerosolteilchen umgewandelt und erhöhen somit die Lufttrübung, machen den Regen saurer und/oder (über)düngen die Ökosysteme. Sie schwächen die Einstrahlung von der Sonne auf die Erdoberfläche und wirken dadurch kühlend und nicht erwärmend.

3. Die Wirkung dieser Emissionen in die Atmosphäre

Die Erhöhung des Treibhauseffektes einer Atmosphäre muss zu einer Erwärmung in der unteren Atmosphäre und an der Oberfläche sowie zu einer Abkühlung der oberen Atmosphäre führen. Kommt es aber gleichzeitig zu einer erhöhten Trübung der Luft und zu optisch dichteren Wolken, dann treten neben den erwärmenden Einflüssen auch kühlende auf. In dieser Situation befinden wir uns. Deshalb hat der Zwischenstaatliche Ausschuss über Klimaänderungen der Vereinten Nationen (Intergovernmental Panel on Climate Change; IPCC), oft im Deutschen von den Medien auch Weltklimarat genannt, 2007 in seinem bisher letzten, 4. Sachstandsbericht geschrieben (IPCC, 2007a):

„Das Verständnis der erwärmenden und kühlenden anthropogenen Einflüsse auf das Klima hat sich seit dem Dritten

Sachstandsbericht verbessert und zu einem sehr hohen Vertrauen geführt, dass der globale durchschnittliche Netto-Effekt der menschlichen Aktivitäten seit 1750 eine Erwärmung war, mit einem Strahlungsantrieb von +1,6 [+0,6 bis +2,4] W/m². Der Strahlungsantrieb (Radiative Forcing (RF)) ist ein Maß für das Ungleichgewicht der Strahlungsbilanz an der Tropopause, wenn sich die Konzentration einer Beimengung der Atmosphäre ändert und alle anderen Parameter fixiert bleiben.

Die seit 1750 durch die veränderte Zusammensetzung der Atmosphäre aufgelaufenen Einzelbeiträge der verschiedenen anthropogenen Störfaktoren zeigt **Abbildung 1** nach Shindell et al. (2009). Für das wegen seiner vergleichsweise geringen Lebensdauer wesentlich an der Chemie in der Atmosphäre teilnehmende Methan wird deutlich, dass wegen des troposphärischen Ozons (es tritt bei Photo Smog verstärkt auf) und des zusätzlichen Wasserdampfes in der höheren Atmosphäre (stratospheric water vapor) ein zusätzlicher Beitrag zur Erwärmung auftritt. Über die aus Schwefeldioxid gebildeten, zusätzlichen Sulfatpartikel wird ebenfalls eine das Methan stabilisierende Wirkung ausgeübt, so dass auch dadurch die vom Methan ausgehende Erwärmungstendenz erhöht wird.

Die Verzögerung der schon programmierten Klimaänderungen durch den Ozean und die Eisgebiete wirkt oft wie ein Beruhigungsmittel für wichtige Sektoren der Gesellschaft und sie erschwert die Klimapolitik, weil die langfristigen, fast unumkehrbaren Klimaänderungen wegen der *gleichzeitig* starken kurzfristigen Schwankungen im Bereich bis zu Jahrzehnten sehr lange nicht entdeckt werden. Das gilt auch für sogenannte Kipp-Punkte im Klimasystem, also Stellen im Zustandsraum, an denen winzige Änderungen zu einer Zustandsänderung größeren Ausmaßes führen, die dann kaum mehr von der weiteren Störung durch uns abhängen. Kandidaten für solche globalen Kipp-Punkte sind: Die Eisschilde in Grönland und der Westantarktis, sowie Methanemissionen aus Permafrost und Hydraten in der Tiefsee. Sie hängen also alle von der Kryosphäre, dem gefrorenen Teil der Erdoberfläche ab. Wir sehen auch bei den Gletschern nur einen Teil des schon verursachten Schmelzens. Man sieht umso weniger, je größer sie sind.



Auch Professor Graßl (re.) fand Gelegenheit, am Rande seines Vortrags mit Teilnehmern des Forums zu sprechen.

4. Die Reaktion der Gletscher auf den erhöhten Treibhauseffekt der Atmosphäre

Der mittlere globale Temperaturanstieg von inzwischen schon über 0,8°C seit 1900, der überwiegend anthropogen ist (IPCC, 2007), muss immer dann zu einem Abschmelzen der Gebirgsgletscher führen, wenn das Abschmelzen nicht durch eine entsprechende Zunahme der Winterniederschläge kompensiert werden kann. Es gibt einen einfachen physikalischen Grund für die besonders starke Reaktion der Gletscheroberflächen: Die Erwärmung kann nur bis zum Schmelzpunkt des Süßwassers von 0°C gehen, darüber hinaus bleibt nur Schmelzen als Reaktion auf eine weitere Erwärmung der Luft und erhöhter Wärmestrahlung aus der Atmosphäre, anders als bei anderen Oberflächen, die sich weiter erwärmen und dann auch mehr Energie abstrahlen können. Letztere können sich somit vor weiterer Erwärmung zum Teil schützen.

Die Gletscher sind von 1945 bis 2005 im Mittel auf ihre Gesamtfläche umgerechnet um ca 30 Meter dünner geworden.

Die Gletscher werden nicht nur kürzer, sondern auch dünner. Inzwischen haben fast alle Gletscher der Erde auf Rückzug und/oder Massenverlust umgestellt. Das gilt auch dann, wenn mehr Winterschnee auf sie fiel, wie z.B. bei den marinen Gletschern hoher geographischer Breiten im westlichen Skandinavien und Neuseeland.

Die Gletscher sind von 1945 bis 2005 im Mittel auf ihre Gesamtfläche umgerechnet um ca. 20 Meter dünner geworden. Die Schrumpfung ihres Volumens hat sich seitdem weiter fortgesetzt. In anderen Worten: Ihre Massenbilanz ist negativ und in ihrer gegenwärtigen Größe sind sie nicht an das herrschende Klima angepasst.

Die Gebirgsgletscher enthalten vergleichsweise wenig Eis, ihr vollständiges Abschmelzen würde nur zu einem Meeresspiegelanstieg von unter 50 cm führen. Seit 1960 hat die Schrumpfung der Gebirgsgletscher etwas mehr als 2 cm Meeresspiegelanstieg bewirkt (IPCC, 2007). Dennoch hätte das weitere Schrumpfen wesentliche Konsequenzen für die Wasserversorgung vieler Menschen vor allem im Inneren Asiens.

5. Eisschilde und Meeresspiegelanstieg

Mit der genauen Messung des Abstandes zwischen einer Oberfläche und einem Satelliten, durch sogenannte Radar-Altimeter, ist es möglich geworden, die Geometrie der großen Inlandeisgebiete in Grönland und der Antarktis so genau zu messen, dass deren Beitrag zu Änderungen des Meeresspiegels bestimmt werden kann. In einer konzertierten Aktion einer Expertengruppe haben die beiden großen Weltraumbehörden (NASA und ESA) folgende Beiträge der großen Eisschilde gemeldet: Von 1992 bis 2011 haben die Eisschilde in Grönland, der Ostantarktis, der Westantarktis und der antarktischen Halbinsel Milliarden Tonnen Eis pro Jahr verloren. Im Mittel haben sie dadurch seit 1992 den Meeresspiegel um ca. 0,7 mm pro Jahr ansteigen lassen, was etwas mehr als einem Fünftel des Anstiegs von etwa 3,2 mm pro Jahr entspricht (Shepherd et al., 2012). Die Hauptbeiträge zu diesem Anstieg des Meeres-

Idealtypus eines Gletschertores: Wo ist es?



Gährende Leere: Das Gletschertor der „Eiskapelle“ am Fuß der Watzmann-Ostwand im Nationalpark Berchtes-

gaden. Dieses Eisfeld liegt nur etwa 830 bis 1000 Meter Höhe über dem Meeresspiegel.

spiegels stammen von der Ausdehnung des Meerwassers, wegen der in den Ozean eindringenden Erwärmung.

Wie viel des auf der Erde noch lagernden Eises durch den vom Menschen erhöhten Treibhauseffekt der Atmosphäre abschmelzen wird, hängt ganz wesentlich von der Dauer der Störung ab. Denn in der Klimageschichte der letzten Million Jahre galt: Eine mittlere globale Erwärmung oder Abkühlung von 1 Grad C, wenn diese über einige Jahrtausende anhält, ist gleichbedeutend mit ca. 20 Meter Meeresspiegeländerung. So war vor etwa 20 000 Jahren zum Höhepunkt der Vereisung der Meeresspiegel um 120 bis 130 Meter unter dem heutigen, und das bei einer etwa um 5°C niedrigeren globalen Mitteltemperatur.

Eine neue zentrale Frage für die Klimawissenschaft lautet daher: *Wie lange hält der anthropogene Treibhauseffekt an?* Wegen der langen Verweilzeit des anthropogenen Kohlendioxids in der Atmosphäre (sicherlich einige Jahrhunderte), des langsamen Eindringens der Erwärmung in den Ozean (er braucht für eine volle Umwälzung einige Jahrhunderte bis zu einem Jahrtausend) und der Unkenntnis über das Verhalten der Menschheit ist diese Frage nur schwer zu beantworten. Eines ist aber schon sicher, wie es der Nationale Forschungsrat der USA, ein Teil der Akademie der Wissenschaften, ausdrückte (NRC, 2011): *Die Erde tritt in eine neue geologische Epoche ein, auch Anthropozän genannt, während der die Entwicklung des Planeten überwiegend durch die Effekte der Aktivitäten des Menschen kontrolliert sein wird, vor allem durch die Emissionen von Kohlendioxid. Aktionen in diesem Jahrhundert bestimmen darüber, ob die Klima-anomalie des Anthropozän eine relativ kurze und kleine Abweichung vom Klima des Holozän sein wird, oder eine extreme über viele Jahrtausende.*

Wie viel des Inlandeises in den kommenden Jahrhunderten abschmelzen wird, liegt also in unserer Hand. □

Literatur:

ESA (European Space Agency) (2013): <http://www.esa-icesheets-cci.org/>

IPCC (2007): *The Physical Science Basis; Contribution of Working Group I to the Fourth Assessment Report of the Intergovernmental Panel on Climate Change*; Solomon, S., D. Qin, M. Manning, Z. Chen, M. Marquis, K.B. Averyt, M. Tignor and H.L. Miller (eds.); Cambridge University Press, Cambridge, United Kingdom and New York, NY, USA.

NRC (2011): *Climate Stabilization Targets: Emissions, Concentrations, and Impacts over Decades to Millennia*; ISBN-13: 978-0-309-15176-4

Shepherd et al. (2012): *A Reconciled Estimate of Ice-Sheet Mass Balance*; *Science* 338 ,1183-1189 ; DOI: 10.1126/science.1228102

Shindell, D.T., G. Faluvegi, D.M. Koch, G.A. Schmidt, N. Unger, and S.E. Bauer, (2009): *Improved attribution of climate forcing to emissions*. *Science*, 326, 716-718, doi:10.1126/science.1174760.

WGMS (World Glacier Monitoring Service) (2013): *Global Glacier Changes: Facts and Figures*; <http://www.grid.unep.ch/glaciers/pdfs/glaciers.pdf>

Es war schon wärmer in Bayern. Der Klimawandel und die lebendige Natur

Josef H. Reichholf

I.

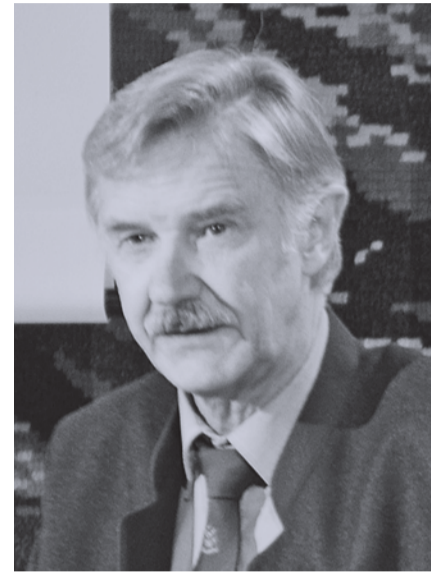
Jahrhundertlang rückten die Gletscher in den Alpen vor. Sie bedrohten Almen und Bergdörfer. Bittprozessionen sollten sie anhalten oder zum Zurückweichen veranlassen. Was die Gletscher mitunter auch taten. Ihr Verhalten drückte aus, wie stark die Witterung über die Jahrzehnte und Jahrhunderte schwankte. Schlechte Zeiten gab es oft, aber auch gute. Darüber existieren seit dem frühen Mittelalter viele Aufzeichnungen. Vor allem die Klosterarchive enthalten Dokumente zum Wandel des Klimas im Lauf der Zeiten. Sie sind für uns ganz besonders wertvoll. Denn sie besagen übereinstimmend, dass die warmen Zeiten die guten, die kalten aber die Katastrophenzeiten gewesen waren. Das Klima war nie „stabil“. Es änderte sich unmerklich oder auch ziemlich abrupt. Vorhersehbar war es ebenso wenig wie das Wetter, aus dem es sich zusammensetzt. „Das Klima“ gibt es eigentlich gar nicht. Es wird künstlich zusammengefasst aus Statistiken zum Wetter.

Real sind die großen, weltumspannenden Gürtel von Klimazonen. Zum Wetter haben wir für Bayern außerordentlich gute Aufzeichnungen. Historisch in Form der in Archiven aufbewahrten Berichte über das Wettergeschehen für die Zeitspanne des ganzen letzten Jahrtausends, und Messungen von einer der ältesten Wetterstationen überhaupt, vom Hohenpeißenberg. Dort wird, in fast genau 1000 Metern Meereshöhe, seit 1780 das Wetter kontinuierlich aufgezeichnet.

II.

Die mehr als zwei Jahrhunderte überspannenden Wetterdaten vom Hohenpeißenberg geben ein klares Bild von den höchst unklaren Verhältnissen in der gegenwärtigen Behandlung von Wetter und Klima. Klar sind die Befunde. Sie wurden nicht durch irgendwelche Umrechnungen verfälscht, die überall dort nötig (geworden) sind, wo sich Großstädte um alte Wetterstationen herum im Lauf der letzten beiden Jahrhunderte entwickelt haben. Die dichte Bebauung und die von den Heizungen insbesondere im Winter ausgehende Erwärmung verändern zwangsläufig die Temperaturmessungen und auch den Niederschlag. Um vergleichbar zu werden, müssen sie „umgerechnet“ werden, was mit problematischen Annahmen verbunden ist. Die Daten vom Hohenpeißenberg bedürfen dieser Korrektur nicht. Dass sie uns dennoch nicht alles vermitteln, was für die Wirkung der Witterung auf die lebendige Natur von Bedeutung ist, wird noch näher begründet.

Wie sehen die Befunde aus? Erstens hat es keinen für die Menschen und die lebendige Natur bedeutungsvollen Trend in der Temperaturentwicklung seit 1780 gegeben. Das stellte bereits der Klimatologe Christian Schönwiese in seinem Buch „Klimaänderungen“ (1995) fest. Um 1800 lagen die Temperaturen in Bayern ähnlich hoch wie in unserer Zeit. Sie sanken dann bis 1880 leicht und stiegen danach wieder an. Über die gesamte Zeitspanne kommt kein Trend zustande. Zweitens zeigen



Prof. Dr. Josef H. Reichholf, Honorarprofessor an der Technischen Universität München und ehemaliger Sektionsleiter Ornithologie der Zoologischen Staatssammlung München

die Werte, dass die Schwankungen von Jahr zu Jahr sehr groß sind. Sie sind um etwa das Zehnfache größer als der errechnete Temperaturanstieg in letzten 100 Jahren. Drittens wird das Ausmaß der Schwankungen noch viel deutlicher, wenn man nicht die Jahresmittel, sondern die Mittelwerte der Sommer- und der Wintertemperaturen separat betrachtet. Von 1780 bis 2000 machten die Schwankungen in den Sommermittelwerten 6 Grad Celsius aus. Allein von 1859 auf 1860 fiel die Sommermitteltemperatur von 16,6 auf 12,5 Grad. Im Sommer 1807 hatte sie 17,2 Grad erreicht, 1813 aber nur 11,5 Grad. Die Unterschiede waren im Flachland wahrscheinlich noch beträchtlich größer als auf der Wetterstation in 1000 Metern Höhe.

Die mehr als zwei Jahrhunderte überspannenden Wetterdaten vom Hohenpeißenberg geben ein klares Bild von den höchst unklaren Verhältnissen in der gegenwärtigen Behandlung von Wetter und Klima.

Solch extreme Schwankungen der Sommerwitterung gab es im 19. Jahrhundert. Dennoch sind Wälder, Fluren, Menschen und Tiere damit zurechtgekommen. Extremer noch waren die Winter. Um bis zu 9 Grad wichen sie im Temperaturmittel voneinander ab. Von „weniger extremen Wetter“ als in unserer Zeit kann im 19. Jahrhundert keine Rede sein. Wie sich das 19. und das



Foto: Picasa Webalben

Pieter Bruegel der Ältere malte diese Winterlandschaft Mitte des 16. Jahrhunderts. Die „Kleine Eiszeit“ hatte auch die Niederlande fest im Griff.

20. Jahrhundert zueinander verhalten, geht viertens gleichfalls aus den Messwerten vom Hohenpeißenberg hervor. Teilen wir die gesamte Zeitspanne in zwei Hälften auf, dann gab es von 1780 bis 1890 sieben sehr heiße Sommer und danach auch wieder sieben. Sehr kalte Winter hatte es von 1780 bis 1890 nur einen gegeben, nämlich 1829/30, aber 21 milde. Nach 1890 kamen in dichter Folge fünf sehr kalte Winter, der letzte war 1962/63, und auch nicht mehr als 22 milde. Der besonders milde Winter 2006/07 war mit 2,6 Grad Mitteltemperatur nicht einmal ganz so mild wie der Winter 1796/97 mit 2,8 Grad. Nur 1990/91 lag mit 3,1 Grad ein wenig darüber. Daher hängt die leichte Temperaturzunahme seit 1880 mit den besonders niedrigen Temperaturen Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts sowie den fünf sehr kalten Wintern zwischen 1890 und 1963 zusammen.

Wäre das Jahrhundert davor mit in die Statistik einbezogen worden, käme kein Trend zustande, zumindest keiner, der sich in der lebenden Natur auswirken könnte. Wenn Eis schmilzt, so ist das ein physikalischer Vorgang. Das Leben reguliert viel mehr. Aus den Messdaten vom Hohenpeißenberg ist abzulesen, dass die Schwankungen der Witterung in den letzten beiden Jahrhunderten viel größer als die Mittelwerte waren. Für das Leben zählt das Wetter,

nicht irgendein statistischer Mittelwert. „Klimaänderungen“ sind in den Messdaten jedoch nicht ersichtlich. Es zeigen sich keine hinreichend klaren Abgrenzungen in der Wetterentwicklung für die 230 Jahre seit 1780. Keine natürliche Gegebenheit schreibt vor, die Auswertung erst Ende des 19. Jahrhunderts zu beginnen. Die Kernprobleme jeder Statistik stecken in der (geschickten) Auswahl von Beginn und Ende.

III.

Historische Charakterisierungen, wie „Kleine Eiszeit“ und „Mittelalterliches Klima-Optimum“ weisen aber durchaus auf Änderungen im Klima hin. Um sie einzuordnen, müssen wir den Zeitrahmen erheblich weiter fassen. Die letzten beiden Jahrhunderte gehören bereits der Wärmeperiode unserer Gegenwart an. Ihr vorausgegangen ist die historisch gut verbürgte (und global nachweisbare) Kälteperiode zwischen etwa 1350 und 1800. Sie erhielt die Bezeichnung „Kleine Eiszeit“ aus guten Gründen. In diesen Jahrhunderten hatte es eine so starke Häufung extremer Kältewinter und nasskalter Sommer gegeben, dass sie für die Menschen eine zwar nicht durchwegs, aber doch überwiegend schlimme Zeit gewesen waren. So fror in dieser Periode der Bodensee 28 Mal komplett zu. In den fünf Jahrhunderten davor

geschah das nur dreimal und seit 1800 zweimal.

Die Genrebilder aus der „Kleinen Eiszeit“, etwa solche von Pieter Bruegel d. Ä. und Hendrick Avercamp, zeigen Menschen, die auf zugefrorenen Gewässern Schlittschuhlaufen und Eishockey spielen. Das lernt man nicht, wenn Kältewinter nur selten einmal auftreten. Auf der völlig zugefrorenen Themse wurden noch im 19. Jahrhundert Wintermärkte abgehalten. Schlimme Teuerungen zeugen von Missernten. Am verheerendsten wirkten die großen Seuchenzüge der Pest und die vielen katastrophalen Überschwemmungen jener kalten Jahrhunderte. So traf die Große Pest in den Jahren 1347 bis 1352 Europa zur Zeit des ersten großen Vorstoßes der Alpengletscher nach ihrem Jahrhunderte langen mittelalterlichen Tiefststand. Sie verursachte Verluste zwischen 20 und fast 50 Prozent der Bevölkerung; so viel wie kein Krieg. 1342 überflutete das höchste Hochwasser des ganzen letzten Jahrtausends weithin Mitteleuropa. Markierungen an vielen Gebäuden zeugen davon.

Quer über Asien gab es höchste Hochwasser. Bei uns folgte das nächstgrößte 1598, als die Kleine Eiszeit in die kälteste Phase eintrat. Das dritthöchste war 1786 und als letztes der ganz großen in Bayern ist jenes von 1899 verzeichnet. Das höchste Hochwasser des

20. Jahrhunderts, vom Juli 1954, lag in seiner Fluthöhe beträchtlich unter den aufgeführten (und weiteren) Hochwässern der Phase der Kleinen Eiszeit. Von diesem haben wir bereits genaue Angaben zu den Wassermengen. Die höchsten Hochwässer unserer Gegenwart, etwa das Pfingsthochwasser von 1999 und die Sommerhochwässer von 2002 und 2005 erreichten bei weitem nicht die Stärke des 1954er Hochwassers. Daran ändert ihre Benennung als ‚Jahrhunderthochwässer‘ auch nichts.

Was Seuchenzüge der Pest und Hochwässer ausdrücken und was sich zudem in Phänomenen, wie den Vorstößen riesiger, die Ernten vernichtender Schwärme von Wanderheuschrecken aus den pontischen Steppen spiegelt, zeigt in aller Deutlichkeit an, dass die Kleine Eiszeit eine schlimme Zeit für die Menschen gewesen war. Hungerjahre häuften sich. Sie lösten Auswanderungswellen in die ‚Neuen Welten‘ aus, die in Nord- und Südamerika, Australien und vorher bereits in den Weiten Südosteuropas erschlossen worden waren. Große Teile Mittel-, West- und Nordeuropas konnten die Bevölkerungen nicht mehr ernähren, weil die Witterungsbedingungen zu schlecht waren. Trotz der angespannten Lage in der Ernährung mussten sogar frühere Rodungen, die im Mittelalter in landwirtschaftliche Nutzung genommen worden waren, wieder

aufgegeben werden. Sie verfielen. Sie wurden zu „Wüstungen“. Und die Wälder mussten umstrukturiert werden zu Forsten aus Fichten und Kiefern, die mehr Holztrag unter den Witterungsbedingungen der Kleinen Eiszeit, zumindest mittelfristig, lieferten als die eigentlich als standortgemäß zu erachtenden Laubwälder aus Rotbuche und Eichen. Die Ausbreitung der Fichte war auch eine Folge der Kleinen Eiszeit und keineswegs allein der Erkenntnis zuzuschreiben, dass mit dem Wald nachhaltig gewirtschaftet werden musste.

IV.

Und was war davor? Woraus ging die Kleine Eiszeit hervor? Die Jahrhunderte von 800 bis 1350, das ‚Hochmittelalter‘, gelten als das ‚Mittelalterliche Klima-Optimum‘. Dass diese Einstufung zutrifft, dafür gibt es ein klares Indiz: Im Reich, das Karl der Große begründet und mit der Kaiserkrönung im Jahr 800 durch den Papst in Rom konsolidiert hatte, wuchs die Bevölkerung von etwa 17 Millionen auf über 73 Millionen um 1300. Diese enorme Zunahme der Zahl der Menschen drückte die Städtegründungen aus, die um das Jahr 1000 verstärkt einsetzten, weil das Land entsprechend dicht besiedelt war. Zwischen 1150 und 1300 erreichten sie ihren Höhepunkt. Nie mehr gab es so viele und so erfolgreiche Neugründungen in Europa. Damals wurden viele Klöster gegründet, die mit der Urbarmachung von Sümpfen, Mooren und anderen „Wüsteneien“ für neuen Siedlungsraum der weiter wachsenden Bevölkerung sorgten. Es gab sehr viele gute Jahre in diesen Jahrhunderten, in denen es dank ausgezeichneter Ernten nicht zu Hungersnöten kam.

Die Bautätigkeit erreichte, geradezu wörtlich zu nehmen, neue Höhen mit den gewaltigsten Kathedralen der Christenheit, aber auch mit profanen Bauwerken, wie der ‚Steinernen Brücke‘ über die Donau in Regensburg, die von 1135 – 46 ohne Umleitung der Donau errichtet wurde. Es gab so milde Winter und so gute Sommer, wie wir sie uns nicht einmal aus den Erfahrungen mit unserer gegenwärtigen Warmzeit so recht vorstellen können. Etwa dass 1171 die Obstbäume im Januar austrieben, 1185 im Mai Getreide reifte und im August die Reben geerntet werden konnten. Viele ähnliche Aufzeichnungen dieser Art sind für die Warmzeit des Hochmittelalters vorhanden. Bayern exportierte damals Wein bis nach Italien. Weinreben gediehen in Südnorwegen und auf Ostseeinseln.

In den Jahrhunderten der Völkerwanderung, die dem Mittelalterlichen Klimaoptimum ebenfalls einer Kleinen Eiszeit ähnlich vorausgegangen war, verhielt es sich anders. Da zwangen die sich massiv verschlechternden Wetterverhältnisse die Stämme aus Zentralasien und Nordosteuropa dazu, west- und südwärts zu ziehen. Unter ihrem Ansturm, bei dem es schlicht ums Überleben der Auswanderer ging, zerbrach das Römische Reich. Germanenstämme drangen nach Spanien und bis Nordafrika vor. Kriegsheere hätten sich aufhalten, zumindest bekämpfen lassen. Die Menschenfluten ganzer Völkerschaften aber nicht. Die gut fünf Jahrhunderte der großen Völkerwanderung stehen in Verbindung mit Verschlechterung der Witterung. Und Ähnliches lässt sich weiter zurückverfolgen in der Geschichte. Aufstieg und größte Machtentfaltung Roms fanden statt in klimatisch besonders günstigen Jahrhunderten. Auch im Auf und Ab der Mächte im Vorderen Orient und am Nil setzten die klimatischen Veränderungen die Rahmenbedingungen bis zurück zu den Anfängen der Hochkulturen und der



Foto: wikipedia

Die Wetterstation auf dem Hohenpeißenberg.

Entwicklung des Ackerbaus. Stets fielen die guten Zeiten, die Fortschritte brachten, mit warmen Zeiten zusammen, die Rückschläge aber mit den kalten.

V.

Betrachten wir die jüngere Vergangenheit aus anderen Blickwinkeln. Bereits kurz nach Beginn der Kleinen Eiszeit, nach dem ersten großen Vorstoß der Alpengletscher, der sehr schnell kam, aber nur etwa ein Jahrhundert (1350 bis 1450) andauerte, trat eine global grundlegende Änderung ein. Sie wirkt bis in unsere Zeit nach. 1492 wurde die „Neue Welt“ entdeckt und von Spanien und Portugal rasch erschlossen, was zunächst nichts weiter als Raub und Ausbeutung bedeutete, zunehmend aber auch Umsiedlung von Menschen aus Europa nach Übersee. Von dort kamen vier Pflanzen bzw. ihre Produkte nach Europa zurück, die buchstäblich die Welt veränderten: Kartoffeln, deren Anbau auch auf für Getreide ungeeigneten Böden gute Ernten brachte, Mais, der zwar ein paar weitere Jahrhunderte den Umweg als Türkorn (Kukuruz) machte, bevor er seit dem späten 20. Jahrhundert zur größten Herausforderung für Natur und Umwelt wurde, Zucker aus Zuckerrohr und Tabak, die beide in noch nie da gewesener Weise Ernährung und Gesundheitszustand beeinträchtigten.

Im Gegenzug wurde „Europa“ nach Übersee in einem Ausmaß exportiert, das alles Bisherige um viele Größenordnungen übertraf. Europa globalisierte den Rest der Welt mit Pflanzen, Tieren, Unkraut, Ungeziefer und Krankheiten. Was wir gegenwärtig an Globalisierung erleben oder auch nur befürchten, ist der Rückschlag, der uns immer härter trifft. Denn alles, was die Europäer bei ihrer globalen Expansion verursachten, veränderte die globalen Zustände. So wurden in den heutigen USA (ohne Alaska) zwischen 1650 und 1900 über 90 Prozent der Wälder abgeholzt und die Grasländer der Prärien fast vollständig vernichtet. Die mittelalterlichen

Waldrodungen, selbst die Waldvernichtung rund ums Mittelmeer im Altertum waren demgegenüber Kleinigkeiten.

Die Entwaldung läuft ungebrems weiter. Zwangsläufig wurde sie dorthin verlagert, wo es noch große Wälder gibt. Am stärksten betroffen sind gegenwärtig die Tropenwälder. In Südamerika werden sie niedergebrannt, um auf den gerodeten Flächen Futtermittel für unser Stallvieh zu erzeugen. Schwer betroffen sind auch Afrika und Südostasien sowie zunehmend der nördliche Nadelwald Eurasiens und Kanadas, die Taiga. Zur direkten Waldvernichtung, die allein in den letzten 100 Jahren die Hälfte des Waldbestandes der Erde gekostet hat, kommt hinzu, dass alljährlich im Südwinter, der Trockenzeit in den Tropen und südlichen Subtropen, riesige Flächen abgebrannt werden, um Graswuchs für Vieh zu stimulieren.

Nach Angaben des Umweltprogramms der Vereinten Nationen betreffen die Brände Flächen in der Größe von Indien oder sogar von Australien. Die Energie, die dabei völlig ungenutzt frei wird, übertrifft den gesamten Energieumsatz von Deutschland, Österreich und der Schweiz zusammen. Mit Folgen für das Klima der Erde. Die Fleisch-erzeugung setzt global sogar mehr klimaschädliche Gase frei als der gesamte Kraftfahrzeugbetrieb von Deutschland, Japan und Indien. Unsere Fleischerzeugung in Deutschland ist Spitzenreiter. Auf die vorhandene landwirtschaftliche Nutzfläche bezogen, erzeugt kein Land so viel Fleisch wie Deutschland. Das geht nur, weil riesige Mengen Futtermittel aus Übersee für Stallviehhaltung und Geflügelmast importiert werden. So frisst unser Vieh Tropenwälder mit ihrer Lebensvielfalt. Die Auswirkungen treffen uns nicht nur indirekt über Änderungen im Klima der Erde, sondern ganz direkt mit den Fluten von Gülle, die unser Land mit Gestank überziehen, die ins Grundwasser und in die Oberflächengewässer eindringen und weit mehr in unserer Natur verändern als die geringfügige Erwärmung. Das drückt die lebendige Natur in aller Deutlichkeit aus.

VI.

Zahlreiche die Wärme liebende Tier- und Pflanzenarten breiteten sich in Bayern in den warmen Sommern und milden Wintern Anfang des 19. Jahrhunderts aus. Doch sogar in der deutlich kälteren zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gab es mehr Wärme liebende Arten und diese in größerer Häufigkeit als gegenwärtig. Seit 1960 nehmen die weitaus meisten dieser Arten bei uns ab oder sie sind bereits verschwunden. Das gilt für Insekten, Schlangen, Eidechsen und Vögel sowie für viele Blütenpflanzen. Sie werden in zunehmender Zahl und mit steigendem Gefährdungsgrad in den „Roten Listen der gefährdeten Arten“ geführt.

Die wenigen Vertreter der Kategorie „Wärme bedürftig“, die tatsächlich zunehmen, leben an Gewässern und in (Groß)Städten. Besonders ausgeprägt sind die Rückgänge bei Schmetterlingen. Ihre Häufigkeit nimmt seit Jahrzehnten stark ab. Die Zeiten, in denen über den blumenreichen Wiesen Tagfalter unterschiedlichster Arten in großer Zahl umhergaukelten, gehören der Vergangenheit an. Noch stärker abgenommen haben Vorkommen und Häufigkeit nachtaktiver Schmetterlinge. Zu diesen gehören mehr als zehnmal so viele Arten wie zu Tagfaltern. Von England bis Bayern nahmen sie seit den 1960er Jahren um zwei Drittel der Häufigkeit ab. Die stärksten Verluste trafen die Wärme liebenden Arten. Also sollte es kälter und feuchter geworden sein. Tatsächlich ist es so.

Das stellte sich bei einem Naturexperiment heraus, das vor einem Jahrzehnt stattfand. Im Super-Sommer 2003 stieg die Häufigkeit der Schmetterlinge, der tag-, wie auch der nachtaktiven Arten, so kräftig an, dass dieser Sommer als „Schmetterlingssommer“ den aufmerksamen Naturbeobachtern in Erinnerung geblieben ist. Monatlang anhaltende Hitze und Trockenheit bremsten das Pflanzenwachstum so stark, dass kurzfristig trockenwarme Lebensbedingungen zustande gekommen waren.



Professor Reichholz (li.) – hier mit seiner Frau Miki Sakamoto-Reichholz und einem Besucher der Veranstaltung – hat seine Gedanken ausführlich dargelegt

in seinem Buch „Eine kurze Naturgeschichte des letzten Jahrtausends“ (S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main, Taschenbuchausgabe 2009).

Seit Jahrzehnten hatte es solche nicht mehr gegeben. Die Schmetterlinge reagierten wie viele andere Insekten darauf. Die Vögel profitierten, weil sie für die wichtigere erste Brut im Jahr eine außergewöhnliche Fülle von Kleininsekten als Futter für die Jungen hatten.

Doch der Sommer blieb ohne Nachwirkungen. Die nachfolgenden verliefen, von zu kurzen Perioden sonnig heißer Witterung abgesehen, nahezu durchwegs zu feucht. Die Vegetation wuchert immer mehr, auch in Naturschutzgebieten. Hauptgrund ist die Überdüngung. Seit den 1980er Jahren wächst sie zu schnell zu dicht auf. Dabei entstehen feuchte und zu kalte kleinklimatische Bedingungen, auch wenn sonniges Wetter herrscht. Die Überdüngung, die seit Jahrzehnten mehr als 100 Kilogramm (Rein)Stickstoff pro Hektar und Jahr zurücklässt, erzeugt diese feuchtkühlen Lebensbedingungen im bodennahen Bereich.

Im 19. Jahrhundert war das anders. Die mit Pflanzennährstoffen stark unterversorgten Böden waren mager. Bei sonnigem Wetter erwärmte sich die Bodenoberfläche stark. In unserer Zeit wird sie durch die Transpiration der dichten Vegetation kälter. Die Überversorgung mit Pflanzennährstoffen, der unsere Natur ausgesetzt ist, stammt nicht allein aus der Landwirtschaft, auch wenn diese, insbesondere in den Gülleregionen, den bei weitem größten Teil davon liefert. Sie kommt auch direkt „aus der Luft“. Luftstickstoff wird in schnell drehenden, leistungsstarken Motoren und in modernen Heizungen mit verbrannt. Dadurch entsteht eine „Düngung aus der Luft“ mit 30 bis über 50 Kilogramm Stickstoff pro Hektar und Jahr. Eine solche Menge galt vor dem Zweiten Weltkrieg in der Landwirtschaft als Düngziel.

Die lebendige Natur zeigt also ganz folgerichtig kühlere und feuchtere Lebensbedingungen im bodennahen Bereich an. Die Niederschläge beeinflussen die Leistungen im Naturhaushalt und die Vielfalt der Lebewesen weit mehr als die Temperaturen. Deren Variabilität von Sommer zu Sommer oder Winter zu Winter ist, wie ausgeführt, sogar eher geringer geworden als früher. Für Land- und Forstwirtschaft sind warme und feuchte Sommer günstige Umweltbedingungen. Ernten und Zuwachs fallen daher, den tatsächlichen Witterungs-

schwankungen zum Trotz, von Jahr zu Jahr ähnlich gut bis hervorragend aus.

Viel besser jedenfalls als im 19. Jahrhundert, dank der Düngung. Diese kostet uns jedoch sehr viel. Sie belastet zusammen mit den Rückständen aus Pflanzenschutzmitteln das Grundwasser und verdrängt bzw. vernichtet die Artenvielfalt. Wir zahlen hohe Trink-, Brauch- und Abwassergebühren gemäß dem sehr hohen Standard, lassen aber zu, dass ein Vielfaches unserer menschlich-häuslichen Abwässer als Gülle völlig ungereinigt frei über Feld und Flur ausgebracht wird. Zwischen den Umwelt- und Hygienestandards, die Industrie und Bevölkerung einzuhalten haben, und der weitgehenden Freistellung der Landwirtschaft davon liegen Welten. Von ihr gehen die mit weitem Abstand größten Umweltbelastungen und Landschaftsveränderungen aus.

Die Anpassung an den Klimawandel ist in der Landwirtschaft längst vollzogen. Der Mais ist die Feldfrucht unserer Zeit und größter Gewinner des Klimawandels. Beim Mais geht es nicht um die wirkliche Bedeutung der statistisch errechneten Trends in Form von Zehntelgraden, sondern um das große Geschäft. Auch unseren Wäldern würde eine nachhaltige Erwärmung, so sie denn in absehbarer Zeit kommt, nichts ausmachen. Sie würden wieder zurückwechseln in die Buchen- und Eichenwälder des Mittelalters und ihre Funktionen im Naturhaushalt erfüllen. Doch sie sollen ja nicht einfach Wälder, sondern auch möglichst hochproduktive Forste sein. Das Waldsterben haben sie bestens überstanden, obwohl vorhergesagt worden war, dass es zur Jahrtausendwende in Deutschland keinen Wald mehr geben wird. Wo also liegt dann „das Problem“ der Klimaerwärmung?

VII.

Zunächst und zuvörderst steckt es in unserer Unwilligkeit, hinzunehmen, dass auf Dauer nichts so bleiben kann, wie es ist. Wir wollen keine Änderungen. Denn längst haben wir mehr als sich unsere Großeltern hätten erträumen können. Sie waren den Unzuverlässigkeiten und Unbilden der Witterung ausgesetzt, hatten mit Hungerzeiten, Seuchen und auch mit heutzutage vergleichsweise harmlosen Krankheiten zu kämpfen. Dennoch gaben sie die

Zukunft nicht auf. Es sind die guten Zeiten in denen apokalyptische Prognosen Hochkonjunktur haben. Die „Medien“, die solche verbreiten, leben davon. Sie profitieren davon wie die Urheber. Der Klimawandel ist ein großes Geschäft. Ein Geschäft mit der Angst. Was früher war, wird ausgeblendet, weil es die „Szenarien“ stören könnte. Kritische Forschung tut sich schwer, so sie überhaupt wahrgenommen wird. Sie sieht sich ungleich strengerer Betrachtung ausgesetzt als das was zum Mainstream passt. Auch im Wettbewerb um Forschungsmittel. Das war beim „Waldsterben“ schon so und hat sich beim „Klimawandel“ noch verstärkt.

Die Tatsache, dass in Bayern Menschen an Malaria noch bis Ende des 19. Jahrhunderts erkrankten und auch starben, findet ebenso wenig Beachtung wie die Feststellung, dass Gletscherwasser nur einen verschwindend geringen Anteil an der Jahreswasserführung der Flüsse ausmacht, die aus den Alpen kommen. Malaria wird als neue Bedrohung propagiert. Dabei erkrankten in den Weihergebieten bei Erlangen noch Ende des 19. Jahrhunderts Menschen daran. Am Oberrhein hielt sich Malaria sogar bis in die Anfangsjahre des 20. Jahrhunderts. Es gab sie in Norddeutschland und Holland in den kalten Jahrhunderten der Kleinen Eiszeit. Die zur Übertragung der Malaria befähigten Anopheles-Mücken kommen bis zum Polarkreis vor.

VIII.

Stürme gab es früher nicht weniger häufig als jetzt. Die großen Einbrüche der Nordsee und auch die letzte schwere Sturmflut, die 1962 Hamburg heimgesucht hatte, fanden in kälteren Zeiten statt. Dass in den vergangenen beiden Jahrzehnten mehrere Stürme schwere Schäden in den Forsten angerichtet haben, liegt weniger an ihrer Stärke als daran, dass die betroffenen, meist monokulturartig gepflanzten Baumbestände den Altersbereich erreicht hatten, der besonders sturmanfällig ist. Dass die Schäden zunehmen, ist richtig. Aber Schäden sind nicht gleichzusetzen mit der Stärke der Naturkatastrophen. Versicherungen wissen das sehr wohl.

Es sind die angehäuften Werte, um die wir fürchten. Hochwasser, auch mittelmäßiges, bedroht Siedlungen in Bach- und Flusstälern, weil wider besseres Wissen aus Jahrhunderten von den Kommunen Baugebiete dort hinein ausgewiesen wurden. Dürren können Formen von Landwirtschaft treffen, die mit immer größeren Monokulturen ohne Rücksicht auf die landschaftlichen Feinstrukturen wirtschaftet. Die Steuerzahler werden die „Klimaschäden“ auszugleichen haben, nicht diejenigen, die von der Massenproduktion profitieren. Kalte Winter, die es immer wieder geben wird, werden uns dann sehr gefährlich werden, wenn ein zu großer Anteil unseres Energiebedarfs auf die „Erneuerbaren“ ausgelegt wird. Im Februar 2012 haben wir gerade noch einmal Glück gehabt.

Aber droht denn wirklich ein Klimawandel in der Dramatik, wie es die Medien darstellen? Die vielen „Klimagewinner“, die es bereits gibt, und die saftig von Prognosen profitieren, deren Eintreten, da in weite Ferne der Zukunft geschoben, nicht überprüft werden kann (also geglaubt werden muss), sollten uns skeptisch machen. Das Allermeiste wird nicht einmal halb so schlimm. Skepsis ist das Markenzeichen der Naturwissenschaften. Damit und mit wiederholt und unabhängig kritischer Überprüfung haben sie Erfolg, nicht mit blindem Glauben an (Computer)Modelle, die doch, wie sich zeigt, permanent revidiert werden müssen.

Dass das Eis, das Grönland und die Antarktis bedeckt, in absehbarer Zeit abschmilzt, ziehen neueste Forschungen stark in Zweifel. Grönlands Gletscher hielten der Warmzeit vor gut 100 000 Jahren stand, in der es so warm war, dass Nilpferde in Rhein und Themse lebten. Am Ende der letzten Eiszeit stieg die Temperatur in der Arktis in kurzer Zeit, möglicherweise in weniger als einem Jahrhundert, um über acht Grad an. Es hat also durchaus auch sehr schnelle Klimaänderungen gegeben. Seit Ende der 1990er Jahre steigt die Globaltemperatur nicht mehr, obwohl über 40 Prozent Kohlendioxid zusätzlich frei gesetzt worden sind. Zu den Modellrechnungen passt das nicht.

Offensichtlich wurden die Milliarden, die im Rahmen des Kohlendioxid-Emissionshandels ausgegeben worden sind, wirkungslos verschleudert. Wir alle haben daran mitgezahlt, ohne den geringsten Nutzen zu erzielen. Deshalb muss auch die Wärmedämmung von Gebäuden hinterfragt werden. Von der Bundesregierung zwar gefordert und auch gefördert, widerspricht sie den Klimamodellen, denen zufolge es wärmer werden sollte. Zudem wird immer deutlicher, dass die Kosten größer als die Einsparungen sind, und Kohlendioxid damit nicht eingespart wird. Ähnlich verhält es sich mit der Erzeugung von „Biomasse“ als „erneuerbare Energie“ und mit der Photovoltaik. Der Eindruck verstärkt sich, dass es sich um ein Förderprogramm für die Landwirtschaft zum Abbau von Überschüssen und bei der Gebäudeisolierung um die größte Bauförderung seit dem Wiederaufbau nach dem Zweiten Weltkrieg handelt.

Unser Leben wird sich ändern. Daran ist nicht zu zweifeln. Ob der Klimawandel dabei am bedeutendsten ist, das ist jedoch fraglich. Um Veränderungen kommen wir sicher nicht herum. Die Menschheit wächst weiter. Noch mehr als die Zahl der Menschen steigen Ansprüche und Erwartungen. Zu glauben, dass wir mit unserem Anteil von etwa einem Tausendstel an der Menschheit diese verändern und das Klima „in den Griff bekommen“ könnten, zeugt von maßloser Überheblichkeit oder von schlichtem Wunschdenken. Das Leben in unserem Land könnten wir hingegen sehr wohl zukunftsfähig gestalten.

Dazu gehört, dass wir nicht länger in neokolonialistischer Weise von anderen Regionen der Erde leben, sondern von dem, was unser Land bei nachhaltiger Bewirtschaftung selbst hervorbringt. Das heißt ohne Futter- und Düngemitteln aus Übersee mit Kreislaufwirtschaft. Was wir nicht aus eigener Kraft selbst erzeugen, sondern importieren wollen, ist Luxus. Das sollte klar (gemacht) werden. Allerdings muss die Politik Rahmenbedingungen setzen, bei denen sich ein vernünftiger, sparsamer Umgang mit den Ressourcen lohnt. Gegenwärtig ist das nicht der Fall. Die Klimapolitik ist darauf ausgerichtet, neue Steuern zu erheben. Sparen lohnt nicht. Es verteuert umgehend das, woran gespart wird.

Mit unserer Politik des Stillstands sind wir nicht gerüstet für die Herausforderungen, die eine sich immer schneller ändernde Welt mit sich bringt. Viel zu viel wird „auf den Klimawandel“ geschoben; zu wenig von dem, was hier und jetzt zu ändern nötig wäre, wird angepackt. Es mangelt an Zuversicht. Sie wäre das Beste, was wir unserer Jugend auf dem Weg in die Zukunft geben könnten. Als jegliche Veränderungen ablehnende Bedenkenträger, die wir geworden sind, brauchen wir dringender als alles andere einen gesellschaftlicher Klimawandel. □

Vernissage Christoph Brech

Rom & Vatikan

Der Wechsel der Perspektive ist es, der die Fotografien und Videos von Christoph Brech für den Betrachter so interessant macht. Rund 180 Kunstinteressierte kamen am Abend des 18. April 2013 zur Vernissage ins Kardinal Wendel Haus, um zusammen mit dem Künstler die Eröffnung seiner Ausstellung „Rom & Vatikan“ zu feiern. Der Journalist und Kunstkritiker Wilhelm Christoph Warning stellte in seiner Einführung rund 40 Fotografien und

drei Videoinstallationen vor, für deren Realisierung Christoph Brech in den Straßen Roms und auch in den Vatikanischen Museen unterwegs war. Die Ausstellung ist bis zum 12. Juli 2013, montags bis freitags von 9 bis 17 Uhr im Kardinal Wendel Haus, dem Tagungsgebäude der Katholischen Akademie Bayern, zu sehen. Der Eintritt ist frei; um eine kurze Anmeldung unter 089/381020 wird gebeten.

Eine Einführung

Wilhelm Christoph Warning

Das passt doch zu einer katholischen Akademie gerade in diesen Tagen, mitgenommen zu werden nach Rom. Zumal Christoph Brech in diesem Panorama auch noch sehr ungewöhnliche, fast möchte man sagen, aktuelle Impressionen nahe bringt von dem Abend, an dem diese Stadt, an dem rund um den Vatikan alles zu vibrieren schien, jenem Abend, an dem er, der Künstler mit seinem besonderen, seinem genauen Blick die Menge der Gläubigen erfasste, die auf dem Petersplatz gespannt auf den berühmten schwarzen oder weißen Rauch, und trotzdem geduldig im Regen wartete. Er, der Fotograf hier und dort, ihm gegenüber, die Menschen. Die Gläubigen. Jedenfalls die, die dabei sein wollten, bei der Entscheidung. Die ausharrten, trotz des Regens. Also eines der vielen journalistischen Bilder von der Papstwahl als ein „Seht, so war das“?

Bei Christoph Brech, diesem immer hungrigenerspähler des Besonderen und der anderen, ungewöhnlichen Ebene, beim Künstler Christoph Brech ist die Antwort ohnehin klar: Natürlich nicht journalistisch und trotzdem mit dem Gespür für den Augenblick. Gilt doch dieses „Seht so war es“ selbstverständlich auch.

Aber das Besondere, das Faszinierende ist hier der Wechsel der Perspektive. Man steht der Menge gegenüber. Und man sieht, durch den genauen Blick des Künstlers, nicht nur die Menschen, die Bauwerke, den Himmel. Sondern man sieht eine weitere Ebene: dieses Gewoge der farbigen Schirme, das die Menschen fast verschwinden lässt. Das verleiht der Szene etwas Abstraktes. Nicht mehr, aha, es regnet. Sondern fast schon: „oh, ein Bild wie inszeniert!“ Ist es natürlich nicht, so wenig wie digital in Szene gesetzt. Und dazu dann ein weiterer Blick, in Spannung zu dieser farbigen horizontalen Abstraktheit, der

Blick auf die Geistlichkeit hoch oben, die schwarzen Gestalten mit ihren dunklen Schirmen. Beide Ebenen verbunden durch die Spannung des Wartens, und, natürlich, durch den römischen Himmel.

Wie herrlich ließe sich da jetzt dies oder das sprachlich-theologisch hineininterpretieren, solche Bilder sind wahre Steilvorlagen, etwa die gut Beschirmten, oder die wohl Behüteten oder die Frage, ob und wer denn im Kirchengefüge verschiedene Ebenen bildet, und die Hierarchien, es gibt ja auch noch ein Bild von den Kardinälen, und man könnte sinnieren, wie das hier – vielleicht sogar listig und augenzwinkernd ironisch – zum Ausdruck kommt. Ganz zu schweigen von DEM BALKON, auf den sich dann alle Blicke richten. Auch der des Künstlers Christoph Brech.

Eindrucksvoll ist, was er zeigt. Nicht den Papst. Aber, und es ist wieder das Besondere an seiner Wahrnehmung, er blickt zurück. Längst hat er die Perspektive gewechselt, ist jetzt in der Menge, ja im Rücken dieser Menge, zeigt, den Platz verlassend, das leere erleuchtete Fenster, das bis vor wenigen Minuten und für kurze Zeit zu einer Bühne wurde, einer Welt- und Kirchen- und Geistes- und Glaubensbühne. Nun ist diese Bühne verlassen. Was bleibt, ist eine leere, aber erleuchtete Kulisse. So, als ob die Aura des gerade erschienenen neuen Papstes, der sich nun zurückgezogen hat, noch immer anwesend wäre. Auf keinem der Brech'schen Bilder ist der Hl. Vater zu sehen. Und trotzdem ist er gegenwärtig.

Auf der documenta 7, 1982, gab es zwei verlassene Stühle in einem sonst leeren Raum, einander gegenüber gestellt und jeder Stuhl von einem weißen Gazevorhang eingehüllt. Eine berühmte Arbeit des Paares Abramovic und Ulay, die dort in einer Performance, sich

unentwegt anblickend, lange gesessen hatten und dann gegangen waren. Wer jetzt den Raum betrat, konnte die Begegnung der beiden beinahe körperlich nachvollziehen. Ähnliches vermittelt Christoph Brech mit seinem Bild: Gerade noch hatte er dort gestanden, der neue Papst Francesco und sich an die Menschen in der Welt gewendet. In der Leere des erleuchteten Fensters ist seine Gegenwart noch spürbar. So deutet das Foto ein zutiefst religiöses Thema an: Die Anwesenheit des optisch Abwesenden. Nur hat der Künstler das Bild nicht inszeniert, sondern genau hingesehen.

Meine sehr verehrten Damen und Herren, keine Angst, ich werde nicht auf jedes Foto so ausführlich eingehen, obwohl sich das anböte, angesichts der Komplexität dieser Bilder. Aber doch noch etwas verweilen, weil sich zeigen lässt, warum es so faszinierend ist, von Christoph Brech mitgenommen zu werden auf eine Entdeckungsreise. Denn überraschend ist sein Blick allemal. Wer zum Beispiel hat Rom je entdeckt durch die Spiegelung einer, bitte natürlich italienischen Autokarosserie? In Christoph Brechs Film „Punto“ fahren wir durch Rom, sehen die Häuser, die Chiese und Palazzi verzerrt, verfremdet, sehen neue Architekturen entstehen, die die Originalformen erahnen lassen.

Aber irgendwann, wenn man genug hat vom merkwürdigen Ratespiel des „Wo bin ich denn jetzt gerade?“ gibt man sich den eigenartigen Formen und Farben dieser optisch verdrehten Reise durch die römische Welt und ihren Himmel hin. Und dieser Himmel wird, passend zu roma aeterna auf einmal zum Grund und Boden. Da beginnt man angesichts dieser kaleidoskopischen Fahrt vielleicht auch neue Fragen zu stellen: etwa nach Original und Abbild, nach Figuration und Abstraktion, nach Oberfläche und Tiefe, nach Bewegung und Zeit vor allem, und so weiter. Grundfragen der Kunst und der Wahrnehmung. Die stellt Christoph Brech ohnehin immer wieder auf den Prüfstand.

Nehmen wir mal – welchem Künstler war es schon vergönnt, in die intimsten Räume der vatikanischen Museen zu kommen, um dort zu fotografieren? – nehmen wir mal das Bild der Statue mit den Schlangen, davor der Tisch mit den Tellern, dem Tablett und den Silber-

löffeln. Allein die Situation, die da festgehalten ist! Gastronomische Köstlichkeiten vor Athene! Wo sonst, wenn nicht in Rom! Und zusammengefasst zu einem geradezu klassischen Stilleben. Schon dies ist bemerkenswert. Sieht man genau hin, ergeben sich dann auch noch jede Menge interessanter, nicht nur kompositorischer Einzelheiten: Die silbernen Löffel antworten zum Beispiel in ihrer Form auf die der Schlangen neben dem Fuß der antiken Göttin, die übrigens eine römische Kopie des griechischen Originals ist. Abbild und Urbild.

Wer zum Beispiel hat Rom je entdeckt durch die Spiegelung einer, bitte natürlich italienischen Autokarosserie?

Zurück zum Foto, das so viele Ebenen zueinander zeigt: Etwa die des weiß gedeckten Tisches zu der des weißen Marmorpodestes, auf dem Athene steht, ihrerseits auf einem gelblichen Marmorgrund fußend, der seinerseits in seiner Form wieder der des ovalen Tablets entspricht, das aber leicht schräg auf den Säulen der Teller steht, und dessen Schräge wieder das leicht ausgestellte Spielbein der Göttin aufgreift. Da liegt dann noch leicht schräg dieses Papier, vielleicht die Menükarte oder der Sitzplan, wer weiß das schon, aber dieses Papier gibt der ganzen Komposition noch eine Drehung, einen Pfiff, eine Spannung, und erst der Hintergrund – schon gut, ich lasse Athene stehen, die antike Gottheit im vatikanischen Museum, und denke, hoppla, ist die Antike und die griechische Kultur- und Geistesgeschichte, später verbunden mit dem römischen Denken, nicht eine der Quellen unseres Glaubens?

Ein Einfall, der nahe liegt, wenn ich sehe, dass die Häppchen beim Papst schon zu Füßen von Pallas Athene gereicht werden und da liegt für mich das Pan-Theon nahe, das allen antiken Göttern und dann allen christlichen Märtyrern, also allen Heiligen oder der All-Heiligen, der Gottesmutter gewidmet



Kunstkritiker und Journalist Wilhelm Christoph Warning machte in der Einführung keinen Hehl aus seiner Begeisterung für die Arbeiten Christoph Brechs.



Diese wunderbare Perspektive auf Schirme und Statue fing Christoph Brech im Jahr 2009 auf dem Campo dei Fiori ein.

wurde, dieses Pantheon, dieser wunderbare runde Sakralraum und schon bin ich wieder angelangt bei einem Bild von Christoph Brech, dem Künstler des genauen Blicks, dem Entdecker des zu beachtenden Unbeachteten. Er hat zwischen den Säulen des Pantheons das Lager eines Obdachlosen bemerkt mit einer braun umhüllten, kleinen Flasche, die in ihrer Unscheinbarkeit fast an eine zeitgenössische Skulptur erinnert, an eine Madonnenstatue etwa, dazu die Tageszeitung und das zusammengelegte Habe, wie eine, wie man so sagt, Installation von Joseph Beuys, einem übrigens tief gläubigen Menschen. Nein, kein Sich Lustig machen ist das, über zeitgenössische Kunst, schon gar nicht über Beuys, den ich überaus hoch schätze, sondern ein Bemerkten, wie vielschichtig Ästhetik ist.

Und dass der griechische Begriff *aisthanestai* nicht bedeutet, zu sehen, was man schön findet, sprich Zeitgeistgeschmack, sondern dieses *aisthanestai* soviel meint wie wahrnehmen, erfahren, was allemal Sorgfalt im Hinsehen einschließt und große innere Offenheit, auch ein Dreingeben eingefahrener Sehklischees, vorgefertigter Erwartungsbilder. Die eben bedient Christoph Brech nicht, sonst wäre er wohl einer jener Künstler, die perfekte Illustrationen liefern, Bücher für den Couchtisch und Filme des süffigen Genusses, des

schönen Scheins, der golden im Abendlicht leuchtenden Fassaden, hochglanzprospektgeeignet. Nein, er, der Künstler des Hinsehens, der uns seine Erfahrungen vermittelt, also im wahren Sinn des Begriffes seine Aisthesis, also Ästhetik, das, was er wahrnimmt, mit allen Sinnen; er, dieser Künstler, also wechselt immer wieder den Blickwinkel. Sieht, was man gerne übersieht.

Fallen Vergangenheit und Gegenwart in eins?

Schauen Sie doch jenes Bild an der Stirnwand hier: Raffael, aber bitte sehr, was sehen wir da? Die Stanze di Eliodoro? Aber wie ist das: Gehört das Gerüst zum Bild? Was ist hier mit der Perspektive geschehen? Wo blicken die Menschen denn hin? Ist der Papst Architekt des Umbaus? Wie narrt uns die Zweidimensionalität, und führt uns in eine dritte! Und noch eine Frage: was geschieht hier mit der Zeit? Fallen Vergangenheit und Gegenwart in eins? Und darüber hinaus gefragt: kann ein unzerstörtes Bild überhaupt Vergangenheit zeigen oder vermittelt es nicht stete Gegenwart, dieses Bild, wenn es anwesend, sichtbar ist? Hebt es nicht die

Linearität des Zeitflusses auf zugunsten einer potenziellen Simultanität, eines Alles auf Einmal? Und: wird das nicht auf eigentümliche Weise hier bewusst? Und dann, daneben, jene Sicht auf die Sixtina, ein Blick in den Himmel, der sich neben dem Vorhang öffnet: Nicht nur ein Spiel mit der Tiefe, der Perspektive, sondern auch die Frage, wie weit der Himmel sichtbar, erreichbar ist. Was einen an Paulus, an das dreizehnte Kapitel im ersten Korintherbrief denken lässt und das noch eben unvollkommene Erkennen, das dann aber dem Vollkommenen weicht.

Wie, und auch dies muss noch gesagt sein, so vieles, was Christoph Brech sieht und fotografiert, Spiegel ist. „Jetzt schauen wir in einen Spiegel“, heißt es bei Paulus, „und sehen nur rätselhafte Umrisse. Dann aber schauen wir von Angesicht zu Angesicht.“ Mir ist das bei den Arbeiten von Christoph Brech immer wieder eingefallen. Bei seinen Spiegelungen. Das geht los mit dem Begriff Photographie: *Phos graphein*. Könnte man übersetzen Licht-Zeichnen. Phos aber steht auch für Leben. Brech ist ein Lebenszeichner. In einem gespiegelten Sinn. Und, oft genug, in einem sehr meditativen Sinn. Gerade in seinen Filmen, deren Betrachtung auch die Hingabe des Sehenden erfordert. Dies ist nichts zum Mitnehmen im Vorübergehen, mal eben so aus dem Augenwinkel.

Keine coole Kunst. In der Kapelle drüben sich niederlassen, blicken auf das, was zu sehen ist, was in dem Film geschieht. Diese Verwandlung, die da vor sich geht, unmerklich fast, mit den steinernen Grabplatten, den Epitaphen,

Werden und Vergehen, und wieder Werden, Wandlungsphasen in unmerklicher Bewegung.

den Angesichtern der Verstorbenen, die abgeschliffen werden durch die Schritte der Lebenden und sich verändern, zu Steinen werden oder zu anderer Lebendigkeit, zu anderen Gesichtern finden: Was für eine Metapher für das Leben, was für ein Spiegel des Erkennens oder des Erkennens im Spiegel.

Werden und Vergehen, und wieder Werden, Wandlungsphasen in unmerklicher Bewegung. Hochpoetisch und verdichtet, wie auch beim Blick in das Wasser oder auf das Wasser: „Il Ponte“ hat Christoph Brech diesen Film genannt, der, wie so oft, den Strom der Bewegung zeigt – Bewegung als Leben, das Hin und Her der Menschen über den Strom inmitten eines besonderen,

sich verändernden Lichtes. Übergang? Jedenfalls nicht fassbar. Wieder erkennt man Schemen, eben: Spiegelungen, die das Urbild ahnen, aber nicht greifbar werden lassen, sanft dahingetrieben von entrückter, verschwommener, oder sollte man sagen: verspiegelter Gustav Mahler Musik. Kein Stillstand, sondern Flüchtigkeit. Der Augenblick ist nicht anzuhalten. Und doch scheint er dies in den Fotografien, die wie Erinnerungen sind an Gesehenes, und Auskunft geben über Momente des Lebens. Aber auch Erinnerung verblasst. Vielleicht schon ein Beginn des Übergangs. Dann aber werde ich durch und durch erkennen, so, wie ich durch und durch erkannt worden bin. □

Presse

Süddeutsche Zeitung

18. April 2013 – Brechs Fotografien und auch seine Videokunst geben sich der Stadt auf unerwartete Weise hin. Er starrt gebannt, wo andere nicht hinsehen. Etwa auf die abgetretenen Grabplatten im Boden alter Kirchen. Findet den Makel hinter der schönen Fassade, taktvoll und unverschämt zugleich. Und vor allem, er nimmt sich Zeit, auch wenn sie, wie er sagt, gegen ihn und die Stadt arbeitet. 2006 war Christoph Brech, der bei Franz Bernhard Weißhaar an der Münchner Akademie Christliche Kunst studiert hat, für ein Jahr Stipendiat der Villa Massimo. Rom, die fremde Stadt, hat er sich als Flaneur erschlossen. Das habe er sich zur Gewohnheit gemacht, sagt der Münchner mit dem amerikanischen Pass, der mittlerweile überall auf der Welt arbeitet und lehrt. So entstand die Idee zu seinem Rom-Tagebuch; die Essenz eines Tages, konzentriert in einem Foto.
Jutta Czeguhn

Die Tagespost

25. April 2013 – Da sitzt Jesus beim letzten Abendmahl, in einem roten Gewand. Er hält still und leise lächelnd den Blick nach unten gerichtet, seine Arme öffnet er über dem Tisch wie um alles zu umfassen, während dicht um ihn herum die Apostel sitzen und wild durcheinander gestikulieren. Direkt unterhalb von Jesus hat sich ein Mädchen niedergelassen. Sie ist Japanerin, rot gekleidet. Auch sie hat den Blick nach oben gerichtet: auf dem Bildschirm ihres Mobiltelefons. Die Stühle rechts und links von ihr sind leer. Eigentlich sei er mit den Gobelins von Raffael beschäftigt gewesen, erzählt der Fotograf und Videokünstler Christoph Brech, als sich ihm zufällig diese Szene bot: In der Sala VIII der Vatikanischen Museen in Rom. Spontaneität und Zufall spielen eine wichtige Rolle im Werk des 49-jährigen Künstlers, oder, präziser gesagt, das Offenhalten der Augen für den richtigen Moment.
Anna Sophia Hofmeister



Vor Athene mit der Schlange und den Tellern stehen Dr. Florian Schuller, Christoph Brech und Wilhelm Christoph Warning (v.l.n.r.).



Rund 180 Gäste kamen zur Vernissage. Viele blieben nach dem Vortrag noch auf ein Glas Wein und schauten sich die Fotografien näher an.

Die sieben Freuden

Florian Schuller

Viele von Ihnen kennen vielleicht die Traditionen der „Sieben Freuden Marias“, wie sie in der mittelalterlichen Kunstgeschichte immer wieder auftauchen. Daran angelehnt, habe ich die sieben Freuden des Florian Schuller und der Katholischen Akademie über diese Ausstellung formuliert.

Die **erste Freude** heißt: Bilder der Sehnsucht für Rom-Sehnsüchtige. Dazu ein Zitat: „Es sind ungewohnte Blicke auf die Ewige Stadt, Blicke auf das Gewöhnliche, das uns umgibt, feine und ruhige Bilder von großer poetischer Kraft, mit einer magischen Dimension. Rom wird eine Stadt ohne Zeit. Dinge, schon tausendmal gesehen, verwandeln sich in völlige Neuheiten. Christoph Brech erzählt von einer Welt voll uralter Gegenstände, wo der Zufall alles andere als zufällig ist, denn der Künstler kombiniert das Gewohnte mit dem Ungewohnten. Er führt in seinen Studentenfotos zusammen, was vorher getrennt war.“ Ein Zitat aus welchem Kontext? Sie werden es nicht glauben: aus der täglich erscheinenden italienischen Sportzeitung „Corriere dello sport“.

Wir lästern im Moment etwas über die politische Situation Italiens. Aber können Sie sich vorstellen, dass in unserem Fußballmagazin „Der Kicker“ eine solche Rezension über eine Kunstausstellung zu lesen wäre? Ich glaube nicht. Und das drückt sehr gut aus, was meine erste Freude ist, nämlich, Rom auf eine ungewohnte Weise zu erleben und dabei ganz eigene Schwingungen in sich zu verspüren.

Eine **zweite Freude**: Mein Eindruck ist, Christoph Brech hat einen unwahrscheinlichen Blick für extreme Situationen, für Gegensätze und für Parallelitäten. Es ist unglaublich, wie er Dinge, Situationen, die da sind, so in den Blick nimmt, dass es schlicht und einfach frappant ist.

Deshalb meine **dritte Freude**, wenn ich diese Bilder anschau: Sie sind eine Sehnsucht, man lernt sehen. Bei den ersten Bildern habe ich kaum etwas gesehen, und dann hat er gesagt, passen Sie auf, da ist der Hund, und da vorn ist auch der Hund, da sitzt er so, und da sitzt er so. Also, eine echte Lernschule des Sehens.

Eine **vierte Freude**: Man wird in seiner eigenen Neugierde geweckt, vor allem, wenn man die Videos betrachtet. Die Frage, wie er diese gemacht hat, habe ich mir immer wieder gestellt. Was für mich sehr interessant war: Es gibt ja heute sehr viele Filmemacher und Videokünstler, die einfach ihr Filmmaterial digitalisieren, bearbeiten und so verändern, dass am Ende etwas ganz anderes herauskommt. Wenn ich das recht sehe, geht Christoph Brech völlig anders vor, nämlich nicht technizistisch sämtliche Möglichkeiten einer digitalen Verfremdung ausnützend. Sondern er hat entscheidende Ideen, die im Prinzip sowohl sehr einfach wie auch genial sind, und die er mit äußerster Kreativität umsetzt. Zentral bei der Erstellung dieser Videos ist der Kopf und nicht der PC.

Meine **fünfte Freude**: Er ist durch und durch katholisch, mit Leib und Seele – und auch mit Verstand sowie Herz und Kopf – und noch dazu mit viel Kreativität und auch ganz konkret fachlichem und anderem Engagement.



Akademiedirektor Dr. Florian Schuller begrüßte die Gäste und formulierte seine sieben Freuden.

Und da kommt die **sechste Freude** ins Spiel. Diejenigen von Ihnen, die in einem alten klassischen katholischen Religionsunterricht aufgepasst haben, werden die Definition von Sakrament wissen: Sakrament ist ein sichtbares Zeichen für eine unsichtbare Wirklichkeit. Und ich habe den Eindruck, in den Bildern von Christoph Brech gibt es so eine ganz eigene sakramentale Dynamik. Wenn man die fünf Bilder vom Tag der Wahl von Papst Franziskus anschaut, so ist alles mögliche zu sehen, nur der Papst nicht. Der taucht nicht auf, den muss man sich jeweils dazu denken.

Oder diese beiden Bilder, die mich besonders fasziniert haben, als wir sie aussuchten: Die Messe von Bolsena, der Papst mit dem Gesicht von Julius II., der kniet und die Eucharistie anbetet. Aber die Eucharistie, die Hostie, den Kelch, den Altar sieht man gar nicht; man sieht nur ein Gerüst. Das ist der Bereich, in dem bei der Restaurierung gearbeitet wurde. Für mich ein starkes theologisches Bild: der Papst mitten drin in allem, was renoviert werden muss, kniet da hinten und betet. Das würde vielleicht auch zu Papst Franziskus ganz gut passen. Auch das Bild oder Symbol der Eucharistie taucht nicht auf. Diese ganz eigene Präsenz des Nichtsichtbaren, die Präsenz des Geistigen, fällt mir immer wieder auf.

Und eine **siebte Freude** oder ein siebter Gedanke: Ich habe den Eindruck, dass Sie, sehr geehrter Herr Brech, eine sehr starke Ähnlichkeit mit Carl Zuckmayer haben. Warum Carl Zuckmayer? Weil man Carl Zuckmayer als ein Genie der Freundschaft bezeichnete. Wenn Sie zu erzählen beginnen, wenn Sie alles kennen, mit wem Sie herzlich verbunden sind: Da haben Sie eine ganz eigene Begabung, ein ganz eigenes Charisma, nicht nur oder nicht



Prof. Dr. Willibald Folz (li., im Gespräch mit Dr. Florian Schuller), Vorsitzender des Vereins der Freunde und Gönner, besuchte die Vernissage.

Die Arbeiten Christoph Brechs bilden die 99. Ausstellung in der Geschichte der Katholischen Akademie.

in erster Linie Networker für das eigene Werk zu sein, sondern wirklich Freundschaften und Beziehungen zu stiften und zu pflegen, von Professor Arnold Nesselrath bis zu Neil MacGregor, dem früheren Chef der National Gallery und jetzigen Chef des British Museum in London.

Ich möchte schließen mit einem doppelten Wunsch, und diesen doppelten Wunsch, den hole ich mir von jener berühmten Geschichte über Leo XIII., der als Papst auch Gäste zu Besuch hatte. Er soll einen Engländer empfangen haben, der zu ihm sagte: Ach, ich bin

schon drei Wochen in Rom, und glaube, ich habe kapiert, was Rom eigentlich ist. Darauf sagt Leo XIII. zu ihm: Ich gratuliere Ihnen; ich lebe schon 30 Jahre in Rom und beginne eben erst zu ahnen, was Rom ist.

In Erinnerung an diese Geschichte möchte ich erstens Christoph Brech wünschen, er möge auch die kommenden Jahrzehnte immer tiefer eindringen in das, was Rom ausmacht. Und ich wünsche uns allen, dass die Bilder von Christoph Brech helfen mögen, dass wir dies auch in Abwesenheit von Rom tun können. □